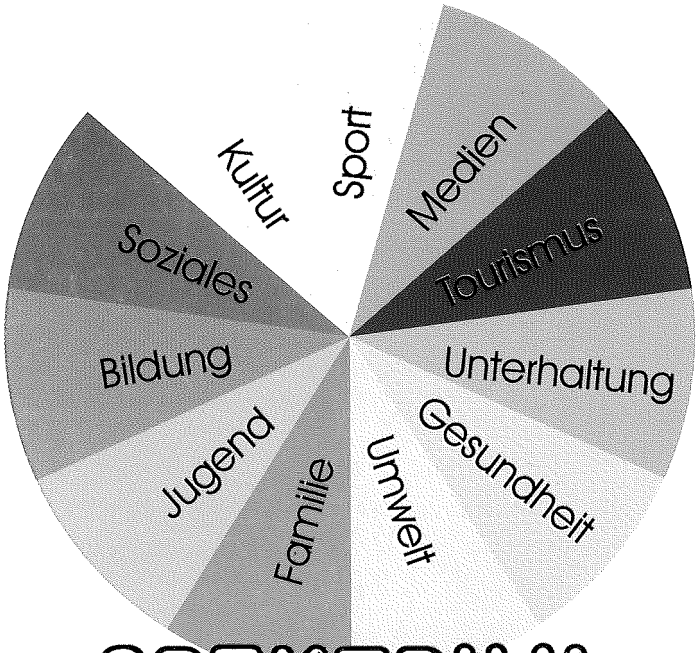



# SPEKTRUM FREIZEIT

## Forum für Wissenschaft, Politik & Praxis

erweitert aus der Zeitschrift "Freizeitpädagogik"

Heft 1–2/1997

Freizeit
zwischen Markt & Staat

# Inhaltsverzeichnis


## Editorial:

Popp, Reinhold: Freizeit im Spannungsfeld zwischen Staat und Markt . . . 5

## Freizeit & Staat

Laurien, Hanna-Renate: Verfügbare Zeit – Ausbeutung oder Erfüllung? Herausforderung an Gesellschaft und Politik. Eine Position aus der Sicht des Staates . . . . . 14

## Freizeit & Markt

Hocnisch, Peter: Die neuen Medien sind da – wo bleibt der neue Mensch? Eine Position aus der Sicht des Marktes . . . . . 20

## Freizeit & Medien/Mobilität/Massenkultur

Opaschowski, Horst Walter: Medien, Mobilität und Massenkultur. Neue Märkte der Erlebnisindustrie oder verlorene Aufgabenfelder der Pädagogik? . . . . . 26

## Freizeit & Bildung

Nahrstedt, Wolfgang: Freizeitbildung zwischen Staat und Markt . . . . . 50

## Freizeit & Sport

Beckers, Edgar: Fit for fun statt fit for life . . . . . 55

## Freizeit & Sportpädagogik

Schmidt-Millard, Torsten: Olympische Pädagogik und Kommerzialisierung. Aspekte der Neuformulierung des Bildungsbegriffs in der Sportpädagogik . . . . . 67

Zellmann, Peter: Freizeit(sport)pädagogik im Spannungsfeld zwischen

## Freizeit & Management

Wöhler, Karlheinz: Freizeitbildung oder Freizeitmanagement? Zur Ökonomisierung eines postmodernen Integrationsmechanismus . . . . . 101

## Diskussionsbeiträge

Pöggeler, Franz: Alter und Bildung . . . . . 118

Tokarski, Walter: Lebensstile: Ein brauchbarer Ansatz für die Analyse von Alter, Bildung und Freizeit? . . . . . 136

Neumann, Dieter: „Zeit für Gefühle". Zur Biologie menschlicher Gefühls- und Verhaltensweisen . . . . . 157

Heieis, Manfred: Mallorca – und kein Ende in Sicht? . . . . . 172

Wörz, Susanne; Braun, Ottmar: Sozialpsychologische Aspekte bei jugendlichen Sprachreisenden . . . . . 178

## Mitteilungen der Kommission Freizeitpädagogik der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE)

Nahrstedt, Wolfgang: „Von der Muße her bekommt die Arbeit ihren Sinn" (F. Pöggeler) . . . . . 192

## Aus Forschung und Praxis

Herrmann, Uwe: Abschlußkolloquium der Freizeitpädagogen an der Universität Potsdam . . . . . 197

**Buchbesprechungen** . . . . . 198

**Neuerscheinungen** . . . . . 13, 177

**EDITORIAL**

REINHOLD POPP · SALZBURG / INNSBRUCK

# Freizeit im Spannungsfeld zwischen Staat und Markt

Der thematische Schwerpunkt des vorliegenden Heftes 1–2/1997 der Zeitschrift SPEKTRUM FREIZEIT wird mit Hilfe von Texten, die im Rahmen des Symposiums XVI des 15. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) am 11. und 12.03.1996 in Halle/S. präsentiert wurden, gestaltet. Das Symposium wurde von den beiden DGfE-Kommissionen FREIZEITPÄDAGOGIK und SPORTPÄDAGOGIK angeboten.

Der Problemrahmen des von **Univ. Prof. Dr. Ralf Erdmann** (Sporthochschule Köln), **Univ. Prof. Dr. Horst W. Opaschowski** (Universität Hamburg) und **Univ.-Prof. Dr. Reinhold Popp** (Universität Innsbruck/Ludwig Boltzmann-Institut für Freizeitpädagogik, Salzburg) vorbereiteten und von R. Popp moderierten Symposiums wurde im Kongreßprogramm folgendermaßen kurz skizziert:

*Die quantitative und qualitative Bedeutung des gesellschaftlichen Phänomens Freizeit wächst seit Jahren – Tendenz steigend.*

*Freizeitbezogene Güter und Dienstleistungen werden zunehmend zu einem der wichtigsten Bereiche der modernen Volkswirtschaft.*

*Der Staat reduziert seine bisherigen politischen Interventionen und überläßt auch die Gestlatung der freizeitbezogenen Angebotsstruktur mehr und mehr den Kräften des Marktes.*

*Die mit der solcherart immer stärker kommerzialisierten Freizeit besonders eng verbundenen pädagogischen Disziplinen, z.B. die Freizeitpädagogik oder die Sportpädagogik geben seit Jahren – vor allem in Form von innovativen Handlungsansätzen in der pädagogischen Praxis – konkrete Antworten auf die Herausforderungen des Marktes.*

*Die Erziehungswissenschaft hat sich allerdings bisher um die mit der pragmatischen Begegnung von Pädagogik und Markt verbundenen handlungstheoretischen und ethischen Fragen nur sehr unzureichend auseinandergesetzt.*

*Im Symposium sollen einige dieser bisher vernachlässigten Probleme – u.a. auch im Diskurs mit Spitzenrepräsentant/inn/en aus Politik und Wirtschaft – diskutiert werden.*

Der Einstieg in die Thematik erfolgte mit Hilfe eines kurzen Impulsreferates von **H.W. Opaschowski**, in dem auf einige wichtige Aussagen aus seinem im Rahmen des DGfE-Kongreß gehaltenen Vortrag „MEDIEN, MOBILITÄT UND MASSENKULTUR. NEUE MÄRKTE DER ERLEBNISINDUSTRIE ODER VERLORENE AUFGABENFELDER DER PÄDAGOGIK?“ verwiesen wurde. (Siehe dazu S. 26ff. in der vorliegenden Publikation; ZusammenfassungS. 48f.).

Anschließend präsentierte die ehemalige Präsidentin des Abgeordnetenhauses von Berlin, Frau **Dr. Hanna-Renate Laurien**, ein Impulsreferat mit dem Thema „VERFÜGBARE ZEIT – AUSBEUTUNG ODER ERFÜLLUNG? HERAUSFORDERUNG AN GESELLSCHAFT UND POLITIK. EINE POSITION AUS DER SICHT DES **STAATES**".

Die wichtigsten Thesen dieses Referates lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

*Voraussetzungen:*

1. *Wir stehen vor der zweiten Revolution im Verständnis von Arbeit und Muße. Aus dem antiken negotium wurde Arbeit als Gestaltungsauftrag und Lebenserfüllung. Heute kann Arbeit nicht mehr nur als Erwerbsarbeit gefaßt werden, und der Umfang von verfügbarer Zeit übersteigt die Zahl der Arbeitsstunden.*
2. *Unsere Erfahrung von Wirklichkeit hat sich verändert. Sekundärwirklichkeit im beruflichen und privaten Leben. Welche Rolle spielt die Primärwirklichkeit? „Der Himmel" ist als Wirklichkeit weithin abhanden gekommen. Totale Diesseitigkeit entsolidarisiert.*
3. *Die Rolle des freiheitlichen Staates ist begrenzt. Der freiheitliche und soziale Rechtsstaat verordnet keine Ethik, aber er setzt voraus, daß seine Bürgerinnen und Bürger eine haben. Der Staat hat die Bedingungen für das Realisieren von Möglichkeiten zu schaffen und zu bewahren.*

*Verfügbare Zeit – Ausbeutung oder Erfüllung?*

*Vorbereitung auf den Umgang mit verfügbarer Zeit:*
*Verfügbare Zeit muß schlendernde Muße, Kultur- und Sozialzeit sein, soll sie nicht zur bloßen Konsumzeit, zur Zeit ausgebeuteter Sehnsucht werden.*
*Diverse erzieherische Konsequenzen: Erziehung zur Selbstbeherrschung; bewußte Erfahrungen mit der Primärwirklichkeit. Das Sinnvolle ist mehr als das Nützliche. Einüben in den Umgang mit den neuen Medien aus Erinnerung und Phantasie. Einsicht in die Endlichkeit unseres Lebens übersteigt bloße Diesseitigkeit.*

*Veränderungen im Zeitbudget und in Angebot und Verständnis von Arbeit:*
*Erwerbsarbeit ist knapp geworden; notwendige Arbeiten bleiben ungetan, weil sie nicht bezahlt werden können. Umdenken über die Funktion von „Nicht-Erwerbsarbeit" im Leben des Einzelnen wie im Gefüge unserer Gesellschaft. Veränderte Zugänge zum sogenannten Ehrenamt, Bedingungen für seine Möglichkeit. „Verführung" zum Ehrenamt, damit der einzelne seine Möglichkeiten entdeckt, (auch im Alter) und um des menschlichen Gesichtes unserer Gesellschaft willen. „Verführung", da staatlicher Zwang ausgeschlossen.*
*Das Bündnis für Arbeit verlangt als Konsequenz auch ein Bündnis, das verfügbare Zeit zu erfüllter Zeit werden lassen kann.*

Im Sinne der Symposiums-Thematik war der Vortrag des RTL-Experten, **Peter Hoenisch**, quasi als „Gegenstück" zur Position der Politikerin Laurien gedacht.

In diesem Sinne präsentierte Peter Hoenisch unter dem Titel „DIE NEUEN MEDIEN SIND DA – WO BLEIBT DER NEUE MENSCH" eine thematisch relevante Position aus der Sicht des **Marktes**.

*Peter Hoenisch plädierte dabei vor allem für eine differenzierte Beurteilung des Privatfernsehens sowie der sogenannten neuen Medien.*

*Hoenisch verwies u. a. darauf, daß RTL sich keinesfalls sozialer Verpflichtungen entledige sondern vielmehr Kulturereignisse wie die „documenta IX" oder wichtige medienpädagogische Projekte großzügig gefördert und Anti-Rassismus-Spots gesendet habe.*

*Hoenisch warnte vor einer allzu suggestiven Kulturkritik und verwies beispielhaft auf Adorno, der vor Jahrzehnten eine Versklavung des Menschen durch das „neue Medium" Radio befürchtet habe, was – aus heutiger Sicht – bestenfalls lächerlich wirke.*

*Kulturkritik, die nur auf die Gefahren der neuen Medien verweise, unterschätze einerseits – so Hoenisch – die Kritikfähigkeit und Medienkompetenz der meisten Menschen und lenke mit ihrer einseitigen Kritik vom Blick auf die „befreiende Kraft von massenhafter Information und Unterhaltung" ab.*

*RTL sei ein Erlebniskonzern in einer Erlebnisgesellschaft. Diese Positionierung entspreche den Bedürfnissen eines Großteils der Bevölkerung.*

*Die Gefahren der Medienentwicklung lägen nicht in der bedürfnisorientierten Verbesserung eines Erlebnis-TV sondern vielmehr in einer unkontrollierten Verknüpfung von „politischen connections" und Besitz von Medien. Dadurch könne sich eine „Einflußelite" etablieren, für die demokratische Spielregeln kaum noch Geltung besäßen.*

Den beiden Vorträgen der Politikerin, Dr. H.-R. Laurien, und des Vertreters des TV-Marktführers RTL, P. Hoenisch, folgte eine angeregte und zum Teil sehr kontroversielle Diskussion vor allem zu Fragen der Medienpolitik und der Medienpädagogik.

Am Ende des 1. Tages des Symposiums (Montag, 11.3.1996) wurde der – von der bisherigen DGfE-Kongreßdidaktik abweichende – Versuch einer kritischen Diskussion zwischen Praktiker/inn/en aus den Bereichen POLITIK und MARKT einerseits und Wissenschaftler/inn/en andererseits grundsätzlich positiv bewertet.

Die Tagesordnung des Symposiums am Dienstag, 12.3.1996, orientierte sich wiederum an den „klassischen" Strukturen der DGfE-Kongresse.

Es wurden 4 Vorträge – mit anschließender Diskussion – gehalten.

Die wichtigsten Aussagen dieser Vorträge sollen im Folgenden kurz zusammengefaßt werden:

**Prof. Dr. Wolfgang Nahrstedt** (Universität Bielefeld, FB Freizeitpädagogik):

## HAT DIE PÄDAGOGIK/ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT DEN FREIZEITSCHUB VERSCHLAFEN? FREIZEITPÄDAGOGIK IM SPANNUNGSFELD ZWISCHEN MARKT UND STAAT.

*Für Bildung findet gegenwärtig ein doppelter Paradigma-Wechsel statt: von der Arbeit zur Freizeit und vom Staat zum Markt:*

*Dieser Paradigma-Wechsel erfordert ein neues Konzept von Bildung:*

- *Das Verhältnis von Arbeitszeit und Freizeit wird flexibilisiert: Zeitkompetenz wird zentrales Lernziel.*
- *Entstaatlichung und Vermarktung erfordern ein marktorientiertes Konzept der Erziehungswissenschaft: Management und Marketing werden zu zentralen Kompetenzen.*

*Die Erziehungswissenschaft hat den doppelten Paradigma-Wechsel bisher verschlafen. Sie ist durch ein doppeltes Defizit und damit durch gravierenden Realitätsverlust gekennzeichnet. Die Phase der Psychologisierung und Soziologisierung der Erziehungswissenschaft ist vorbei. Eine neue Phase der Ökonomisierung und Jurifizierung beginnt. Eine erziehungswissenschaftliche Marktforschung und Berufsforschung wird erforderlich.*

*Das bisherige Konzept des Diplom-Pädagogen ist überholt bzw. überholungsbedürftig. Das Konzept ist grundlagentheoretisch, markt- und berufsorientiert sowie problemanalytisch und problemlösungsorientiert weiter zu entwickeln. Die Allgemeine Pädagogik (Erziehungswissenschaft I) ist neu zu definieren einerseits als integriertes Kategoriengefüge der aus den neuen Teildisziplinen entwickelten pädagogischen Begrifflichkeiten, andererseits als Legitimierungswissenschaft für neue pädagogische Berufsfelder im postmodernen Dienstleistungsbereich.*

*Die Kompetenz in erziehungswissenschaftlicher Marktforschung sowie die Kompetenz in pädagogischem Management und Marketing wird gar nicht oder unzureichend vermittelt. Zu fordern ist daher:*

- *Forschungsmethoden in erziehungswissenschaftlicher Markt- und Berufsforschung sind als Studienelement zu integrieren,*
- *Wirtschaftswissenschaft und Jura sind als neue Nebenfächer aufzunehmen als Alternativen oder als Ersatz für Psychologie und Soziologie.*

*Das Konzept der Studienrichtungen/Studienschwerpunkte und Wahlpflichtfächer ist zu modernisieren. Neu aufzunehmen sind:*

- *Freizeitpädagogik in Verbindung mit Kulturpädagogik, Erlebnispädagogik, Reisepädagogik, Museumspädagogik, Theaterpädagogik usw.*
- *Pädagogische Informatik*
- *Pädagogische Tourismuswissenschaft*
- *Pädagogische Umweltwissenschaft.*

*Das Studienkonzept ist zu europäisieren mit der zugrundeliegenden Tendenz einer Verschärfung der Konkurrenz auf dem europäischen Markt. In kritisch-konstrukti-*

ver Auseinandersetzung mit den neuen Studienelementen, Studienrichtungen und Wahlpflichtfächern wird eine Neubestimmung der Pädagogik selbst und ihrer Rolle erforderlich.

**PD Dr. Torsten Schmidt-Millard** (Universität-GH, Paderborn, FB 2 Sportwissenschaft)

OLYMPISCHE PÄDAGOGIK UND KOMMERZIALISIERUNG. ASPEKTE DER NEUFORMULIERUNG DES BILDUNGSBEGRIFFS IN DER SPORTPÄDAGOGIK.

*Über inhaltliche Bestimmungen sowie Zielsetzungen der Handlungswissenschaft Sportpädagogik gibt es gegenwärtig keineswegs Klarheit und Übereinstimmung. Die sogenannte „Olympische Pädagogik" stellt im Spektrum der konkurrierenden Sinnbezüge ein zwar historisch überkommenes, gleichwohl aktuelles Angebot zur Selbstverständigung der Disziplin dar. Dies nicht zuletzt deshalb, weil die „Olympische Pädagogik" zugleich beansprucht, den maßgeblichen Bildungsbegriff im Bereich des Sports zu artikulieren. Der Beitrag versucht, die Reichtweite dieses Ansatzes und auch die Rechtmäßigkeit des Anspruchs zu reflektieren. Dies erfolgt in drei Hinsichten. Es wird erstens nach den bildungstheoretischen Implikationen diese Pädagogik gefragt. Zweitens wird das Programm einer olympischen Erziehung kontrastiert mit der aktuellen Problematik der Kommerzialisierung des Sports. Hierbei geht es insbesondere darum, die Differenz zwischen Anspruch und Wirklichkeit der am olympischen Ideal orientierten Bildungsidee zu reflektieren. Drittens geht es um die Frage, ob der in der „Olympischen Pädagogik" leitende Bildungsbegriff dazu beitragen kann, die Orientierungskrise der Sportpädagogik zu überwinden.*

*Zeigt sich die „Olympische Pädagogik" mit dem Festhalten am seiner selbst habhaften Subjekt, dem „mündigen Athleten", in deutlicher Nähe zur Traditionslinie der klassischen Bildungsidee, so wird am Beispiel der Kommerzialisierung des Sports die mögliche Ideologieträchtigkeit dieser Bildungsidee aus einer gesellschafts- und sportkritischen Perspektive untersucht. Das hier leitende Entfremdungstheorem setzt jedoch seinerseits auf das – trotz aller Kommerzialisierung – im Sport handelnde Subjekt und vermag deshalb den Ansatz der „Olympischen Pädagogik" nicht radikal in Frage zu stellen.*

*Die von ihren Protagonisten bislang noch nicht ausformulierte Programmskizze der „Olympischen Pädagogik" evoziert eine Reihe von klärungsbedürftigen Fragen, nicht zuletzt die, ob sich hinter der Namensgebung nicht der schlichte Versuch verbirgt, die seit den 70er Jahren in den Hintergrundgetretene pädagogische Grundorientierung der Handlungswissenschaft Sportpädagogik zu erneuern.*

**Prof. Mag. Peter Zellmann** (Ludwig Boltzmann-Institut für angewandte Sportpsychologie und Freizeitpädagogik, Wien)

FREIZEIT(SPORT)PÄDAGOGIK IM SPANNUNGSFELD ZWISCHEN MARKT UND MORAL.

*(Freizeit-) Sportpolitische Analyse:*
*Freizeit ist Privatsache. Der Staat darf sich nicht um alles kümmern.*
*Freizeit – als Sozialwert erkämpft: kann man da wirklich guten Gewissens die Menschen ausschließlich als Konsumenten am freien Markt funktionieren lassen?*
*Und der Sport bzw. das System Sport hatte diesbezüglich immer schon ein besonders ambivalentes Selbstverständnis:*

* *nie wirklich staatlich,*
  *aber immer schon von starkem öffentlichen Interesse getragen,*
* *eigentlich seit jeher privat,*
  *aber über eine, besonders in Österreich, recht unübersichtliche Vereins- und Verbandsstruktur an das politisch-administrative System gebunden,*
* *nie eindeutig Markt,*
  *aber doch von ungeheurem, sicher sportartenabhängigem, wirtschaftlichem Interesse.*

*Worauf beruht die, allgemein ja wenig widersprochene, These vom Sport, der ja der Volksgesundheit und damit einem wohl auch moralisch absolut hohen Ziel dient?*
*Pointiert ausgedrückt auf zwei taktischen Halbwahrheiten:*

* *einer qualitativen und einer quantitativen:*

*Sport kann viel an pädagogischen Werten vermitteln und zu einer gesunden Lebensführung beitragen, er muß es aber nicht.*
*Nach einer Untersuchung des B.A.T.-Institutes bzw. von Horst Opaschowski 1994 erfolgt der Ausstieg auf breiter Ebene. Er betrifft alle Altersstufen, Frauen wie Männer, und alle Berufsgruppen sind davon erfaßt.*
*Eine Vergleichsstudie der beiden kooperierenden Freizeitforschungsinstitute in Deutschland und Österreich macht klar: Die Mehrzahl der aktiven Freizeitsportler ist vom organisierten Sport gar nicht mehr vertreten.*
*Hier orte ich politischen Handlungsbedarf:*

*Der Staat kann über private Vereinigungen, die weitgehend im öffentlichen Interesse tätig sind, durch Schaffung von Rahmenbedingungen Einfluß nehmen.*
*Derart können Umweltanliegen so wie Fragen der Moral bzw. des Nutzens allgemein gesteuert werden.*
*Das „non profit Unternehmen" als moderne, europareife Betriebsform kann diese Aufgabe – zwischen Markt und Staat – durchaus bewältigen.*

*Typologie der Freizeitsportler:*

*Der Anteil der Sportler (Personen, die zumindest gelegentlich Sport betreiben) ist in der österreichischen Bevölkerung genau eineinhalb mal so hoch wie in Deutschland*

*(57% der Österreicher und 38 % der Deutschen).*
*Auch im Bereich des Leistungssports liegen die österreichischen Werte etwas über den deutschen Zahlen: Während nur 1 % der Deutschen im Sport mehr als eine aktive Freizeitbeschäftigung sieht, bezeichnen sich in Österreich 3 % als Leistungssportler.*
*Aktivsportler – also Personen, die regelmäßig zumindest einmal pro Woche sporteln – sind in beiden Ländern etwa gleich stark vertreten (Österreich 19%, Deutschland 16 %).*

*Motivation – Gründe für die sportliche Betätigung:*

* *Spaß (Ö 68 %, D 71 %)*
* *Gesundheit (Ö 64 %, D 60 %)*
* *Fitneß (Ö 46 %, D 48 %)*

*Ein Ausblick als Resümee:*

*Fitneßcenter, Sportevents und Vermarktung von Sportlern boomen. Snowboarding und Inlinescating sind in, man spricht über Bungee-Jumping! Der Freizeit-Sportmarkt hat die Bedürfnisse seiner Kunden erfaßt und sich entsprechend ausgerichtet.*
*Professionalität einerseits und Selbstorganisation andererseits, sind die bestimmenden Faktoren im freizeitkulturellen Bereich.*
*Der Sport hat sein Erscheinungsbild und Wirken fast ausschließlich auf Selbstorganisation gegründet.*
*Ganz kann ich mich der Feststellung Wolfgang Nahrstedts nicht anschließen, derzufolge in „Auseinandersetzung mit den kommerziellen Fitneßzentren, Sportparks und Thermen die Sportorganisationen die Tendenz einer Professionalisierung der Vereine verstärken" (Nahrstedt, 1993). Diese Tendenz scheint mir immer noch eher die Ausnahme von der Regel zu sein.*
*Die Sportpädagogik insgesamt steht jedenfalls vor einer Entscheidung: insbesondere die Schulsportpädagogik wird sich der Frage stellen müssen:*
*Auf den Markt vorbereiten – oder eine Freizeitsportmoral neu definieren und dann umsetzen?*

**Univ. Prof. Dr. Edgar Beckers** (Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Sportwissenschaft)
FIT FOR FUN STATT FIT FOR LIFE. *Zur Verführung des Körpers im Freizeitsport durch Kommerzialisierung.*

*Das Interesse von Politik und Wirtschaft an dem Wirtschaftsfaktor Sport ist offenkundig, bietet aber Anlässe zum Mißbrauch. Der Werteverlust (statt Wertewandel) hat eine Suche nach neuen Orientierungen ausgelöst. Nun wird ein 'Sport' angeboten, der nach marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten organisiert ist und die Suche nach Sinn zur Jagd nach Erlebnis und 'Kick' reduziert.*

*Das hier und in Medien verbreitete moderne, jugendliche, lustvolle Körpergefühl erhebt den Körper selbst zum Zentrum des Lebens und zum Demonstrationsobjekt von Leistungsfähigkeit und sozialer Anerkennung.*

*Daraus resultieren drei Erscheinungsformen des Körperkults:*

- *Narzißmus. Festzustellen ist ein Widerspruch zwischen dem propagierten Individualismus und einem tatsächlichen egozentrischen, narzißtischen Rückzug, der verbunden sein kann mit dem Verlust sozialer Bindungen.*
- *Gewalt gegen sich selbst. Die ideale Formung wird notfalls mit Gewalt betrieben und der Schmerz zum Mittel, um den Körper 'in Zucht' zu nehmen.*
- *Gewalt gegen andere. Die wachsende Akzeptanz von Gewalt in unserer Gesellschaft zwingt zu der Frage, inwieweit der Sport zur Präsentation körperlicher Macht und Gewalt beiträgt.*

*Aus diesen Erscheinungsformen des gegenwärtigen Körperkults sollen zwei Phänomene näher betrachten werden, nämlich der Zusammenhang zwischen Körperkult und Gewalt sowie das Problem der Ausgrenzung der „anderen".*
*Dabei interessiert, ob sich die im Umgang mit dem eigenen Körper erfahrene Härte auch nach außen wendet und inwieweit sich gegenwärtig das problematische Ideal der 'natürlichen Körperschönheit' aus der Zeit der Jahrhundertwende wiederholt.*

*Um sich vor Verführung und Mißbrauch – durch kommerzielle wie staatliche Interessen – schützen zu können, ist eine veränderte Einstellung zum eigenen Körper und zur körperlichen Präsenz von Menschen überhaupt notwendig. Dazu müßten – gerade im organisierten Sport – Hilfestellungen angeboten werden für eine Sinn-Suche in sinn-leerer Zeit.*

**Univ.Prof. Karl Heinz Wöhler** (Universität Lüneburg) hielt im Rahmen der Arbeitsgruppe „ALTER und FREIZEIT"des 15. DGfE-Kongresses einen Vortrag zum Thema FREIZEITBILDUNG ODER FREIZEITMANAGEMENT?

In Anbetracht der thematischen Relevanz dieses Textes für das vorliegende Heft wurde dieser Vortrag im Schwerpunktteil abgedruckt.
Wöhlers Aussagen lassen sich folgendermaßen kurz zusammenfassen:

*Freizeitbildung und Freizeitmanagement werden gemeinhin als zwei konträre Welten aufgefaßt. Während Managementhandeln auf die Klientelisierung des postmodernen Menschen für den Freizeitkommerz abzielc, arbeite pädagogisches Freizeithandeln für die sinnstiftende Selbstverwirklichung des Menschen. Diese Dichotomisierung ist insofern ein Phantomgebilde, als sich die Freizeitbildung selbst der Gesellschaft als freizeitliche Erlebnisveranstaltung hingibt bzw. hingeben muß. Freizeitbildung operiert intern mit Gegenständen (Lerninhalte), die im Gesellschaftskontext gängig oder nachgefragt werden. Auf der anderen Seite bedient sich das Freizeitmanagement pädagogischer Operationen, um attraktiv zu bleiben (bzw. zu werden). Aufgrund der Logik sozialer Systeme kommt es, wie es kommen muß: die*

*Kontextsteuerung beider Teilsysteme des (Supra-)Systems Freizeit führt fortwährend zu Prozeß- und Strukturänderungen beider Teilsysteme, wobei völlig offen bleibt, wer denn wen beherrscht. Derzeit herrscht eine Marktkoordination vor, die die Freizeitbildung spezifisch bindet. In diesem Sinne wirkt Freizeitbildung systemintegrativ.*

Als Diskussionsbeiträge finden sich im vorliegenden Heft weiters ebenso im Rahmen der Arbeitsgruppe „FREIZEIT und ALTER" des 15. DGfE-Kongresses gehaltenen Vorträge:

* Pöggeler, F.: Alter und Bildung
* Tokarski, W.: Lebensstile. Ein brauchbarer Ansatz für die Analyse von Alter, Bildung und Freizeit?

**Anschrift des Verfassers:** Univ.Prof.Dr. Reinhold Popp, c/o Akademie für Sozialarbeit Salzburg, St. Julienstraße 2, A-5020 Salzburg

Popp, R.: Freizeit im Spannungsfeld zwischen Markt und Staat. In: SPEKTRUM FREIZEIT, 19. Jg., Heft 1–2/1997, S. 5ff.

## Neuerscheinungen

Adam, Barbara (Ed.) et al (1996): Time & Society vol. 5, nr. 2. Sage. NLG 20,—.

Adam, Barbara (1995): Time Watch. The Social Analysis of Time. Polity. NLG 35,—.

Apostolopulos, Y. (Ed.) (1996): The Sociology of Tourism. London: Routledge.

Beekers, Theo & Poel, Hugo van der (1995): Vrijetijd tussen vorming en vermaak; een inteiding tot de studie van de vrijetijd. TUP. NLG 30,—

Bell, Daniel (1996): Cultural Contradicitions of Capitalism. Basic Books.

Biermann, Rudolf/Herbert Schute (1996): Bildschirmmedien im Alltag von Kindern und Jugendlichen. Medienpädagogische Forschung in der Schule. Projekt „Medienerziehung in der Schule". Forschungsbericht Teil 1. Frankfurt/M.: Peter Lang. 399 S., DM 98,—.

Buchholt, Helmut; Erhard U. Heidt; Stauth, Georg (Hg.) (1996): Modernität zwischen Differenzierung und Globalisierung. Kulturelle, wirtschaftliche und politische Transformationsprozesse in der sich globalisierenden Moderne. Bd. 1, Münster, Hamburg, London: LIT-Verlag. 256 S., DM 48,80.

Fromme, Johannes (1997): Pädagogik als Sprachspiel. Zur Pluralisierung der Wissensformen im Zeichen der Postmoderne. ca. 380 Seiten, DM 48,00.

Freyer, Walter; Scherhag, K. (Hrsg.) (1996): Zukunft des Tourismus. Tagungsbericht vom 2. Dresdener Tourismus-Symposium. 320 Seiten, zahlreiche Abbildungen, DM 68,00.

Gutmann, Joachim (Hg.) (1997): Flexibilisierung der Arbeit. Chancen und Modelle für eine Modernisierung der Arbeitsgesellschaft. Stuttgart 1997 (Edition Kienbaum). XIII, 388 S.

Howes, David (Ed.) (1996): Cross Cultural Consumption. Global Markets, Local Realities. London: Routledge. NLG 41,50.

Klöppel, Dieter; Krause, Christian L. (1996): Windkraftparks in der Erholungslandschaft (Naturschutz und Freizeitgesellschaft-2). St. Augustin

Korbus, Thomas; Wolfgang Nahrstedt; Bernhard Porwol; Marina Teichert (Hrsg.) (1997): Jugendreisen: Vom Staat zum Markt. Analysen und Perspektiven. 314 Seiten. DM 25,00.

FREIZEIT & STAAT

HANNA-RENATE LAURIEN · Berlin

# Verfügbare Zeit – Ausbeutung oder Erfüllung? Herausforderung an Gesellschaft und Politik. Eine Position aus der Sicht des S t a a t e s .

Lassen Sie mich in gut englischer Manier eine Vorbemerkung machen: Ist es denn zutreffend, Ausbeutung und Erfüllung in solch eine Gegensatzposition zu bringen? Finden nicht viele der hier Anwesenden in einer Lebensform der Ausbeutung ihre Erfüllung?
Aber nun zur Sache.

A. Ehe ich auf die gestellte Alternative eingehe, sind einige Voraussetzungen zu beschreiben.

1. *Die zweite Revolution im Verständnis von Arbeit und Muße*

In der Antike hatte der Freie Muße, otium, der Sklave schuftete. Arbeit wurde negativ definiert: negotium. Es war die Revolution eines Benedikt von Nursia (6. Jhd.) und eines Bernhard von Clairveaux (11. Jhd.), Arbeit UND Muße, das Roden der Wälder UND das Beten zum Gottesdienst zu erklären, ständische Schichtung aufzugeben und daher beides dem Pater und dem Laienbruder zuzuweisen. Lange vor Adam Smith wurde der Arbeit ihre Würde gegeben, ja, sie wurde als Beitragzur Gestaltung unserer Welt verstanden. Zugespitzt – und übrigens in der ehem. DDR mit ganz anderer Begründung exzessiv aufgenommen –: der Mensch definiert sich durch seine Arbeit. Hier stehen wir vor Änderungen. In der Industriegesellschaft wurde Arbeit – 60 Wochenstunden! – zunehmend als Last empfunden. Freizeit war nichts anderes als Erholungs- und Verschnaufpause, um wieder zu neuem Arbeitseinsatz fähigzu werden. Heutegehtes um anderes. Arbeit ist knapp geworden, Arbeit kann nicht mehr nur als Erwerbsarbeit definiert werden. Sie ist volkswirtschaftlich wichtig als Erziehungszeit, als Sozial- und Kulturzeit. Mit der Anrechnung von Erziehungs- und Pflegezeiten auf die Rente ist erstmals Nicht-Erwerbsarbeit anerkannt. Auch die Gewährung von 2.400 DM im Jahr steuerfrei sozusagen als Anerkennungsgebühr für die ehrenamtlich tätigen Übungsleiter im Bereich des Sports ist ein kleines Signal der Bewertung der Nicht-Erwerbsarbeit, von dem viele im sozialen und kulturellen Bereiche Wirksame allerdings nur träumen können.

Verfügbare Zeit ist keineswegs mehr das Privileg der Oberschichten. Ihr Anteil an der Wochenstundenzahl ist mindestens ebenso, meist aber größer als der Anteil der Wochenarbeitszeit. Selbstverständlich muß es schlendernde Muße, zwecklose, aber

höchst sinnvolle „Hängemattenexistenz" geben, aber das 40, 50, gar 60 Stunden in der Woche? Wie wird verfügbare Zeit gefüllt? Das wird unser Thema sein.

2. *Unsere Erfahrung von Wirklichkeit hat sich verändert.*

Die moderne Technik vermittelt eine Sekundärwirklichkeit und ermöglicht die Wiederholbarkeit von gelebtem Leben. Der Apfel auf dem Bildschirm kann mir Appetit machen; hineinbeißen kann ich nicht in ihn. Das Blut in Sarajewo fließt nicht konkret neben mir. Im beruflichen Alltag wird die industrielle Gesellschaft zunehmend durch die Informations- und Kommunikationsgesellschaft abgelöst. Die Arbeitsabläufe werden abstrakt.

Ich bewundere am Ende nicht ein Werkstück, an dessen Herstellung ich teil hatte, Arbeit wird zum Prozeß. Ein Fehler entsteht nicht, weil ich die Feile falsch angesetzt habe, er entsteht, weil ich falsch programmiert habe. Wie gehe ich mit der Erfahrung der Sekundärwirklichkeit um? Welche Rolle spielt die Primärwirklichkeit?

Veränderte Wirklichkeitserfahrung, das hat noch eine ganz andere Dimension, deren Herkunft und Bedeutung ich hier nur andeuten kann. Der Himmel, also eine Wirklichkeit nach diesem Leben, in der Gerechtigkeit zur Sprache kommt, nicht der Sieger das letzte Wort hat, dieser Himmel ist vielen Menschen abhanden gekommen. Sie investieren alle Kraft, alles Können, alle maßlose Sehnsucht in das Leben vordem Tod. Und wir stellen fest: totale Diesseitigkeit entsolidarisiert. Aus der freien Gesellschaft wird eine Anspruchgesellschaft. Abermals Fragen an unseren Umgang mit verfügbarer Zeit.

3. *Die Rolle des Staates*

„Politik", so hat Hennis einmal formuliert, „muß so beschaffen sein, daß sie zu einem Staat führt, der die Herrschaft so gestaltet, daß der Mensch so leben kann, wie er leben sollte."

So leben **kann**, nicht etwa: so leben muß! Hier treffen wir auf ein entscheidendes Merkmal des freien und sozialen Rechtsstaates, das ich auch nur verkürzt ansprechen kann und dessen Bedeutung für Gegenwartbewältigung und Zukunftsvision ein eigenes Referat verlangte. Die freiheitliche Demokratie geht, darin übrigens von Diktaturen wesentlich unterschieden, von dem Menschen aus, wie er ist, nicht von dem, wie er sein sollte. Sie erlaubt ihm Eigennutz, erlaubt ihm Verweigerung, sie verheißt ihm nicht das Heil, – das ist Sache der Religion –, sie kümmert sich nur um sein Wohl, sie verordnet kein inhaltlich genau definiertes Gemeinwohl, in dem der Wille des Einzelnen aufzugehen hat, verkündet nicht die „Goldene Demokratie", bejaht vielmehr Unvollkommenheiten, bejaht, daß wir darin übereinstimmen, verschiedener Meinung sein zu dürfen, und sie verordnet auch keine Ethik, – aber sie setzt voraus, daß ihre Bürgerinnen und Bürger eine haben, bereit zum Engagement in der Demokratie sind. Demokratie stirbt letztlich nicht an ihren extremen Gegnern, sondern am Desinteresse ihrer Bürgerinnen und Bürger.

Der Staat hat die Bedingungen für die Möglichkeiten von Ethik, von Engagement, von erfülltem Leben zu schaffen und zu erhalten, und er hat die Pflicht – darin unterscheidet sich der freiheitliche und soziale Rechtsstaat unseres GG von einem nur liberalen Staat – dem Einzelnen solche Bedingungen zu bieten, daß er oder sie die gebotenene Möglichkeiten auch wahrnehmen kann. Ins Wasser werfen ohne das Angebot eines vorangehenden Schwimmkurses ist ebenso abzulehnen wie ein Trockenschwimmerkurs ohne nachfolgendes Angebot eines Schwimmbeckens. Und in aktueller Diskussion bemerke ich: deshalb kennt unser GG nicht nur die negative Religionsfreiheit (du muß nicht etwas glauben), sondern auch die positive Religionsfreiheit (du darfst etwas glauben und das auch öffentlich bekennen).

## B. Verfügbare Zeit – Ausbeutung oder Erfüllung?

Auf dem bisher beschriebenen Hintergrund wird deutlich: der Staat kann und darf die Entscheidung zwischen Ausbeutung und Erfüllung nicht treffen, aber: die Lebensbedingungen müssen Erfüllung möglich machen und die Bürgerinnen und Bürger müssen zu solcher Entscheidung befähigt werden.

### 1. *Vorbereitung auf den Umgang mit verfügbarer Zeit*

Die Oberschicht vergangener Zeiten wurde auf den Umgang mit verfügbarer Zeit vorbereitet. Bei uns steckt solche Verbreitung in den Kinderschuhen, ist vor allem ihre Bedeutung noch keineswegs im öffentlichen Bewußtsein.

Wird verfügbare Zeit, unbeschadet der schlendernden Muß, nicht auch als Kulturzeit, als Sozialzeit erfahren, nicht als Zeit erlebt, in der ich mir selbst, dem anderen Menschen, der Welt, der Natur begegne, so wird sie unausweichlich zur bloßen Konsumzeit, zur Zeit ausgebeuteter Sehnsucht. Nachdem die Ausbeutung in der Arbeitsfront entfällt, droht neue Ausbeutung durch die Auslieferung an Langeweile. Langeweile, das ist die Negativerfahrung, die verdrießlich macht, die zu immer größerer Steigerung der Genußwünsche, zum Vergessenwollen führt.

Die Touristik antwortet bereits mit Erlebnisreisen.

Welche erzieherischen Konsequenzen hier unerläßlich wären, kann wieder nur in Kurzform angedeutet werden:

Dem übersteigerten Haben-Wollen muß mit der Erziehung zur Selbstbeherrschung begegnet werden. Verzicht ist keine Unterdrückungsvokabel, Verzichtenkönnen ist Voraussetzung für ein glückendes Miteinander, wie es ganz unspektakulär in Art. 2 unseres GG steht, in dem meine Freiheit nicht unbegrenzt gelebt werden darf, ich sie vielmehr stets in der Begrenzung durch die Freiheit des anderen begreifen muß. Hier ist die Erziehungspartnerschaft von Eltern, Schule und Politik einzufordern.

Geht es um die veränderte Wirklichkeitserfahrung, so sind unsere Schulen in der Aufnahme dieser Aufgabe oft viel weiter als die öffentliche bildungspolitische Diskussion. Sie verwirklichen die Erfahrung der Primärwirklichkeit durch Schulorchester, Bands, Theatergruppen, Studien- und Projekttage, Schullandheimaufenthalte

und durch Teilnahme an außerschulischen Wettbewerben von „Jugend forscht" bis zu „Jugend komponiert" oder „Jugend trainiert für Olympia". In solchen Unternehmungen wird die Unwiederbringlichkeit der Stunde ebenso erfahren wie das Angewiesensein aufeinander. Hier wird sinnvoller Umgang mit verfügbarer Zeit vorbereitet und eingeübt. Nicht wenige Schulen vermitteln Sozialerfahrung durch Praktika im sozialen Umfeld, durch Engagement in Hilfsaktionen. Ob das alles in wünschenswertem Umgang geschieht, ist eine nachgeordnete Frage. Ich bringe es zur Sprache, weil in der gegenwärtigen Spardiskussion, deren Berechtigung ich überhaupt nicht bestreite, all dies sehr oft zum Überflüssigen, zum Streichbaren erklärt wird und weil etwa in der Diskussion über die Qualität des Abiturs nicht selten dem Bloß-Meßbaren Priorität gegeben wurde. Es ist der von den Kultusministern eingesetzten Expertenkommission durchaus zu danken, daß sie nicht in den Fächermaterialismus zurückgefallen ist, vielmehr die Ordnung nach Aufgabenfeldern für die gymnasiale Oberstufe bestätigt hat. Oft wird übersehen, daß Emotionalität und Eigeninitiative, individuelle Neigung und Hartnäckigkeit, die in diser Primärwirklichkeit selbstverständlich in allen Schularten besondere Entfaltung erfahren können, für die Entwicklung unserer Wirtschaft, für die Gestaltung unserer Gesellschaft und für ein erfülltes Leben des einzelnen unschätzbare Bedeutung haben. Wer dies als Petersilie auf der Fleischschüssel des Lebens wertet, verkennt die Lebensbedingungen unserer Zeit.

Daß in diesem Zusammenhang auch die Erziehung zum Umgang mit den Medien gehört, und zwar nicht primär im Fach Informatik, sondern in einem in fast allen Fächern sinnvollen und möglichen computerunterstützten Unterricht, in dem gelernt wird, Umfang und Funktion solchen Einsatzes zu prüfen und zu beurteilen, das sei hier wenigstens erwähnt. Es hat Bedeutung für das berufliche wie für das private Leben, Mittel nach ihren Funktionen beurteilen zu lernen.

Bildung ist ein Bündnis aus Erinnerung und Phantasie. Sie ermöglicht die Verständigung zwischen den Generationen, sie ist ein „Leben-Lernen".

Verfügbare Zeit als Ich-Zeit, als Wir-Zeit, als Sozial- und Kulturzeit gelebt kann helfen, das zu verwirklichen, was Erwin Strittmacher, der Volksschriftsteller in der ehem. DDR, in seinem geliebten Schulzenhof lebend, 1966 in seinen „Selbstermunterungen" so ausgedrückt hat: „Wenn ich aus einem Lebenstag keine Erkenntnis holte, habe ich ihn nicht erlebt, sondern verbracht."

Erkenntnis unseres Lebens, das hieße auch Einsicht in seine Endlichkeit; Einsicht, wie gerade aus der Vergänglichkeit die Kostbarkeit der Stunde wächst; das hieße auch Einsicht in die Absolutheit und die Begrenztheit menschlicher Freiheit und das ließe die Frage nach den Maßstäben, je nach dem Sinn des Lebens nicht verstummen. Ich erinnere an die Feststellung: totale Diesseitigkeit entsoldarisiert. So muß verfügbare Zeit in unserm Land auch Herausforderung an die christlichen Kirchen sein, die dies Feld nicht sektenähnlichen Gruppen mit ideologischen Zwängen überlassen sollten. Fehlt Orientierung, wird Ohnmacht vor der verwirrenden Vielfalt erfahren, so kann sogar die Fessel als ein Halt gebendes Geländer verstanden werden.

2. Das veränderte Zeitbudget und die Veränderungen in Angebot und Verständnis von Arbeit – einerseits haben wir nicht für alle Nachfragenden genug Erwerbsarbeit, andererseits haben wir zahlreiche Arbeiten, die zu tun wichtig wäre, für die wir aber kein Geld haben – führen zu einer Neubesinnung über das Ehrenamt. Unter diesem Namen finden wir heute sehr unterschiedliche Wirklichkeiten. Die Behauptung, die Bereitschaft zum Ehrenamt sei zurückgegangen, läßt sich nicht uneingeschränkt halten. Es trifft, wie die Caritas-Untersuchung belegt, nicht einmal in bezug auf die traditionellen Großorganisationen zu, obwohl dort über einen Mangel geklagt wird. Die Zunahme des Bedarfs ist ebenso zu verzeichnen, wie die Veränderung der Bereitschaft: man macht mit bei Projekten, bindet sich weniger gern „lebenslang". Unübersehbar ist: die Zugänge zu ehrenamtlichem Tun sind verändert. Es ist nicht mehr primär die Dame der Oberschicht, die caritativ oder kulturell tätig wird, obwohl nichts dagegen einzuwenden ist, es stellt sich vielmehr bei erheblichem Umfang von verfügbarer Zeit, zugespitzt im Vorruhestand oder gar in der Arbeitslosigkeit die Frage nach dem Sinn der eigenen Existenz. Man erfährt sich als überflüssig, meint: ich werde nicht gebraucht. Nicht-Erwerbsarbeit, die mit der Bezeichnung „Ehrenamt" höchst unzulänglich umschrieben wird, kann die Gegenerfahrung erschließen: du wirst gebraucht.

Um dies zu verwirklichen, sind endlich klare Regelungen für die Erstattung der Kosten nötig, brauchen wir auch gewisse materielle Anerkennungen, die – erste Modellversuche gibt es – etwa durch das Aufbessern von gewissen Sozialleistungen, durch die Beachtung bei Beförderungen verwirklicht werden können. Am Ehrenamt darf nicht verdient werden, aber die totale Unentgeltlichkeit ist nicht jedem zuzumuten. Die Diskussion hierzu ist bei den Freien Trägern, ist beim Sport im Gange. Dringend erforderlich wäre, daß der Staat eine Beschreibung seine Prioriäten vollzöge, deutlicher als bisher ersten und zweiten Arbeitsmarkt und beide in bezug auf das Ehrenamt abgrenzte. Daß das Ehrenamt und in Verbindung damit der Freie Träger nicht als Sparschwein der Nation mißbraucht werden darf, sei wenigstens ausgesprochen. Und daß kameralistische Haushaltspolitik mehr und mehr durch Budgetierung abzulösen ist, sei wenigstens angemerkt, damit auch hier die Bedingung für die Möglichkeiten nicht ganz unerwähnt bleibt.

Auch die freien Träger müssen das Miteinander von Ehren- und Hauptamtlichen weiter entwickeln, dürfen die Ehrenamtlichen nicht nur als Notstopfen verstehen, die bei besserer Kassenlage nach Hause gehen können, vielmehr muß in Planung, Tun und Entscheidung ein Miteinander verwirklicht werden.

Der Angst der Hauptamtlichen vor dem Ehrenamt als Job-Killer kann durch klare Kompetenzzuweisungen, durch ein Gesamtkonzept des Miteinander wirksam begegnet werden. Die Besinnung auf den Umfang der Professionalität ist dabei unerläßlich.

Eine gewisse Professionalität ist erforderlich, das Ausmaß, das in bestimmten Gesetzen und Verordnungen, auch jüngst, festgeschrieben wird, verdrängt in letzter Konsequenz auch das qualifizierte Ehrenamt. All diese Fragen sprengen unseren Rahmen der Betrachtung, aber wenn verfügbare Zeit als erfüllte Zeit erfahren wer-

den soll, müssen die Bedingungen für ehrenamtliches Tun zur Sprache kommen. Solches Tun ist nicht als finanzielle Sparaktion, vielmehr als Zuwachs an Mitmenschlichkeit zu definieren. Eine Gesellschaft, in der alles Tun tarifrechtlich geregelt ist, macht nicht nur finanziell, sondern auch menschlich bankrott. Solche Nicht-Erwerbsarbeit zeichnet die Spuren der Menschlichkeit in das Gesicht unserer Gesellschaft. Die heute schon große und zunehmend größere Zahl der „jungen Alten" rückt uns die Bedeutung dieser Frage noch einmal in den Blick. Ich werde zornig, wenn man mir sagt, das Wertgefüge unserer Gesellschaft gerate in Gefahr, wenn das Ehrenamt nicht mehr total unentgeltlich, also höchstens mit Kostenersatz, ausgeübt werde. Nebenbei bemerkt soll es gewisse Ehrenämter geben, die mit durchaus beachtlichen Anerkennungshonoraren ausgestattet sind, doch mein Zugang ist ein anderer, und ich will ihn getrost überzogen formulieren: Es muß uns gelingen, mehr Menschen als bisher zu einem gewissen Maß von Arbeit außerhalb des Erwerbssystems zu verführen, damit sie selbst ihre Möglichkeiten – auch im Alter – entdecken, nicht bloß als Betreute leben, die Zeit nicht nur totschlagen in einer Mischung aus Fernsehen und Alkohol, sondern Selbständigkeit und Mitmenschlichkeit zu einem erfüllten Leben verbinden. Ich habe „verführen" gesagt, denn erzwingen kann und will der freiheitliche Staat eine solche Leistung niemals. Nur in Diktaturen wird zum Ernteeinsatz abkommandiert. Doch dieser freiheitliche Staat muß die Mögichkeiten für ein solches Leben stärken. Der „Treffpunkt Hilfsbereitschaft" in Berlin vermittelt zwischen der Nachfrage derer, die ehrenamtliche Helfer suchen, mit der jener, die so tätig werden wollen. In meiner Kenntnis gibt es keineswegs viele solcher Treffpunkte Hilfsbereitschaft.

Der IB (Internationaler Bund) freier Träger der Jugend-, Sozial- und Bildungsarbeit, (in dessen Vorstand ich bin), hat bei der TU Berlin ein Projekt angeregt, in dem sowohl das bisherige Angebot in der sogenannten Altenarbeit ermittelt, wie erfragt wird, welche Institutionen Hilfe für welche Arbeit haben möchten und andererseits auch, welche Arbeit die jungen Alten gerne tun würden. Ich bin gespannt, was sich da im Verhältnis von Angebot und Nachfrage zeigen wird. Auf jeden Fall werden wir dann prüfen müssen, wie wir die Bedingungen für das Verwirklichen von Möglichkeiten zu gestalten haben.

Nach der Revolution im Verständnis von Arbeit, die ich eingangs erwähnte, stellt sich unserer Zeit die Revolution, getrost auch Evolution im Verständnis von Freizeit als verfügbarer Zeit in vielfältiger Prüfung. Das Bündnis für Arbeit, das Arbeitszeiten senken, Tele- und Mobilarbeit weiter entwickeln will, erfordert auch ein Bündnis, das verfügbare Zeit zu erfüllter Zeit werden lassen kann. Es geht um das menschliche Gesicht unserer Gesellschaft.

**Anschrift der Verfasserin:** Dr. Hanna-Renate Laurien, Postfach 129, D-12211 Berlin. (Dr. Laurin war bis 1995 Präsidentin des Abgeordnetenhauses von Berlin.)

Laurien, H.-R.: Verfügbare Zeit – Ausbeutung oder Erfüllung? In: SPEKTRUM FREIZEIT, 19. Jg., Heft 1–2/1997, S. 14ff.

FREIZEIT & MARKT

PETER HOENISCH · KÖLN

# Die neuen Medien sind da – wo bleibt der neue Mensch?

## Eine Position aus der Sicht des Marktes

Wer von Ihnen, meine Damen und Herren, die Kasseler „documenta IX" besucht hat und dort das Museum Fridericianum betrat, wurde angeschrien: „Help me, hurt me, Sociology!" Angeschrien von einem Kopf, der um seine vertikale Achse rotierte. Von einer Videoinstallation. Die „documenta IX" wurde übrigens großzügig von RTL gesponsert. Sie wollte verdeutlichen, daß wir über einer Unmenge von Zahlen und Fakten, von Untersuchungen und Erhebungen, den Sinn für das Ganze verlorenhaben. Für die Zusammenschau. Ich teile diese Einschätzung des Künstlers Bruce Neumann. Und deswegen erwarten Sie bitte von mir nicht, daß ich auf Ihren Schelm noch einen anderthalben setze. Daß ich der Daten- und Interpretationsflut der Freizeitforscher nur mit den Marktdaten der Fernschleute begegne.

Zumal die „Sicht des Marktes", die ich hier präsentierensoll, zumindest bei RTl, die Debatte über „Werte", über „soziale Verpflichtungen" nicht automatisch ausschließt. Das Nachdenken über das, was man als Marktführer gesellschaftlich anrichtet, darf zu einem professionell gemachten Job nicht im Widerspruch stehen. So haben wir bei RTL Anti-Rassismus-Spots geschaltet, unterstützen Kulturereignisse und engagieren uns, um nur drei Bespielezu nennen, für die Medienpädagogik. (Ich komme darauf zurück.)

Lassen Sie mich also – mit einem gewissen Mutzur Verständlichkeit, der hierzulande leider immer noch als Merkmal einer gewissen Primitivität gilt – über „das Ganze" sprechen. Das heißt: über die Wechselwirkungen von „Fernsehen" und „Gesellschaft", über gesellschaftlichen Wandel und den des Mediums.[1]

Vorarb allerdings müssen wir uns mit derTitelformulierung beschäftigen. Für deren Überspitzung bin ich, thesen-technisch gesehen, insofern dankbar, als ich gleich eingangs erklären kann, daß es meines Erachtens weder „neue Medien" noch gar einen „neuen Menschen" gibt beziehungsweise geben sollte.

Beide Begrifflichkeiten klingen mir zu sehr nach jenem Vorsprung durch Panik, der den Deutschen – nicht nur bezogen auf den grundstürzenden Paradigmenwechsel, in dem wir uns in der Tat befinden – nicht zu Unrecht nachgesagt wird. Irgendwo lauert hinter diesen Formulierungen auch noch jenes Kasperle-Theater namens „Kulturkritik", das die Herren Horkheimer und Adorno zeitweise so suggestiv bemüht hatten; Adorno befürchtete eine Versklavung des Menschen durch ein „neues" Medium

namens Radio! Und auch ein bißchen klassische Jahrhundertwende-Angst könnte durch „neue Medien" und den „neuen Menschen" hindurchscheinen; so etwas gehört zur Grundausstattung der Intellektuellenkaste.

Wenn wir uns aber nicht auf einen neuen „Monte Verità"[2] flüchten wollen, sondern das Hier und Heute zur Kenntnis nehmen, dann bemerken wir Erstaunliches. An erster Stelle: Die „neuen Medien" sind die alten. Einstweilen jedenfalls. Ich erinnere mich sehr gut, als Mitte der 80er Jahre das Privatfernsehen seinen Siegeszug begann, und man die Kabel- und Satellitentechnik, mit der es verbreitet wurde, als „neue Medien" bezeichnete. Darüber lächeln wir heute.

Und versuchen verzweifelt, „Multimedia" jene elektronisch-zivilsatorische Infrastruktur, die uns als Marktphänomen jenseits des Jahres 2000 bevorsteht – als „neue Medien" zu etikettieren. Das wird wieder eine Krücke sein, eine Art Bannbegriff, um das Unwägbare dieser Entwicklung weniger bedrohlich aussehen zu lassen.

Beim Aufkommen des Privatfernsehens jedenfalls hatten sich die Auguren der angeblick so „neuen" Medien gewaltig verhoben. Sie wollen doch, meine Damen und Herren, die televisionäre Umsetzung von mehr oder minder erleuchteten Gesprächen, genannt „Talk-Shows", in denen das Bilder-Medium dank der talking heads offenbar ganz zu sich selbst findet, nicht als „neu" bezeichnen?! Vielmehr zeigt sich hier, daß „Fernsehen", Fern-Sehen, eine Art „basic need" ist, vielleicht so als wie die Menschheit; Visualisierung von Ferne, das Teilhaben an den Erfahrungen Anderer, Fremder. Die Höhlenmalereien in Frankreich und Spanien werden auch diesen Zweck gehabt haben. Privates Fernsehen ist aber noch aus einem anderen Grund nicht „neu". Man könnte es nämlich mit Fug als emotionales Orientierungssystem bezeichnen, das dem Zuschauer ein Gefühl von Kontinuität, symbolischer Ordnung, von Beheimatung vermittelt.[3] Denken Sie nur an das „Strippen" der Sendungen, die täglich wiederkehrende Sendezeit und Programmfarbe. Ist dieser Ritus so völlig verschieden von jenen jedenfalls früher massenhaft praktizierten festen Tageszeiten, zu denen man z. B. die Mette in der Kirche aufsuchte? Ist der täglich massenhaft ausgestrahlte Seriensieg über das „Böse" nicht auch eine mythologische Ersatzhandlung, eine religiöse Vergewisserung, eine Zusicherung von Harmonie? Nun, wenn das auch nur halbwegs stimmt, dann wäre Fernsehen auch unter diesem Aspekt nicht „neu" sondern ganz „alt". Und dann würde die Fernsehforschung, so scheint mir, heute etwa dort zu plazieren sein, wo die Wissenschaft von der Chemie sich vor 400 Jahren aufhielt.

Nein, „neue Medien" – das ist so ein Begriff für die erwähnten Talk-Shows. Und der „neue Mensch" allemal. Dabei sehe ich davon ab, daß dieser Begriff – das ihm innewohnende utopische Potential – in der Geschichte der Menschheit eigentlich nur mißbraucht wurde und deswegen kaum noch zu gebrauchen ist. Unser Jahrhundert war bekanntlich angefüllt mit entsprechenden Wahnideen. Die Opfer sind Legion.

Ein „neuer Mensch" in unserem Diskurs soll vielmehr derjenige sein, der imstande ist, die Herausforderungen der Medienwelten anzunehmen, sie zu parieren und zu gestalten. Ich sage Ihnen: Diesen „neuen Menschen" wird es – trotz des kürzlichen

„Spiegel"-Elaborats über die neuerdings so lockeren, hedonistischen Deutschen – nicht geben. Wir brauchen ihn auch nicht.

Denn so wie es aussieht, sind wir – ist der „alte Mensch" durchaus in der Lage, auf das Fernsehen von heute und auf die mediale Kommunikation von morgen Antworten zu geben.

Einige Belege. Dazu zähle ich an erster Stelle den Fakt, daß die Sehdauer der erwachsenen Zuschauer durchaus nicht entsprechend der Flut der Kanäle gestiegen ist. Im letzten Jahr verharrte sie sogar in den alten Bundesländern bei 178 Minuten; was Kinder vor dem Bildschirm betrifft, so ging sie um sechs Minuten auf 100 Minuten zurück. Bemerkenswert ist darüber hinaus, daß die formal höher Gebildeten sich den derzeitigen Fernsehangeboten immer mehr entziehen; Professor Opaschowski hat darauf bereits aufmerksam gemacht. Damit können sich die Sender, geschäftlich gesehen, gar nicht anfreunden: Daß die attraktivsten Zielgruppen sich ihnen gerne verweigern. Den eigenen Kopf jedenfalls lassen sich die TV-Konsumenten nicht nehmen. Ihnen ist auch relativ egal, welche Dachmarke für ein interessantes Programm verantwortlich zeichnet: Wer wird einen attraktiven Spielfilm deswegen nicht sehen wollen, weil er auf PRO 7 ausgestrahlt wird?

Ein Boulevard-Magazin wie „Explosiv", weil es auf RTL kommt? Relativ egal immerhin. RTL zieht ceteris paribus die jüngeren Zuschauer auf Grund seines Images stärker an.

Dieser Zuschauer ist, so denke ich jedenfalls, souveräner als uns manchmal lieb ist. Das Volk ist nicht so „tümlich", wie gerne unterstellt. Besonders von der Kulturkritik. Sie behauptet, das „System" durchschauen zu können, den Menschen von Ungemach bewahren zu wollen. Doch welche Legitimation hat sie dazu, wenn sie den Menschen vorab für einen Trottel hält? Jeder „Derrick"-Fan, um einmal ein öffentlich-rechtliches Beispiel zu wählen, weiß genau, daß er die Sendung erst nach 20 Minuten einzuschalten braucht, denn solange dauert die Vorglühzeit, bis dann Horst Tappert aus der Kulisse ... tappert.

Dennoch: Was wird dem Verführer „Fernsehen" nicht alles vorgeworfen! Zum Beispiel: Er zerstöre die Familie. Demgegenüber haben die Meinungsforscher aus Allensbach kürzlich darauf hingewiesen, daß im Durchschnitt 68 Prozent der Bevölkerung ihre familiären Bindungen für „stark" erachten.[4] Zu gerne wird vor allem Kindern und jungen Leuten jede Medienkompetenz bestritten. Kurioserweise auch von Eltern, die ja an erster Stelle dafür verantwortlich wären. In Südwestdeutschland glauben nach einer aktuellen Untersuchung[5] 41 Prozent der Eltern, ihre Kinder würden an die vier Stunden täglich fernsehen! (Weniger als die Hälfte, ich sprach schon davon, ist korrekt.)

Besonders leicht geht den Apokalyptikern die Sache mit den Büchern von den Lippen. Keiner liest mehr, heißt es dann. Das Fernsehen, speziell das private, sei der Ruin der klassischen Kulturvermittlung. Ein Ammenmärchen. So nahm zwischen 1955 und 1973 – der großen Zeit des öffentlich-rechtlichen Fernsehens, als „Straßenfeger" wirklich noch die Nation vor der Mattscheibe versammelten – der Bücherbe-

stand pro Haushalt von 38 auf 91 Exemplare zu. Und laut Opaschowski kommen heute auf einen „Computerfreak" drei Buchleser.[6]

Es gab – während der „Aufklärung" – Zeiten, als intensives Lernen, gar in Gruppen oder „Lesegesellschaften", für eine Sucht gehalten wurde. Natürlich von den Hütern der bis dahin dominierenden Medien, zum Beispiel der Kirche. Heute gilt vielen das Fernsehen als Sucht.[7]. Vielleicht steckt bei den Vertretern herkömmlicher Eliten, soweit sie noch auszumachen sind, eine ähnliche Angst vor der befreienden Kraft von massenhafter Information und Unterhaltung dahinter. Die Establishments von autokratischen Regimes haben dieses Potential immer wieder einmal zu spüren bekommen.

Nicht zu vergessen die Furcht vor dem gegenteiligen Effekt, der grassierenden Beiläufigkeit des Mediums. Sogar der vorsichtige Opaschowski nennt den Bügelbrett- und Bierholen-Background des gewöhnlichen Fernsehkonsums „alarmierend".[8] Ich kann das nicht nachvollziehen. Wohl wahr: Aus der Sicht des Senders muß es darum gehen, die Zuschauer bei der Stange zu halten. Dafür muß er sich einiges einfallen lassen, was die Qualität des Programms und die Plazierung der Spots betrifft. Auch die Werbeagenturen müssen hart an der Qualität ihrer Spots arbeiten.

Kulturhistorisch gesehen jedoch kehren wir mit diesem distanzierten Konsum, der Loyalität des Verbrauchers von zielgruppengenauer Qualität des Angebots abhängig macht, in jenes 18. Jahrhundert zurück, in dem alles ausgeheckt wurde, was uns heute beschwert oder beflügelt. Das Publikum einer Oper schwätzte damals lauthals zwischen den wichtigen Arien, es dinierte oder spielte Karten. Flaneure ihrer Medienwirklichkeit. So wie heute die Zapper.

Ein „neuer Mensch" um unser Leitmotiv wieder aufzunehmen, ist demnach weder vorhanden noch notwendig. Mit unserer vernünftigen Ausstattung, die immer wieder aktuell justiert werden muß, sind wir offenbar imstande, auf die Herausforderungen der Medienwelten gescheit zu antworten. Dennoch dürfen wir uns nicht täuschen. Was da auf uns, sagen wir genauer: auf unsere Kinder, zukommt an zivilisatorischen Impulsen, etwa durch die Segmentierung der Programmangebote, etwa durch die Koppelung von Fernseher, Telefon und Computer – das muß als Quantensprung bei der Etablierung medialer Realitäten bezeichnet werden. „Postmodern" lautet die gängige Bezeichnung. Mir scheint, daß der umfassende soziale Wandel, den zunehmende Information und Kommunikation bewirken, besser noch mit dem von Gerhard Schulze geprägten Begriff der „Erlebnisgesellschaft"[9] bezeichnet werden kann. RTL ist, wenn Sie so wollen, ein „Erlebniskonzern". Hoffe ich doch.

Allerdings: Das Ende des großen Systemwettstreits hat nicht nur die Überlegenheit, sondern auch die Probleme des Siegers offenbart. Zum Beispiel das zunehmende Verschwinden von Politik zu Gunsten deren telegener Simulation, die ihre inhaltliche Leere schwungvoll zur Kenntnis zu bringen vermag. Dies ist in den USA noch weit stärker ausgeprägt. Kein Zweifel: In unserem Zeitalter der Vernetzungen ist die Herrschaft über ein Territorium weniger wichtig geworden als der Zugang zu einem Satellitentransponder. Nur wer beides in seiner Hand hält, die politischen con-

nections und den Besitz von Medien, zählt zu jener Einflußelite, für die demokratische Spielregeln kaum noch Geltung besitzen. RTL hat mehrfach auf das Problem aufmerksam gemacht. „Ich übe globalen Druck aus", hat der Medienmogul Rupert Murdoch, dessen Engagements von Kalkutta bis nach Köln reichen, als seine Profession angegeben. Denken Sie auch an den letzten Bundestagswahlkampf. SAT 1 mit „Zur Sache Kanzler" in Verbindung mit BILD – das war Ausnutzung von Medienmacht in Verbindung mit politischen connections.

Das Fernsehen, die Kommunikationsbranche insgesamt, ist von einem beispiellosen Boom gekennzeichnet. Da helfen keine Abschottungen mehr. 1858 ist lange vorbei, als der britische Premier Lord Palmerston auf den Vorschlag, den Kanal zu untertunneln, noch knurren konnte: „Wie bitte? Sie fordern uns auf, eine Arbeit zu unterstützen, die das Ziel hat, eine Entfernung zu verkürzen, die jetzt schon zu kurz ist?"

Auch Bert Brechts zu einer Zeit schon nachklappernde Empfehlung: „Der größte Teil der kulturellen Produktion wäre durch einfaches Turnen und zweckmäßige Bewegung im Freien zu verhindern gewesen", hilft uns heute nicht weiter. Vier Kilometer Regale benötigt Jahr für Jahr das Deutsche Zentralarchiv in Frankfurt, um 225.000 „Einheiten" der aktuellen Kulturzeugnisse zu verstauen. Und das, obwohl die Halbwertzeit dieses Wissens immer kürzer wird.

Wer vorgibt, diesen Trend umkehren zu können, die Medienpräsenz im Alltag zu reduzieren, ihre rapide Zunahme zu entschleunigen, der erinnert mich an die britischen Industriearbeiter im letzten Jahrhundert, die die Uhren an den Toren der Fabriken von Manchester zerschlugen, weil sie dem Rhythmus der Maschinen nicht länger gehorchen wollten. Die 16 Zeitzonen zwischen Hamburg und Warschau, die damals für ein umständliches Reisen, aber auch für ein gemächliches Fern-Sehen sorgten, werden uns nie wieder entspannen.

Kurzum, es macht keinen Sinn, den alten Zeiten nachzutrauern. Wie ein Jean Paul, der nach einem seiner schönsten Aphorismen „immer zu spät glücklich" gewesen sein wollte.

Es macht vielmehr Sinn, sich den neuen Zeiten – den von heute und den von morgen – zu stellen. Dazu benötigen wir keine „neuen Menschen". Vielleicht ein bißchen Mut.

Vor allem aber, meine Damen und Herren, sollte diese Situation, die ich versucht habe, Ihnen zu skizzieren, ein originäres Thema der Pädagogik sein – der Medienpädagogik. Auf das Gesamt der Gesellschaft gesehen, kann es kaum etwas Wichtigeres geben als die Vermittlung und Unterstützung von Medienkompetenz. Bei Erwachsenen wie bei den Jungen. Da geschieht nach meiner Beobachtung noch viel zu wenig. In jeder Hinsicht. In den Schulen und an den Universitäten. Fehlende Strukturen, fehlende Fördermittel dürfen keine Entschuldigung sein. Es gibt immerhin Lichtblicke. Einige Lehrer in Hamburg, wie man in der Zeitung nachlesen konnte, haben sich über den Unterrichtsplan hinweggegsetzt und mit großem Erfolg das Thema „Medien" an ihren Schulen eingeführt. Und in den USA gewinnt das Thema rasant an Bedeutung. Heute konnte man lesen, daß 3000 kalifornische Schulen mit

Computern ausgerüstet worden sind und weitere 13.000 folgen sollten. Wir von RTL planen im übrigen in Zusammenarbeit mit dem Rüttgers Ministerium, Medienpädagogen und Unterstützung des Landes Nordrhein-Westfalen einen Kongreß zum Thema „Medienkompetenz". Und wir sind dabei, eine große Ausstellung zur Entwicklung des Fernsehens und seinen Problemen unter der Überschrift „Der Traum vom Sehen" zu gestalten.

Sie als Erziehungswissenschaftler haben es in der Hand, die unseren Medienwelten angemessenen Prioritäten zu entwickeln, zu unterstützen, zu setzen. Auch aus der Sicht des Marktes ist dieses notwendig. Kompetente Konsumenten als Publikum zu haben, ist für einen Fernsehsender attraktiver als nur „couch potatoes". Lassen Sie uns – statt einem Vorsprung an Panik anheimzufallen – an einem Vorsprung durch Praxis arbeiten.

## Anmerkungen:

1 Dieser Kontext ist bisher viel zu wenig erforscht. Erfreuliche Ausnahme: das Projekt „Veränderungen des Fern-Sehens im Modernisierungsprozeß", Kooperation von Europäischen Medieninstitut Düsseldorf. und Rhein-Ruhr-Institut für Sozialforschung.

2 Berg bei Ascona. In den 20er Jahren Zufluchtsstätte von Zivilisationsflüchtigen, Künstlern, etc.

3 Vgl. Wolf-Rüdiger Schmidt: Opium des Volkes? Über Medienreligion und die Entzauberung des Alltags. In: Gangloff: Liebe, Tod und Lottozahlen.

4 Vgl. ZAW-Service 188/1996

5 Ebenda

6 Opaschowski: Freizeitaktivitäten 1995

7 Opaschowski: Medienkonsum, S. 6

8 Opaschowski: Medienkonsum, S. 14

9 Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft – Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a. Main /New York 1992

**Anschrift des Verfassers**: Peter Hoenisch (P. Hoenisch ist Marketing-Experte für RTL-Television, Köln)

Hoenisch, P.: Die neuen Medien sind da – wo bleibt der neue Mensch? In: SPEKTRUM FREIZEIT, 19. Jg., Heft 1/1997, S. 20ff.

FREIZEIT & MEDIEN / MOBILITÄT / MASSENKULTUR

HORST W. OPASCHOWSKI · HAMBURG

# Medien, Mobilität und Massenkultur

## Neue Märkte der Erlebnisindustrie oder verlorene Aufgabenfelder der Pädagogik?

### Die pädagogische Freizeitforschung auf den Spuren der Erlebnisgesellschaft

Erstmals 1980 wurde in der pädagogischen Freizeitforschung eine *Erlebnisorientierung des Lebens* vorausgesagt, in der die Bewältigung des Wohlstandskonsums nicht mehr das zentrale Thema sei. Die „Erlangung einer neuen konsumalternativen *Erlebnisfähigkeit*" werde zur großen Herausforderung der Zukunft. Gefragt sei dann *„Erlebniszeit"*, Zeit zum verstärkten, intensiven und bewußten Leben und zur Entwicklung eines eigenen *„(Er-) lebensstils"*. Dabei ginge es auch um die Entwicklung von Lebensalternativen zum Konsum" (Opaschowski 1980, S. 8). Der Wunsch, das Leben zu erleben, sei Ausdruck eines Wandels in den Wertvorstellungen und Lebensorientierungen der Menschen, der nicht konfliktfrei verlaufen werde.

Ein Jahr später wurden in der pädagogischen Freizeitforschung erste Folgen und Folgerungen formuliert, die sich aus dem zukunftsweisenden Wandel „von der passiven Konsumorientierung der 60er und 70er Jahre zur aktiven Erlebnisorientierung der 80er und 90er Jahre" ergeben. „Einfallslose und *künstliche Reißbrett-Erlebniswelten"* reichten in Zukunft nicht mehr aus. Vielmehr werde der *Erlebnisreichtum* der natürlichen, städtischen und technischen Umwelt wiederentdeckt und neubelebt. Die wirklich interessanten *Erlebnisfelder* würden natürlich, historisch oder gesellschaftlich gewachsene *Erlebnislandschaften* sein. Nur so könne der Gefahr begegnet werden, *„künstliche Erlebnisinseln zu schaffen, Erlebnisse gleichsam zu ghettoisieren"*. Neue Angebotsformen müßten entwickelt werden. Die Attraktivität eines Angebots bestimme sich zunehmend nach ihrem *Erlebnischarakter*. Der Konsument erwarte geradezu erlebnisreiche Anregungen – sozusagen *„Erleben, was sonst nur im Kino möglich ist"* – von der 48-Stunden-Grenzerfahrung bis zum Aussteigen auf Zeit als *Urlaubserlebnis*. Politiker, Planer und Pädagogen sollten sich rechtzeitig auf diesen Wandel des Anspruchsniveaus einstellen und in ihren Maßnahmen berücksichtigen. Dies bedeute eine Abkehr von der Monokultur vieler Einrichtungen und Angebote. Erst mit einer Vielfalt von *Erlebnisdimensionen* könne das gesamte persönliche und soziale Wohlbefinden angesprochen und erreicht werden

(Opaschowski 1981, S. 7ff. und 15ff.). 1983 wurde schließlich die wachsende Erlebnisorientierung kritisch hinterfragt und psychologisch-pädagogisch problematisiert: „Wie wirkt sich die prognostizierte *Explosion des Erlebnisbereichs* aus – auf die eigene Erlebnisfähigkeit, die Qualität der Erlebnisse und die angebotenen Produkte der *Erlebnisindustrie?* Kommt es zur Pseudo-Individualisierung?" (Opaschowski 1983, S. 96). Damit verbunden waren Fragen wie:

* Was passiert eigentlich, wenn man sich in der zukünftigen *Erlebnisgesellschaft* dem *pausenlosen Erleben* kaum mehr entziehen kann?
* Wird der *Erlebnishunger* des passiven *Erlebniskonsumenten* so grenzenlos sein, daß er nicht mehr zwischen *Selbsterleben* und *Nacherleben* unterscheiden kann?
* Wird das *Erleben von Pseudo-Wagnissen* zum vorprogrammierten Freizeitfrust?
* Werden Kultur und Kommerz im *Freizeiterlebnis Einkaufen* eine friedliche Koexistenz feiern, während sich die Einkaufszentren zu *Erlebniszentren* wandeln?

Im persönlichen Leben werde es immer schwieriger, sich dem *Erlebnisboom* zu entziehen: Das Wohnzimmer werde zum *Erlebnisraum*, das Schwimmbad zum *Erlebnisbad*, die außerschulische Bildungsarbeit zur *erlebnisbezogenen Freizeitbotschaft*, das Zusammensein mit Freunden zum *Gruppenerlebnis* und ein *erlebnisarmer Urlaub* gelte als verlorene Lebenszeit. Werde am Ende dieser Entwicklung das Leben selbst zu einem einzigen Erlebnis?

Dies waren die psychologisch-pädagogischen Problem- und Fragestellungen zu Beginn der achtziger Jahre. Vor dem Hintergrund einer fast inflationären Entwicklung des Erlebnisbegriffs konnte für die Analyse und Bewertung 1983 kaum Raum für Zukunftseuphorie bleiben. Entsprechend kritisch fiel der Blick in die Zukunft aus: „Negativ einzuschätzen ist die sich ständig steigernde *Erlebnissuche* aus Angst vor innerer Leere und Langeweile. Der Erlebnisboom 'nach draußen' und 'mit anderen' kann zum innerseelischen Bumerang werden. Die Gefahr besteht, nicht mehr allein sein und zur Ruhe kommen zu können. Die Flucht nach draußen trägt dann Züge von Selbstflucht. Die Dauerpräsenz von action und motion, Cliquengeselligkeit und Gruppenzwang, Unternehmungslust und Überaktivität erzeugt Freizeitstreß. Eine neue subtile Form von Einsamkeit kann entstehen: *Die innere Vereinsamung inmitten von Kontaktflut und äußerer Hektik*. Selbst die Anbieter von organisierten Psycho-Programmen werden mehr zur Ablenkung als zur Selbstbesinnung beitragen" (Opaschowski 1983, S. 81).

Die Problematisierung der prognostizierten Erlebnisgesellschaft endete seinerzeit dennoch nicht in Resignation. Die Hoffnung sollte noch eine Zukunft haben: „Viel wird davon abhängen, *wie schnell und wie flexibel das öffentliche Erziehungs- und Bildungswesen – von der Schule bis zur Volkshochschule – auf die derzeitige Umbruchsituation reagieren kann und will*" (S. 81). Die feststellbaren Veränderungen jedenfalls „seien irreversibel, weder zurückzudrehen noch aufzuhalten. Der Bedarf müsse sich jetzt den Bedürfnissen anpassen, nicht umgekehrt".

Heute ist es offensichtlich so weit – die Erlebnisgesellschaft ist da. Die wachsende Erlebnisorientierungdes Lebens ist allerdings – sieht man von Erich Webers aktualisierter Einführung in die Pädagogik einmal ab (vgl. Weber 1995, S. 134ff.) – vom Erziehungs- und Bildungswesen bisher weder thematisiert noch weiter problematisiert worden. Eher ist neue Naehdenklichkeit, ja Distanzierung angesagt. Die Entstehung und Entwicklung von Erlebniswelten erscheint plötzlich wie eine Offenbarung, die Erziehung und Bildung neu herausfordert: Medien, Mobilität und Massenkultur, Konsumszenen, Sportwelten und Urlaubslandschaften befinden sich geradezu in den Fängen einer gigantischen Erlebnisindustrie, die uns wie ein Polyp „umgarnt" und „verschlingt". Können wir uns aus den Armen dieses Polypen überhaupt noch befreien?

## Erlebnismärkte statt Erlebniswerte: Wo bleibt die Pädagogik?

Von Nachbardisziplinen ist vorerst keine Befreiung mehr zu erwarten. Gerhard Sehulzes kultursoziologische Analyse der „Erlebnisgesellschaft" (Schulze 1992 und 1993) kam und kommt ein Jahrzehnt zu spät. Heute wären eher Problemanalysen gefragt, die Antworten auf die Frage geben, welche *psychosozialen Folgen* die Erlebnisgesellschaft hat und *was „nach" der Erlebnisgesellschaft kommt oder kommen könnte.*

Stattdessen flüchtet sich Schulze in die Alltagstheorie des schönen Lebens. Alles wird ästhetisiert; Armut wird ignoriert. Wer zu spät kommt, neigt auch zu Fehleinschätzungen: „Lerne wieder, mit einem Nichts zu spielen" (Schulze 1993, S. 419) lautet seine schlichte Botschaft, die die Lösung bringen soll. Die Botschaft kommt doch viel zu spät. Die *junge „born-to-shop"-Erlebnisgeneration hat es längst verlernt, mit einem Nichts zu spielen.* Sie hat eher Angst – vor dem persönlichen Nichts. Dann droht doch die Öde und innere Leere. Zum Teil kommt Panikstimmung auf, wie aus der qualitativen Analyse projektiver Gruppenverfahren hervorgeht (vgl. Opaschowski 1995, S. 93):

* „Dann ekelt es mich vor dem Wochenende und ich freue mich auf den Montag".
* „Wenn das Materielle mal wegfällt, steht man da und hat im Grunde nichts, auch gefühlsmäßig nichts mehr".

Hinter dem Appell „lerne wieder, mit einem Nichts zu spielen" verbirgt sich die resignative Hoffnung: „Man könnte noeh einmal ganz von vorne anfangen". Dahinter steht das persönliche Eingeständnis, nicht von selbst aus eigener Kraft dazu fähig zu sein. Die meisten erhoffen sich also den Anstoß von außen – eine Art *„Urknall" oder „Phönix aus der Asche".* Das Gefühl herrscht vor, die Warenwelt der Erlebnisgesellschaft müsse erst einmal untergehen, ehe eine neue, bessere Welt auferstehen könne. Auf die *„deus-ex-machina"-Lösung* aber können wir lange warten – wenn wir nicht selber etwas tun.

Durchaus realistisch, wenn auch gänzlich unsoziologisch, gibt Gerhard Schulze die Empfehlung an Alice Miller weiter, ein neues Buch zu schreiben – diesmal nicht mit dem Titel „Am Anfang war Erziehung", sondern „Am Anfang fehlte die Erziehung" (Schulze 1993, S. 413). In der Tat: *Die vorhersehbaren Probleme der Erlebnisgesellschaft muten heute wie verlorene Aufgabenfelder der Pädagogik an. Kampflos hat die Pädagogik das Feld der Erlebnisindustrie überlassen. Die Folgen bleiben nicht aus: Erlebnismärkte statt Erlebniswerte.* Ebenso subtil wie systematisch drohen Medien, Mobilität und Massenkulturvermarktet und als Aufbruch in neue Erlebniswelten gefeiert zu werden. Wieder einmal eine vertane Chance der Pädagogik und ein schon fast verlorenes Terrain für Erziehung und Bildung?

Als Aldous Huxley 1931 seinen Zukunftsroman „Brave New World" schrieb, war er davon überzeugt, daß wir bis zum 6. oder 7. Jahrhundert „nach Ford" noch viel Zeit hätten: Von der ständigen Ablenkung durch Unterhaltungsangebote des Sports und der Musicals über die Verabreichung einer pharmakologisch hervorgerufenen Glückseligkeit bis zur Abschaffung der Familie reichte der Spannungsbogen seines ebenso phantasievollen wie zynischen Bilds einer neuen Gesellschaft. Doch schon knapp drei Jahrzehnte später (1959) mußte Huxley eingestehen: „Die Prophezeiungen von 1931 werden viel früher wahr, als ich dachte".

Mit der Verheißung einer künftigen Erlebnisgesellschaft, in der die Menschen ihr Leben zwischen Wohlstand und Überfluß unbeschwert genießen sollten, war doch immer auch die Vorstellung einer „Schönen Neuen Welt" verbunden. Was ist aus dieser Zukunftshoffnung geworden? *„Wir sind als Gattung nicht für Freizeit geschaffen"* meint der Kanadier Douglas Coupland, Autor des Kultromans „Generation X". Ist die jahrzehntelang erkämpfte und herbeigesehnte Erlebniswelt dabei, ihre eigenen Kinder zu fressen? In Deutschland sinkt der Anteil der einheimischen Bevölkerung. Geben die Deutschen das Geld, das Kinder kosten, lieber für Hobby, Sport und Urlaubsreisen aus?

Sind die Deutschen in Wirklichkeit Analphabeten geblieben, die in den letzten dreißig Jahren viel Wohlstand und arbeitsfreie Zeit hinzugewonnen, aber wenig dazugelernt haben? Warum platzen plötzlich so viele Illusionen über das herrlich freie Leben wie Seifenblasen?

Nach dem Kriege haben die Menschen um das Überleben gekämpft und für den eigenen Lebensunterhalt gearbeitet. Wirtschaft und Produktion waren darauf angelegt, in erster Linie materielle Befriedigung zu gewähren. Seit den 80er Jahren verändern sich in Zeiten von Wohlstand und auch Überfluß die menschlichen Bedürfnisse: Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung erwartet jetzt psychologische „Extras" in Form von Erlebnissen.

Der Einstellungs- und Wertewandel in Richtung auf eine wachsende Erlebnisorientierung von Gütern und Dienstleistungen war vorhersehbar und auch vorhergesagt worden. Nur: Die psycho-sozialen Folgen des von der pädagogischen Freizeitforschung prognostizierten *Erlebniszeitalters* wollte kaum einer zur Kenntnis nehmen. Inzwischen hat sich eine gewaltige Erlebnisindustrie entwickelt. Erste geistige und

psychische Auswirkungen dieser massenhaften Erlebnisproduktion zeichnen sich schon heute in Konturen ab: Die Balance zwischen wirklichen und unwirklichen Erlebnissen, zwischen Realität und Reality-Simulation droht verlorenzugehen. Und weil Erlebnisse als Waren inflationär in Serie gehen, werden auch das Gefühlsleben und die zwischenmenschlichen Beziehungen beeinträchtigt und die psychische und soziale Entwurzelung der nachwachsenden Generation („Gib mir Wurzeln, denn ich habe keine") beschleunigt.

Die Erlebnisinflation läßt die Menschen kaum mehr zur Ruhe kommen. Junge Familien leiden zum Beispiel heute – empirisch nachweisbar – in Westdeutschland schon mehr unter der Hektik des Lebens als unter der Geldnot (vgl. Opaschowski 1993, S. 26). *Die Angst breitet sich aus, im Leben etwas zu verpassen.* Das Geschäft mit der Langeweile blüht. Und der kommerzielle Angriff auf die innere Vereinsamung steht uns erst noch bevor. Noch mehr als bisher muß sich insbesondere die erziehungswissenschaftliche Forschung kritisch mit den Ursachen und Folgen der Erlebnisinflation auseinandersetzen, in der die Menschen massenhaft mit Tempo und mit Spaß die „Schöne Neue Welt" der Zukunft geradezu *erleben müssen.* Wir brauchen Wege zu einer Neuorientierung in Richtung auf eine lebenswerte Zukunft. Es reicht wohl nicht aus, wenn wir der Generation nach dem Jahr 2000 verkünden: Das haben wir doch alles schon vorher gewußt! – aber *keine Antwort auf die Frage geben können: Warum habt ihr denn nichts dagegen getan?*

## Die multimediale Zukunft: Folgen und Folgerungen

Die Medienrevolution steht angeblich vor der Tür. In Wirklichkeit können die meisten Bundesbürger noch nicht einmal einen Videorecorder programmieren. Und auch die Hoffnung auf die neue Generation der „Multi-Media-Kids" wird sich so schnell nicht erfüllen: Der Siegeszug der Computer durch die Büros ist noch lange nicht in Deutschlands Kinderzimmern angekommen. Die Jugend zieht nach wie vor Bücher den Computern vor. Nur jeder vierte Jugendliche im Alter von 14 bis 24 Jahren hat sich in der vergangenen Woche außerhalb von Schule und Beruf mit dem Computer beschäftigt, deutlich mehr aber fanden am Buchlesen Gefallen. Und für Videospiele kann sich gar nur jeder sechste Jugendliche begeistern, während der Anteil der Jugendlichen, die regelmäßig Zeitung oder Zeitschriften lesen, viermal so hoch ist.

Seit mehr als dreißig Jahren favorisieren die Deutschen beim Medienkonsum Fernsehen, Zeitunglesen und Radiohören.

Daran hat sich bis heute nichts geändert: Fernsehen, Zeitunglesen und Radiohören stellen nach wie vor die am meisten genannten Beschäftigungen dar. *Die Technologien in der Medienbranche ändern sich schneller als die Gewohnheiten der Konsumenten.* Die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung hält an ihren alten Konsumgewohnheiten fest. Für Neuheiten auf dem Medienmarkt fehlt den meisten das technische Verständnis, die finanziellen Mittel und auch die nötige Zeit. Neuere Sozialforschungen (vgl. Lüdtke 1994) weisen nach, daß die intensive Multi-Media-

Nutzung in der privaten Lebensgestaltung keine Zeitspareffekte hat, vielmehr entgegengesetzt im Sinne einer „Zeitfalle" wirkt. Die Interaktion mit Multi-Media „vereinnahmt" die Zeitressourcen der Konsumenten. Die Folgen sind Streß und chronische Zeitnot.

Sicher: Technologisch ist alles möglich. Doch psychologisch stößt die Medienrevolution an ihre Grenzen. Immer mehr TV-Programme, Videofilme und Computerspiele sowie eine wachsende Vielfalt von Möglichkeiten zu Tele-Shopping und Tele-Kommunikation machen auf die Konsumenten den Eindruck der Lawinenhaftigkeit: *„Man fühlt sich förmlich überrollt"* sagt fast die Hälfte der Bevölkerung in Deutschland. Und selbst mehr als ein Drittel aller Jugendlichen geben offen zu, daß mittlerweile die Medienflut „kaum mehr überschaubar" sei.

In den Zukunftsvorstellungen der Bevölkerung fehlt der Medienwelt von morgen der echte Bezug zu den menschlichen Bedürfnissen und Wünschen. *Viele Bundesbürger haben das Gefühl, daß die Wirtschaft gar nicht wissen will, ob die Konsumenten das eigentlich alles haben wollen.* So sind mittlerweile rund 22 Millionen Bundesbürger der Überzeugung, daß das Multimedia-Angebot nicht angenommen und abgelehnt wird, weil die Bürger es „gar nicht haben wollen". Tele-Shopping, Bankgeschäfte und Reisebuchungen – alles soll vom Wohnzimmer aus zeitsparend möglich sein. Doch die Konsumenten sind Realisten: Auch Medienkonsum „kostet" Zeit. Nicht wenige sind davon überzeugt: *„Es fehlt einfach die Zeit, davon Gebrauch zu machen"* (Opaschowski 1996a).

Die Medienwelt von morgen ist geradezu gespalten: Die Kriegs- und Nachkriegszeit hat zur *Ausprägung von zwei Technikgenerationen* geführt. Die vor 1945 Geborenen (50 Jahre und älter) wehren und sperren sich mehrheitlich gegen das neue Multimedia-Angebot. Wer hingegen „unter 50" ist, schätzt die Multimedia-Möglichkeiten für die Privatsphäre deutlich positiver ein. Unverkennbar ist allerdings auch hier: Die Nachteile und Risiken der Medienentwicklung werden schwerwiegender eingeschätzt als die Vorteile und möglichen Chancen. Die Kluft zwischen Vision und Realität ist groß, weil sich die Multimedia-Industrie unerwartet mit einem Akzeptanzproblem des Konsumenten konfrontiert sieht. In der Vision ist alles möglich. In der Technik ist vieles machbar. Aber in Wirklichkeit geht es nur um zwei Fragen: *Wo bleibt der Mensch? Und: Was will der Konsument?*

Auf dem Weg in das Informationszeitalter des 21. Jahrhunderts stellt sich die Frage, ob das, was wir technischen Fortschritt nennen, nicht viel zu schnell und viel zu hektisch eingeführt wird, so daß die Konsumenten nur noch irritiert und fast hilflos reagieren können. Die menschliche Lernfähigkeit wird vielfach überfordert und die vorschnelle Übernahme neuer Technologien geht letztlich zu Lasten sozialer Beziehungen. Mit anderen Worten: Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung wurde *bisher beklagenswert unvorbereitet* mit den technologischen Neuerungen konfrontiert. Der Club of Rome hat die heutige Krise im Umgang mit den neuen Technologien schon in den siebziger Jahren vorausgesagt und ein „menschliches Dilemma" prognostiziert (1979): Unsere eigenen Fähigkeiten hinken der Entwicklung hinterher.

Die Massenmedien, die zu den wirksamsten Lerninstrumenten gehören könnten, haben bisher das Lernen manchmal mehr blockiert als gefördert. Der angepaßte, nicht der autonome Konsument war jahrzehntelang gefragt, Eigeninitiative nicht gefordert. Vor allem das Fernsehen gab sich mit der Passivität der Konsumenten zufrieden. Interaktive Lernprozesse waren nicht vorgesehen. Wer jetzt unvermittelt Interaktivität fordert, darf sich über Lernbarrieren und Widerstände nicht wundern. Die Zuschauer werden doch nach wie vor auf Konsum konditioniert. Insbesondere die TV-Werbung verstärkt die Vorstellung, Glück liege allein in erhöhtem Konsum. Auf diese Weise werden vorhandene Lernpotentiale mehr vergeudet als geweckt, d. h. die Vernachlässigung technologischer Fähigkeiten führt zu ihrer Verkümmerung. Die Folge ist ein mediales Analphabetentum, die Unfähigkeit, kompetent genug mit der neuen Medienentwicklung Schritt zu halten (Opaschowski 1995a).

Wenn wir den Blick in das Informationszeitalter des 21. Jahrhunderts richten, dann steht außer Zweifel, daß uns ein Jahrzehnt des Lernens bevorsteht. Der *Erziehung zur Medienkompetenz* muß in den nächsten Jahren die ganze Aufmerksamkeit gewidmet werden. *Die Wirtschaft muß mehr Geld in Lernprogramme investieren*, also nach psychologischen und didaktischen Kriterien neue Software entwickeln. Und Pädagogen sollten nicht mehr nur fragen: Was kommt auf uns zu? Oder: Was können wir kaufen? Kindergärten und Schulen müßten geradezu ihre pädagogischen Forderungen an die Industrie stellen und konkrete Wünsche über die mediale Zukunft äußern. Wir brauchen ebenso kompetente wie kritische Konsumenten, die keine Angst vor neuen Technologien haben. Wir sollten allerdings nicht solange warten, bis uns die Amerikaner und Japaner ihre Lernprogramme aufzwingen. Unsere Medienkultur sollten wir schon selber schaffen.

*Medien-Analphabeten können wir uns auf Dauer nicht leisten.* Während die Medien in ihrer technologischen Entwicklung den Perfektionierungsgrad ständig steigern, drohen viele Konsumenten in ihrer Entwicklung geradezu stehen zu bleiben. Die Sozialforschung spricht bereits vom „*Kaspar-Hauser-Syndrom*" (Koch 1995; Schulze 1995): Der Konsument sieht nur noch das, was er längst kennt, und erfährt dabei das, was er ohnehin schon weiß. Die Medien lesen ihm jeden Wunsch von seinen Augen ab. Und genau darin liegt das Problem. *Wie Kaspar Hauser begibt er sich in die Gefahr, in seiner Entwicklung stehen zu bleiben*, weil er nur noch das konsumiert, was leicht und locker, interessant und unterhaltsam ist. Der Konsument wird nicht mehr gefordert. Kreative, selektive und kritische Kompetenzen bleiben auf der Strecke.

Die Medienentwicklung der Zukunft läßt sich in zwei Punkten zusammenfassen:

1. Bill Gates' geschürte Euphorie, wonach der Computer schon in den nächsten Jahren allgegenwärtig und überall in den Wohnzimmern steht, drückt mehr Wunschdenken als Wirklichkeitssinn aus. Natürlich ist aus der Sicht der Anbieter alles überall und jederzeit möglich – aber nicht umsonst. Es kostet Zeit, Geld und Nerven. Die multimedialen Unterhaltungsangebote wachsen schneller als die Nachfrage der Konsumenten. *Die Wirtschaft läuft also Gefahr, am Bedarf*

und vor allem an der Stimmung der Bevölkerung vorbeizuproduzieren. Das kann sich eine Zukunftsindustrie nicht leisten.

2. Die Kluft zwischen der technologischen Euphorie der Anbieter und der psychologischen Zurückhaltung der Zuschauer ist noch groß. Also werden die Reisen auf der Datenautobahn eher bezahlten Dienstreisen am Arbeitsplatz gleichen. Und statt im Internet oder in acht Sekunden um die Welt zu surfen, surfen die Konsumenten lieber vor Sylt auf dem Wasser.

   Es hat doch keinen Sinn, großspurig das Informationszeitalter auszurufen, aber gleichzeitig tatenlos zuzusehen, wie gerade einmal ein Prozent der allgemeinbildenden Schulen über für Multimedia geeignete Computerausstattungen mit Netzzugang verfügen. Und nur für rund zwei Prozent der Schüler steht ein Computer-Arbeitsplatz zur Verfügung. *Nicht die Schulen, sondern Wirtschaft und Industrie verschlafen das Informationszeitalter*, wenn sie nicht dafür Sorge tragen, daß Computer, CD-Rom und Fernsehen zum Schulalltag gehören wie Tafel, Kreide und Bücher.

Sicher: *Die Kinder werden in Zukunft lieber mit dem Home-Computer als mit dem Holz-Baukasten spielen und die Erwachsenen mehr Computer als Autos kaufen.* Nur: Online-Euphorie und Cyber-Prophetie werden bis dahin weder unser menschliches Kommunikationsbedürfnis beeinträchtigen noch unser Interesse am Lesen von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften verkümmern lassen. Und je mehr sich Telebanking und Teleshopping ausbreiten, desto größer wird unser Bedürfnis nach persönlicher Beratung und nach Sehen-und-gesehen-Werden beim Einkaufsbummel sein. *Die Sinne konsumieren weiter mit.* Auch im Jahr 2006 werden die meisten Menschen keine Telearbeiter sein, sondern wie bisher müde von der Arbeit nach Hause kommen, sich vor den Fernseher setzen und mit nichts anderem als ihrem Partner oder ihrem Kühlschrank interagieren ...

Das wirkliche Leben findet für die meisten Menschen noch immer außerhalb der eigenen vier Wände statt – an der Theke, in Kino, Disco oder Fußballstadion. Die größte Zukunftskonkurrenz für die Fernsehanbieter wird nicht die Vervielfachung der TV-Stationen und -Programme, sondern die *wachsende Attraktivität der außerhäuslichen Konsumszene* sein: Einkaufszentren werden zu Erlebnisinseln, Kinos zu Konsumpalästen und Urlaubsorte zu Erlebnisbühnen. In Zukunft wollen die Konsumenten das Paradies bereits auf Erden erleben und genießen.

## Erlebnismobilität: Die Angst, etwas zu verpassen

Für die Zukunft der westlichen Wohlstandsgesellschaften gilt ein neues ökonomisches Gesetz: *Der Erlebniskonsum wächst schneller als der Versorgungskonsum*:

* Der *Versorgungskonsum* ist mit Lebensnotwendigem verbunden. Hier kauft man nur das, was zum Leben notwendig ist.

* Beim *Erlebniskonsum* aber leistet man sich Dinge, die man nicht unbedingt zum Leben (oder gar Überleben) braucht, die das Leben aber angenehmer, schöner und erlebnisreicher machen.

Wie zudem neuere Untersuchungen über die Ursachen der Massenmobilität auf den Straßen ergeben, ist die Zeit heute subjektiv so wertvoll geworden, daß sie einfach „genutzt" werden muß – um möglichst viel zu erleben und möglichst wenig zu verpassen. Weder der Drang ins Grüne oder Freie noch der Wunsch nach Orts- oder Tapetenwechsel motiviert die Menschen am meisten zu massenhafter Mobilität. Was nach Meinung der Bevölkerung das Mobilitätsbedürfnis nach Feierabend, am Wochenende oder im Urlaub am ehesten erklärt, ist die *„Angst, etwas zu verpassen"*. Gut ein Viertel der Bundesbürger haben die Befürchtung, geradezu am Leben vorbeizuleben, wenn sie sich nicht regelmäßig in Bewegung setzen (vgl. Opaschowski 1995a).

Diese Befragungsergebnisse erinnern an Analysen des Amerikaners Vance Packard aus den siebziger Jahren, der seinerzeit der Frage nachging, warum die Menschen immer mobiler werden – im Grunde genommen nicht auf irgendein Ziel hin, sondern immer von etwas weg.

Packard nannte dieses Phänomen das „Kalifornien-Syndrom" (Packard 1973). *Das Kalifornien-Syndrom basiert auf den beiden Wohlstandssäulen Geld und Zeit:* Aus jedem Tag und jeder Stunde muß soviel wie möglich herausgeholt werden. Man lebt und konsumiert im Hier und Jetzt: „Lebe dein Leben, genieße es – so lange du kannst". Hauptsache, die Langeweile ist ganz weit weg. Im Kalifornien-Syndrom spiegelt sich die Ungebundenheit der Amerikaner der Pioniertage wider. Aus dem Pioniergeist früherer Zeiten ist heute beinahe ein Erlebniswahn geworden, so wie es der amerikanische Präsident Bill Clinton anläßlich seines Besuches in Deutschland 1994 den Berlinern auf deutsch zurief: *„Nichts kann uns aufhalten. Alles ist möglich ..."*

Mit der Massenmobilität rückt in eine Gesellschaft, die immer schon rastlos war, zusätzlich das *Element der Erlebnisorientierung* in den Vordergrund. Die Neigung wächst, für den Augenblick zu leben. Diese „Jetzt-Generation" schwelgt in spontanen und impulsiven Bewegungserlebnissen. Die Sehnsucht breitet sich aus, ständig „auf Achse" und „in action" zu sein. Die Massenmobilität macht das „Nomadisieren" (Packard 1973, S. 244) zum Lebensstil. Und die Erlebnisorte entwickeln sich zunehmend zu Sammelplätzen für moderne Nomaden – umgeben von einer *Aura der Ruhelosigkeit* und einer Atmosphäre der Unbeständigkeit.

Es ist sicher unbestritten, daß *zwischen Wohnqualität und Massenmobilität ein Zusammenhang* besteht. Viel zu verkürzt muß jedoch die These erscheinen, die da besagt, hierin spiegle sich „ein Wohnproblem" (Fuhrer u. a. 1993, S. 78). Wie wäre es sonst zu erklären, daß unter den Tagesausflüglern Arbeiter, Arbeitslose und Rentner unterrepräsentiert sind (vgl. DWIF 1995, S. 23). Da diese Bevölkerungsgruppen noch am ehesten ein „Wohnproblem" haben, müßten sie eigentlich am mobilsten sein. Genau das Gegenteil ist der Fall.

*Massenmobilität ist eher ein Wohlstandsphänomen*: Je mehr Angebote oder Aktivitäten für breite Bevölkerungskreise zugänglich werden (z. B. Tennis oder Golf, Musical oder Open-air-Konzert, Städte- oder Fernreise), desto mehr nimmt auch die Mobilität auf breiter Ebene zu. Die Wohlstandsentwicklung und die Angebotsvielfalt haben einen *Mobilitätsschub wie noch nie zuvor* in der Menschheitsgeschichte ausgelöst. Die Ergebnisse der neueren Mobilitätsforschung zwingen zum *Umdenken in der Verkehrspolitik*: Bisher galt die Schaffung eines attraktiven Nahbereichs bzw. Wohnumfeldes als „die" entscheidende Bestimmungsgröße für eine Option „Vermeidung von Verkehrsaufwand" (Enquête-Kommission 1994, S. 133). Wie wirksam ist es jedoch, mit großem Aufwand den Nahbereich schön und lebenswert zugestalten, wenn die Erlebnisindustrien mit noch größerem (Werbe-)Aufwand den Bewohnern den Eindruck vermitteln, daß erst im Fernbereich 'die Post abgeht'? Verzicht auf Mobilität geht auf diese Weise eher mit eingeredetem schlechtem Gewissen einher.

Mobilität erweist sich für viele Menschen als wichtiges Lebenselixier für Körper, Seele und soziale Bedürfnisse. Wer diese Mobilität verhindern wollte, müßte zuvor die Frage beantworten: Wie und wodurch läßt sich überhaupt Mobilität ersetzen? Wer den Menschen ein solches Lebenselixier nähme, müßte etwas Gleichwertiges dafür geben. Andernfalls wären die psychosozialen Folgen (und Folgekosten) unabsehbar. Die Arbeitsgesellschaft kann schließlich nicht die Menschen massenhaft von Arbeit 'freisetzen' und sie dann in die eigenen vier Wände verbannen. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß *das künftige Erlebniszeitalter die Mobilität von Menschen mehr 'anheizt' als bremst*.

Massenkultur: Zwischen Entmythologisierung und ephemerem Charakter.

Schon vor über dreißig Jahren hat der Schriftsteller Hans-Magnus Enzensberger die Grundzüge einer *Bewußtseins-Industrie im Umfeld von Mode, Medien und Mobilität* beschrieben und zugleich prognostiziert, daß ihre volle Entfaltung erst noch bevorsteht. Wer dabei nur den kommerziellen Charakter dieser Industrie beklage, so meinte er, treffe nicht den Kern der Sache. Viel problematischer und subtil wirksamer als der bloße Konsum materieller Produkte seien doch die Inhalte der Bewußtseins-Industrie, also die Meinungen, die Urteile und die Vorurteile. Die Prognose ist inzwischen Wirklichkeit geworden: Die Fernseh-Werbung z. B. kostet doch heute den Zuschauer kein Geld, ja sie wird ihm zu Hause geradezu aufgedrängt, wenn nicht gar nachgeworfen. TV-Werbung weckt immer neue Begehrlichkeiten (Enzensberger 1962).

Kultur-Industrie, Bewußtseins-Industrie, Erlebnis-Industrie: Drei Begriffe für einen Sachverhalt. Der Verdacht drängt sich allerdings auf, daß die modernistische Kritik an der heutigen Erlebnisgesellschaft manchmal nur ein willkommenes Mittel dafür ist, eigentlich *Gesellschafts- und Wohlstandskritik* zu üben. Medien, Mobilität und Massenkultur werden immer mehr instrumentalisiert, also für andere Zwecke „benutzt". Man darf darüber hinaus nicht vergessen, daß die Kritik an der Massenkultur selbst von der Massenkultur lebt – also ein Teil dessen ist, was sie selbst kriti-

siert. Wer als Kulturkritiker die Massenkultur ablehnt, handelt entweder naiv oder bleibt wirkungslos. Er muß sich vielmehr ganz im Enzensberger'schen Sinne *auf das gefährliche Spiel einlassen, ohne die eigene Wachsamkeit aufzugeben.*

Es ist doch unbestreitbar: *Die Kulturkritik ist so alt wie die Kultur selber.* Seit es Kultur für viele (und nicht mehr nur Kultur für Gebildete) gibt, ist die Massenkultur zu einem beliebten Thema der Gesellschaftskritik geworden. Den meisten Kulturkritikern bereitet es einen geradezu intellektuellen Genuß, sich über Kulturbanausen lustig zu machen. In Wirklichkeit verhalten sich die Kritiker mit dem „richtigen Kulturbewußtsein" nicht wesentlich anders als die Konsumenten der Massenkultur. Die Kulturelite geht nach wie vor in die Oper, die Masse lieber in „Phantom der Oper". Der *Arbeiter* fühlt sich in der Erlebniskneipe „Pupasch" wohl, wo jeden Abend die Post abgeht; der *Manager* hält mehr von der Erlebnisgastronomie „Pomp, Duck and Circumstances", die seine sieben Sinne sensibilisiert. Aus der Hochkultur für wenige ist eine Massenkultur für breite Bevölkerungsschichten geworden, die vielfältige *Nischen und Individualisierungen* zuläßt.

Vielleicht verbirgt sich hinter der massiven Kritik an der Massenkultur nur die Trauer über den Verlust von Privilegien. Kulturkritik ist seit jeher eine Kritik der Privilegierten, die genügend Zeit und Geld hatten, um sich Kultur leisten zu können. Nicht die Kultur, sondern die *Bildungsbürger-Kultur hat abgewirtschaftet* bzw. ist überholt und veraltet. Vorsicht ist daher geboten bei Begriffen wie Kulturverfall, Werteverfall, Verfall der Moral, Verfall der Lesekultur oder Verfall von Familie und Gesellschaft. Die Geschichte lehrt doch: Jede Kultur ist wie ein organischer Körper und unterliegt einem ganz *natürlichen Alterungsprozeß.* Demnach ist jeder Untergang zugleich ein *Übergang.* Der Untergang des Sozialismus kann z. B. als ein Übergang in eine neue postsozialistische Phase angesehen werden. Und der sogenannte „Verfall der Familie" kann als Übergang in neue Formen menschlichen Zusammenlebens gedeutet werden.

Und auch die heutige Kulturentwicklung gleicht mehr einem *Null-Summen-Spiel:* Was auf der einen Seite an „klassischen" Inhalten verlorenzugehen scheint, wird auf der anderen Seite durch neue Kulturformen wie Pop-Kultur, Musical-Kultur oder Multimedia-Kultur wieder hinzugewinnen.

Die heutige Massenkultur wird vermutlich nur deshalb als besonders krisenhaft erlebt, weil die alten Ideale des Bildungsbürgertums und die Privilegien der Hochkultur zunehmend ihre Überzeugungskraft verlieren. Wer den Menschen massenhaft Wohlstand beschert, muß auch mit Massenkultur und Massenmedien leben. Die Segnungen westlicher Wohlstandsgesellschaften können doch schließlich nicht nur den Kulturkritikern exklusiv vorbehalten bleiben.

Wenn es beispielsweise dem Musical-Boom gelingt, vielen Menschen ihre *Schwellenangst* vor dem Opern- oder Theaterbesuch *zu nehmen*, so daß sie sich für weitere kulturelle Veranstaltungen öffnen und interessieren, dann hat auch das Entertainment im Musical seinen kulturellen Auftrag erfüllt. Die meisten Musical-Besucher waren noch nie in einer Oper. Das ist die große Chance der Massenkultur: *Bildungs-*

barrieren werden abgebaut. Die Kulturlandschaft wandelt sich zum Erlebnisraum für ein breites Publikum: „Man" geht eben hin.

*Früher „hatten" wenige Kultur, heute können viele Kultur „erleben".* In der Kulturelite früherer Zeiten grenzten sich die Aristokraten von den Bürgern, die Gebildeten von den Proletariern ab. *Kultiviertheit war ein Statussymbol*, galt als Ausweis, Etikett und Abgrenzungsmerkmal gegenüber der Masse. Im Zuge des Wandels „von der Elite- zur Massenkultur" (Rosenmayr/Kolland 1992) ist auch die Massenkultur entstanden. Die heutige Massenkultur umschreibt die ganze Bandbreite vom anspruchsvollen Kulturprogramm bis zu den Angeboten im Umfeld von Unterhaltung, Zerstreuung und Erlebniskonsum. In dem Maße, in dem die moderne Industriegesellschaft den Menschen *massenhaft mehr Zeit und mehr Bildung* zur Verfügung stellt, entwickelt sich auch ein Zeitalter der Massenkultur, in dem sich *E*-(rnst)- und *U*-(nterhaltungs-)bereich vermischen (vgl. z.B. „Infotainment" oder „Edutainment"). Warenkonsum, Erlebniskonsum und Kulturkonsum lassen sich kaum mehr voneinander trennen, zumal Wirt-schaft und Industrie in Produkt-Werbung und Trend-Marketing gezielt und verstärkt mit kulturellen Elementen und kulturellem 'Zusatznutzen' arbeiten. Und was früher nur wohlhabenden Schichten möglich war, nimmt jetzt massenhaft zu: „Die Nachfrage nach kulturell 'angereicherten', ästhetisch verfeinerten Gütern" (Koslowski 1987, S. 107).

Kulturpessimisten mögen auf den ersten Blick die massenhafte Verwertung der Kultur beklagen und sie als „Kulturtourismus" brandmarken. Doch dabei übersehen sie: *Kultureinrichtungen sind schon immer Unterhaltungseinrichtungen gewesen* – mit einem wesentlichen Unterschied: Sie standen früher nur der privilegierten Adelsschicht offen, die beides hatte, was zur Kultur nötig war: *Das mäzenatische Geld und die nötige Zeit* (die damals noch „Muße" hieß, vgl. Karasek 1971, S. 42). Die meisten traditionellen Kultureinrichtungen stehen heute noch da, wo sie sich die Adligen meist hinsetzten. Wien, Florenz und München, russisches Ballett und Comédie Française verdanken ihre Entstehung und Erhaltung kulturell ambitionierten Fürstenhäusern. Heute und in Zukunft sind Museums- und Konzertbesuche eine Begleiterscheinung des Massenwohlstands. Erstmals in der Geschichte der Menschheit kann die ganze Breite einer Gesellschaft ihre kulturellen Bedürfnisse befriedigen: Von der Akropolis in Athen über das Forum Romanum in Rom bis zum Tivoli in Kopenhagen und Euro Disney bei Paris.

Die Massenkultur trägt wesentlich zur *Entmythologisierung des traditionellen Kulturverständnisses* bei und schafft Voraussetzungen für den Abbau von Zwängen (z.B. Garderobenvorschriften), Ängsten (z.B. Angst vor Überforderung) oder Sprachbarrieren (z.B. Bildungszwang).

Damit wird breiten Schichten der Bevölkerung die Schwellenangst vor der Kultur genommen (vgl. Opaschowski 1979, S. 16). Die soziale Dimension, d.h. die Qualität des Zusammenseins in Familie, Clique, Freundeskreis, Gruppe oder Verein, stellt ein wesentliches Bestimmungsmerkmal der Massenkultur dar. Erlebnispsychologisch gesehen werden Museums- und Konzertbesuche, Literatur-„Studien"

und Vorträge als traditionelle Kultur („reine" Bildung) empfunden, wenn sie allein genossen werden. *Massenkultur beginnt mit dem Unterhaltungswert*, wenn also eine kulturelle Veranstaltung in Gesellschaft erlebt wird. Das Miteinander-Sehen, -Hören und -Reden gibt der Kultur eine interessante Facette, „entstaubt" Kultur und macht sie lebendiger (vgl. Opaschowski 1993).

Allerdings darf auch nicht verschwiegen werden, daß die westlich geprägte Massenkultur zunehmend einen *„ephemeren" Charakter* bekommt, also das beinhaltet, was in der italienischen Kulturdiskussion „effimero" genannt wird: Gemeint ist eine *Kultur als Eintagsfliege* zwischen Show- und Sensationseffekt, flüchtigem Kitzel und kurzlebigem Spektakel ohne Folgen: Ein ephemeres, also eintägiges, kurzlebiges und unverbindliches Ereignis. Hiervon ist die Massenkultur besonders bedroht, zumal es sich dabei weitgehend um medial vermittelte Ereignisse handelt (vgl. Rosenmayr/ Kolland 1992, S. 2). Medien neigen dazu, die Einzigartigkeit des Kulturerlebens herauszustellen, bei dem man einfach „dabeigewesen sein muß". So wird Kultur mitunter als punktuelles Ereignis konsumiert, das keine nachhaltigen Spuren hinterläßt.

Wohlstandsbürger in westlichen Konsumgesellschaften leben wie in einer *Verpaß-Kultur*: Sie neigen zu sofortiger Bedürfnisbefriedigung. Ihre Ungeduld wächst. Sie kennen keinen längeren Schwebezustand zwischen Wunsch und Erfüllung mehr. „Genieße das Leben – jetzt!" Die Faszination des Augenblicks bewirkt, daß Spontaneität und Impulshandlungen zunehmen. Diese Form des Instant-Konsums mit seiner Genieße-Jetzt-Mentalität führt langfristig zur *Entwertung von Vorfreude und Lebenserfahrung*, weil ja „alles sofort" konsumiert und erlebt werden kann. Ein Instant-Gefühl wie Instant-Kaffee: Schnell löslich und nicht von langer Wirkungsdauer. So sind Unzufriedenheit und Enttäuschung geradezu vorprogrammiert. Man kann das vermeintliche Glück nicht festhalten und in Ruhe genießen – aus Angst, vielleicht gleichzeitig etwas anderes zu verpassen. Das Konsumieren bekommt fast zwanghafte Züge.

Wegen der Fülle und Vielfalt der Angebote können viele Eindrücke nur noch konfettiartig nebeneinander aufgenommen werden: *Kennzeichen einer Konfetti-Generation*. Die Impressionen bleiben bruchstückhaft und oberflächlich. Zwischen Wortfetzen und Bildsplittern hin- und hergerissen hat sie am Ende nur wenig Zusammenhängendes gehört und gesehen. Mit der Gewöhnung an das Trommelfeuer ständig neuer Reize bekommt selbst das Außergewöhnliche den Charakter des Vorübergehenden – auf dem Weg zum nächsten Ereignis. Sobald etwas uninteressant zu werden droht, springt man einfach weiter. So muß die Hopping-Manie unweigerlich in Überreizung enden und für den hastigen Konsumenten wird die innere Unruhe zum Dauerstreß. Der Wunsch kommt auf: „Am besten mehrere Leben leben" (Popcorn 1992) – *der vermessene Traum eines hybriden Menschen*.

Aggressivität und Explosivität: Die Folgen des Überreizungssyndroms

Und schon steht die nächste Herausforderung vor der Tür: Die Erlebnisgesellschaft wandelt sich nach Peter Gross zur „Multioptionsgesellschaft" (Gross 1994), die

mehr Erleben *und* mehr Leben verspricht. Der Mensch kommt dann nicht mehr zur Ruhe, weil er die Optionen „Individualisierung" und „Erleben" zu Götzen macht. Ein solcher Götzen-Kult um das Ich und seine Erlebnissteigerung, so hatte schon Max Weber vermutet, bleibt nicht ohne Folgen: *Das Individuum „quält sich abzu erleben"* (Weber 1992, S. 84).

Der amerikanische Literatur-Nobelpreisträger Saul Bellow sagt uns für die Zukunft ein *Martyrium unseres modernen Bewußtseins* voraus. Wir erleben eine neue Form des Leidens, das wir gar nicht mehr als Leiden erkennen, weil es in der Gestalt von Vergnügungen auftritt. In endloser Serie konsumieren wir Dinge, die uns ständig neue Höhepunkte liefern: „Alles steht bereit für ein Leben in Bequemlichkeit, mit Tempo und mit Spaß. Und da gibt es etwas in uns allen, das sagt: Und was jetzt? Und was dann?" (S. Bellow: ZEIT-Gespräch vom 13. Januar 1989). Da sitzt man also im Kino oder in der Erlebniskneipe und fragt sich erneut: Was nun? *Nirgends mehr gibt es einen Ruhepunkt, der mit Sinn oder Selbstbesinnung verbunden ist.* Doch wenn wir ehrlich sind, dann werden wir doch erdrückt von all den schönen Dingen und wunderbaren Dienstleistungen. In gewisser Weise sind wir ihnen dienstbar und nicht sie uns. Werden wir eines Tages noch die Kontrolle über uns verlieren, weil wir uns in der Gewalt einer riesenhaften Erlebnisindustrie befinden, die sofortige Glückserfüllung verspricht, aber permanenten Konsum meint?

*Vor allem die junge Generation hat unter der Rast- und Ruhelosigkeit der Erlebnisinflation zu leiden.* Jugendliche haben zunehmend das Gefühl, daß ihnen die Zeit davonläuft. Und je vielfältiger die Angebote werden, desto stärker wachsen auch ihre persönlichen Wünsche. Wenn ihnen dann alles zuviel wird, weil sie sich „zu viel vorgenommen" haben, werden sie ein Opfer ihrer eigenen Ansprüche: 28 Prozent der 14- bis 19jährigen Jugendlichen können sich dann nur noch mit Aggressionen helfen (vgl. Opaschowski 1994). Die innere Unruhe und Unzufriedenheit mit sich selbst „muß raus": Sie nerven die eigene Familie, reagieren sich beim Jogging und Fußball ab oder suchen bewußt Streit mit anderen. Viele Jugendliche haben Schwierigkeiten, sich Grenzen zu setzen – zeitlich, finanziell und auch psychosozial. Die Folge ist *Erlebnisstreß, der auch explosiv werden kann* – vor lauter Angst, vielleicht etwas zu verpassen.

Den Konsum-Imperativ „Bleiben Sie dran!" erleben sie als eine einzige Streß-Rallye. Die ständige Anforderung droht zur Überforderung zu werden. So nehmen sich Jugendliche vor allem an Wochenenden mehr vor, als sie eigentlich schaffen können (Jugendlicher: „Mit dem Konsumstreß ist es wie mit dem Tagespaß beim Skifahren: Man muß unbedingt weiterfahren, obwohl man eigentlich schon kaputt ist".) Die junge Generation wehrt sich gegen diese ständige Reizüberflutung auf ihre eigene Weise: Sie resigniert nicht, wird nicht apathisch, zeigt sich weder verunsichert noch verwirrt. Sie reagiert vielmehr ihre innere Unruhe einfach ab: *Lust schlägt in Wut um und aus Nervosität wird Aggressivität.*

* Wenn sich Erwachsene gestreßt fühlen, werden sie erst einmal unruhig und nervös.
* Wenn Jugendliche 'voll im Streß' sind, werden sie eher aggressiv.

Bisher ist die Wirtschaftswissenschaft fast ausschließlich von dem *Modell der Knappheit* ausgegangen, nach dem wir viele Bedürfnisse und Wünsche, aber nicht genügend Geld und Zeit haben, um sie alle vollständig zu befriedigen. Dabei wurde übersehen, daß vor allem Kinder und Jugendliche mitunter mehr konsumieren „müssen", als sie eigentlich „wollen" bzw. psychologisch und ökonomisch verkraften können. Dieser These liegen Erkenntnisse der Motivationspsychologie, insbesondere der Reiz-Reaktions-Psychologie („stimulus-response psychology") zugrunde. Es geht dabei um die zentrale Frage, *wie sich Reize und Reizüberflutung langfristig auf die menschliche Psyche, den Organismus und die zwischenmenschlichen Beziehungen auswirken.* Für die bloße Hoffnung darauf, daß sich das Problem der Reizüberflutung eines Tages von selbst löst, weil es gewissen Sättigungsgesetzen unterliegt, gibt es keine nachweisbaren Belege. Das Gesetz der Bedürfnissättigung gilt lediglich für physiologische Bedürfnisse (vgl. Brentano 1924, Wiswede 1990a), nicht aber für sozial bedingte Bedürfnisse (z.B. Geltungs-, Kontaktbedürfnis, Anspruchsdenken).

Andererseits gibt es die ganz persönliche Erfahrung, daß übermäßige Reize Ruhelosigkeit und Unwohlsein, Aggressivität und Wut auslösen können. Zu viele Reize, aber auch zu wenig (oder gar keine) Reize werden als unangenehm empfunden. Ein längerer Reiz-Entzug (z.B. durch Isolation) kann Kopfschmerzen, Übelkeit, Schwindelgefühle oder Halluzinationen auslösen (vgl. Bexton u.a. 1954, S. 70ff.). Dies macht eine psychologische Grenzerfahrung verständlich: „Abwechslung ist nicht die Würze des Lebens, sondern das Leben selbst" (Burney 1952). *Nur ein optimales Reiz-Niveau, das zwischen einem Zuviel und einem Zuwenig liegt, vermittelt ein Gefühl des Wohlbefindens.* Dies erklärt auch die Paradoxie, daß selbst zuviel des Guten schlecht sein kann. So kann beispielsweise der Besuch eines Freizeitparks oder ein Kindergeburtstag, der ja eigentlich Freude bereiten sollte, mit Streit, schlechter Laune der Eltern oder Weinen der Kinder enden (vgl. Berlyne 1974).

*Das Übereizungssyndrom fordert seinen Tribut*: Eine Konsumgesellschaft, deren Philosophie sich in der ständigen Reizsteigerung erschöpft („Hauptsache neu"), fordert geradezu die Aggressivität der Konsumenten heraus, die sich nicht mehr anders gegen die Überforderung zu wehren wissen. So kann aus einem Konsumvergnügen eine Gefahrenquelle für andere werden.

Damit scheint sich eine Befürchtung zu bestätigen, die schon vor einem Viertel jahrhundert von seiten der Pädagogik geäußert wurde: Die Überfülle des Konsums, die wir heute noch begehren, könne – so Hartmut von Hentig im Jahre 1972 – uns „morgen widerwärtig sein", wenn die Menschen nicht vorher gefragt würden, ob sie dies eigentlich alles wollen oder nicht. Am Ende würden die Menschen diese Konsumwelt, diesen Vergnügungs- und Ablenkungsschwindel *„im Zorn zerschlagen"* (H.

von Hentig 1972, S. 172). Statt die Reize zu verfeinern, wozu auch die moralische Reizempfänglichkeit gehört, wird immer nur von neuem *der Reizhunger bis zur Übersättigung gesteigert*. Die Folge ist: Konsumieren macht am Ende keinen Spaß mehr. Überfluß verwandelt sich in Überdruß: Aus Spaß wird Streß, aus Nervosität Aggressivität. Gefühle von Ärger, Haß und Zerstörungswut kommen auf. So kann Überreizung in Frustration und Aggression enden – auch ein Indiz für die in der Psychologie vertretene „Frustrations-Aggressions-Theorie" (Dollard 1939; Berkowitz 1962 und 1974).

Es ist nicht auszuschließen, daß sich eine Prognose aus den 60er Jahren bewahrheitet: Danach wird der Mensch mit optischen und akustischen Reizen so überfüttert und überflutet, daß er nur noch auf immer massivere Reizanstürme mit echten Empfindungen reagieren kann. Als Ausweg aus der ständigen sinnlichen Sensationssteigerung bietet sich das *Ausweichen auf Gebiete kinästhetischer Empfindungen* an (vgl. Knebel 1960, S. 99). Statt optischer und akustischer Reize sehnt sich der Mensch dann nach *Bewegungsempfindungen* beim Autofahren oder im Extremsport. Bewegung, Mobilität und Beschleunigung schaffen neue Empfindungsqualitäten: Veränderte Körperlagen (z. B. beim Kurvenfahren, Bungee-Jumping, Fallschirmspringen, Looping-, Achterbahnfahren) können rauschartige Zustände auslösen (z. B. Geschwindigkeits-, Höhen-, Tiefenrausch), die viel unmittelbarer, vitaler und opiatähnlicher auf den Körper einwirken als es akustische und optische Reize je vermögen. Die Suche und Sucht nach neuen Bewegungsgefühlen als *Ausgleich und Ventil für sinnliche Reizüberflutungen* können auch eine Erklärung dafür sein, warum sich Extrem- und Risikosportarten so ausbreiten.

Noch nie waren die Menschen einem solchen Angebotsstreß ausgesetzt wie heute. Ständige Aufforderungen und Anforderungen führen zur Überforderung: Vor allem Jugendliche haben das Gefühl, Zeit und Geld reichten bei weitem nicht mehr aus, sich alle ihre Wünsche zu erfüllen. So werden sie unsicher, ängstlich, enttäuscht und frustriert, weil sie viele persönlichen Ziele gar nicht mehr verwirklichen können. Sie leben in einer Art Dauerspannung, die ihnen das Gefühl vermittelt, sie kämen dauernd zu spät. Mitmenschen gegenüber reagieren sie zunehmend aggressiv und wütend, weil sie sich von ihnen auf ihrer Streß-Rallye gestört fühlen. *Der Mitmensch wird zum Störfaktor*. Unerwartet auf andere Rücksicht nehmen müssen, heißt für sie, nicht alles das erreichen können, was sie sich vorgenommen haben. Die subtilen Konsumzwänge der Erlebnisgesellschaft lassen mitunter Materielles wichtiger als Soziales erscheinen. Daraus folgt auch: Die Reizüberflutung kann als *eine* (von mehreren möglichen anderen) Ursachen für die Zunahme von Aggressivität und Gewalt bei Jugendlichen angesehen werden.

Die Erlebnisgesellschaft hat offensichtlich das Reizoptimum auf einem mittleren Niveau aus den Augen verloren. Auf den Wunsch nach gelegentlicher Abwechslung, Anregung und Aktivierung reagiert sie mit permanenter Reizüberflutung, die wie ein pausenloses Trommelfeuer („Bleiben Sie dran!") wirkt und insbesondere Kinder und Jugendliche in einen *Dauerzustand der Aufregung und Rastlosigkeit* versetzt.

Mit ihrem persönlichen Wunsch nach In-Ruhe-gelassen-Werden bleiben sie weitgehend allein. Sie könnten zwar aus der Reiz-Rallye aussteigen – aber doch nur um den Preis eines eingeredeten schlechten Gewissens bzw. einer suggerierten Angst, vielleicht etwas zu verpassen.

Der amerikanische Psychologe Tibor Scitovsky wies schon in den 70er Jahren überzeugend nach, daß alles Neue bis zu einem gewissen Grad reizvoll, aber darüber hinaus jede weitere Neuheit als beängstigend empfunden wird. *Das Zuviel an neuen Eindrücken und Reizen wird als Bedrohung erlebt*, weil die Betroffenen gar nicht wissen, wie sie damit fertig werden sollen. Zu groß ist die Angst vor Versagen, also die Reizüberflutung (z. B. auch die Informationsflut) nicht verarbeiten oder verkraften zu können. So können ursprünglich als angenehm und schön empfundene Dinge des Lebens (denken Sie z. B. an Fernsehen, private Einladungen oder gemeinsame Unternehmungen) – im Übermaß erlebt – Unlust und Unbehagen auslösen. Nach diesem *„Gesetz der hedonistischen Spannung"* (Scitovsky 1977, S. 59) läßt sich auch die wachsende Unzufriedenheit in westlichen Wohlstandsgesellschaften erklären. Zuviel des Guten wird als schlecht empfunden.

Eine neue Erlebnisgeneration: Rastlos, flüchtig und leicht ablenkbar

Eine junge Generation, die in ständiger Spannung und Anspannung lebt und auch nach der Schule oder Arbeit nicht zur Ruhe kommt, riskiert am Ende Dauerstreß: Auf chronischen Streß reagiert der Körper mit der vermehrten Ausschüttung von Adrenalin. Der Blutdruck geht nicht wieder auf sein normales Niveau zurück: *Der hohe Blutdruck wird auf Dauer zum Risikofaktor*. Und wie Biochemie und Streßforschung belegen, werden durch Dauerstreß freie Fettsäuren im Übermaß mobilisiert. Da sie nicht durch Muskelarbeit verbraucht werden, gelangen sie direkt in die Gefäßwände. Der Teufelskreis nimmt seinen Lauf: „Die kreislauf- und gefäßschädigenden Prozesse beginnen" und der übersteigerte Konsumstreß wird zum Herzinfarktrisiko (Vester 1976, S. 249). Wie beim Peter-Prinzip im Berufsleben, wenn die eigene Kompetenz überfordert ist, beginnen die im Übermaß Gestreßten, ihr eigenes Tun mehr zu erleiden als zu genießen.

Vor allem Jugendliche haben nachweisbar schon heute darunter zu leiden. So wird beispielsweise nach einem stressigen Disco-Besuch das Autofahren vom vegetativen Nervensystem als Schwerarbeit eingestuft, ohne daß der Körper etwas tut. Wenn schon beim normalen Autofahren die Streßhormone um das Doppelte in die Höhe schnellen, „treibt aggressives Fahren sie jedoch auf eine zehnfache Konzentration" (Vester 1976, S. 250). Bei weiterer Reizüberflutung kommt es zu immer neuen Reizungen des vegetativen Systems und damit zu sprunghaft steigenden Unfallgefahren und Aggressionssteigerungen.

Was Wissenschaft und Forschung theoretisch an Erkenntnissen zutage fördern, wird durch die Praxis bestätigt. Wie etwa der Pädagoge Horst Hensel in seiner Publikation „Die neuen Kinder und die Erosion der alten Schule" schreibt, dominieren in den Schulen schon heute nervöse kleine Egoisten, die immer neuer „Reize, Stimuli und Sensationen" bedürfen und aggressiv reagieren, wenn sie aufgefordert werden, sich

mehr Mühe zu geben (Hensel 1994). Sie verhalten sich so, als sei ihr Zentralnervensystem an das Vorabendprogramm des Fernsehens angeschlossen: Ihr schulisches Verhalten ist ein Reflex auf schnelle Schnitte à la Dallas, Denver und MTV. Sie sind nervös, können sich weniger konzentrieren, können kaum noch mit sich allein sein, behalten weniger, strengen sich selten an – kurz: *„Das Konstante ihrer Persönlichkeit ist die Flüchtigkeit"* (Hensel 1994, S. 17). Wir haben es offensichtlich mit einer neuen Schülergeneration zu tun, die deutlich aggressiver ist als ihre Vorläufer. Ihre Aggressivität aber wurzelt nicht in den Genen, sondern in unserer Gesellschaft, deren Leitbild mehr vom „abhängig Beschäftigten" am Arbeitsplatz und funktionierenden Konsumenten geprägt ist als vom Menschenbild der selbständigen Persönlichkeit.

Und wie unlängst die Psychiatrische Universitätsklinik in Freiburg nachwies, haben 23 Prozent der befragten Kinder im Alter zwischen sechs und zehn Jahren als Folge chronischer Streßbelastung unter Schlafstörungen zu leiden. Sie haben zunehmend Schwierigkeiten, ohne fremde Hilfe zur Ruhe zu kommen. Dabei besteht ein enger Zusammenhang zwischen Hyperaktivität und chronischem Schlafmangel. Die betroffenen Kinder sind rastlos, impulsiv und leicht ablenkbar. Eine Hauptursache wird in der immer stärkeren Verplanung gesehen. Manche Kinder haben einen privaten Terminkalender wie Manager im Beruf. Freie Zeit verwandelt sich in verplante Zeit, während die Entwicklung von Phantasie und Eigeninitiative zu verkümmern droht. *Viele Kinder können nur noch kurze Geschichten erzählen*, in denen sich ein Highlight an das andere reiht – genauso wie im Fernsehen bei Werbespots oder Musikkanälen (Rabenschlag/Heger 1994).

Und wie Fölling-Albers in ihrer Untersuchung über die „Schulkinder heute" nachdrücklich belegt, klagen 87 Prozent der befragten Lehrerschaft über wachsende Konzentrationsschwächen und vermehrte Unruhe und Nervosität der Kinder. Im gleichen Maße, wie die Ausdauerfähigkeit der Kinder sinkt, nimmt ihre Ablenkungsbereitschaft zu. „Vorlese"-Situationen, wie sie früher von Kindern geradezu herbeigesehnt wurden, werden mittlerweile zur Geduldsprobe für Lehrer: Selbst bei spannenden Geschichten ist nur noch ein kleiner Teil der Kinder in der Lage, sich auf das Zuhören zu beschränken. Bereits mitten im Text verlieren viele Kinder das Interesse daran, die Geschichte überhaupt zu Ende zu hören (Fölling-Albers 1995, S. 23).

Das *„Nicht-zuhören-Können"*, heute schon im Kindesalter nachweisbar, kann in Zukunft zur größten sozialen Herausforderung für die zwischenmenschliche Kommunikation in westlichen Wohlstandsländern werden. Daraus folgt: Motivations- und Animationsfähigkeiten sowie die Kompetenz zu Methodenwechsel und variantenreichen Unterrichtsformen müssen zum pädagogischen Repertoire jedes Lehrers bzw. zum Grundbestandteil jeder Lehrer-aus- und -fortbildung gehören. Und vorschulische Einrichtungen wie Kindergärten und Vorschulklassen sollten wieder mehr zu *Lernstätten für Persönlichkeits- und Sozialerziehung* der Kinder werden und weniger Übungsstätten für das Buchstaben- oder Zahlenlernen sein.

Was aber passiert, wenn nichts passiert – wenn sich die pädagogischen Qualifikationen der Lehrer und der Lern- und Erziehungsstil in der Schule nicht verändern? Dann würden die Schüler im Zeitalter der Fernbedienung die Lehrer im Unterricht einfach 'wegzappen', d. h. die Schüler wären körperlich anwesend, aber in Gedanken woanders. Mental würden sie abdriften und wie beim Fernsehkonsum Langweiliges einfach 'wegzappen', also 'abschießen'.

Im ausgehenden 20. Jahrhundert hat die Überflußgesellschaft mit dem *Wahn des Übermaßes* zu kämpfen. Vielleicht hat Blaise Pascal, selbst vom „Elend des Menschen ohne Gott" überzeugt, schon vor über dreihundert Jahren den heutigen Erlebniswahn vorwegempfunden: „Kein Übermaß ist sinnlich wahrnehmbar. Zu viel Lärm macht taub; zu viel Licht blendet; was zu weit ist und zu nah ist, hindert das Sehen ... Das Übermäßige ist uns feindlich und sinnlich unerkennbar. Wir empfinden es nicht mehr, wir erleiden es" (Pascal „Pensées"/ 1670).

Aus kultursoziologischen Forschungen geht hervor, *daß es Menschen im Mittelbereich zwischen Not und Überfluß subjektiv am besten geht*. Diesen Menschen fehlt noch etwas, wofür sich Arbeit und Anstrengung lohnen. Ihr Leben hat schließlich eine Richtung: nach oben. Und die Erfahrung lehrt: Menschen, die nach oben wollen, haben eher Mittel-Krisen – Menschen, die oben sind, dagegen Sinn-Krisen. Die einen sind noch unterwegs, die anderen sind schon angekommen (vgl. Schulze 1992). Bedroht ist nicht mehr das Leben, sondern sein Sinn.

## Das Lernziel Leben muß neu definiert werden

Noch nie hat es eine Generation gegeben, die mit so einer hohen Lebenserwartung aufgewachsen ist. Das Lernziel Leben muß neu definiert werden. Neben allgemeinen Kulturtechniken und beruflichem Basiswissen wird die Förderung von Persönlichkeitsentwicklung und Gemeinschaftsfähigkeit immer wichtiger. *Die Lehrer müssen in ihrer Aus- und Fortbildung als Persönlichkeitstrainer genauso qualifiziert werden wie als Wissensvermittler.* Dies bedeutet: Vor dem Hintergrund des demographischen Wandels in Deutschland muß die Bildungspolitik neue sozialpolitische Akzente setzen. Kompetenz-Erweiterung ist gefordert. Die Vermittlung von Wissen und Fähigkeiten für das Studium („Studierfähigkeit") und den künftigen Beruf („Berufsfähigkeit") reicht als bildungspolitischer Auftrag der Schule in Zukunft nicht mehr aus. *Die Bildungspolitik muß sich mehr zum Anwalt eines Lernens für das ganze Leben machen.*

*Ob wir es wollen oder nicht: Wir müssen Abschied nehmen vom „Jahrhundert des Kindes"*, das Ellen Key 1902 ausgerufen hatte. Aus einer eigenen „Kinderkultur" (Lenzen 1985), in deren Mittelpunkt eine pädagogische Bewegung „vom Kinde aus" stand, entwickelt sich eine tendenziell kinderlose Konsumkultur – eine Kultur der Singles und Kinderlosen, für die Sport, Hobbies und Urlaubsreisen „wichtiger sind als Heiraten und eine Familie gründen" – mit steigender Tendenz (1985: 58% – 1994: 63%). Ein kritischer Punkt der Wohlstandsentwicklung ist erreicht, bei dem der Wunsch „Kind *vor* Konsum" in die Option „Konsum *statt* Kind" umzuschlagen droht (Opaschowski 1994).

Der demographische Wandel in Verbindung mit der höheren Lebenserwartung (vgl. Enquête-Kommission des Deutschen Bundestages „Demographischer Wandel") läßt in Zukunft eine *Revolution auf leisen Sohlen* erwarten, die folgenreich sein kann und politischen Handlungsbedarf signalisiert. Sinkende Geburtenraten und steigende Lebenserwartung bescheren Deutschland eine „Alters-Schere" wie nie zuvor. Es wird mehr Alte als Junge geben. Das Geburtendefizit steigt so stark an, daß es realistisch auch nicht durch Einwanderung ausgeglichen werden kann. Zugleich wird es immer weniger Familien mit Kindern geben. Infolgedessen werden auch die *Familien- und Verwandtschaftsnetze kleiner* – im gleichen Maße, wie der Anteil der Alleinstehenden im höheren Lebensalter größer wird. Es ist höchst fraglich, ob in Zukunft sogenannte „Lebensabschnittspartner" zu gleichen Hilfeleistungen bereit sind wie die Partner in einer ehelichen Lebensgemeinschaft.

Die Menschen in der künftig älter werdenden Gesellschaft müssen also mehr als bisher kompetent und in der Lage sein, *sich eigenständig soziale Netze aufzubauen.*

Mit den schrumpfenden familialen Netzen nehmen auch die Verwandtschaftshilfen z. B. im handwerklichen Bereich ab. Die Menschen müssen daher frühzeitig *Do-it-yourself-Kompetenzen* erwerben, weil andernfalls handwerkliche Dienstleistungen nur professionell erbracht werden können, also für viele nicht mehr bezahlbar sind. Es wird daher unerläßlich sein, *das natürliche Hilfspotential zu aktivieren*, damit Nachbarn und Freunde als freiwillige Helfer gewonnen werden können. Aus der möglichen Hilfsbereitschaft muß eine tatsächliche werden. Dafür spricht auch, daß z. B. drei Viertel der Jugendlichen (78%) heute der Auffassung sind, die Menschen sollten sich „gegenseitig mehr helfen" und nicht alle sozialen Angelegenheiten einfach dem Staat überlassen (IFEP 1995). Eine ausgeprägte Hilfsbereitschaft wird damit zu einer der wichtigsten Lebenskompetenzen der Zukunft, die von früher Kindheit an entwickelt werden muß.

Auch *generationsübergreifende Selbsthilfegruppen* müssen stärker gefördert werden, wenn Kommunikation und Mitmenschlichkeit nicht auf der Strekke bleiben sollen. In den nächsten Jahren bekommen informelle soziale Kontakte eine größere Bedeutung als formelle, wie sie z. B. in einer Vereinszugehörigkeit gegeben sind. Denn die Bereitschaft, sich in einem Verein oder einer Organisation längerfristig zu engagieren, geht immer mehr zurück, während gleichzeitig die Zahl der passiven Mitglieder in Vereinen und Organisationen zunehmend größer wird. *Sozial aktiver leben lernen* wird eine der wichtigsten Voraussetzungen für individuelles Wohlbefinden und gesellschaftliche Lebensqualität im 21. Jahrhundert.

Noch nie zuvor waren die Menschen einem solchen Angebotsstreß ausgesetzt wie heute. Ständig müssen wir uns entscheiden, ob wir etwas machen oder haben, selektiv nutzen oder ganz darauf verzichten wollen:

* Was ist eigentlich für mich wichtig und was nicht?
* Woher nehme ich den Mut, auch nein zu sagen?
* Und wie schaffe ich es, mich zu bescheiden, auch auf die Gefahr hin, etwas zu verpassen?

Früher galt der Grundsatz *„Eine Sache zu einer Zeit"*. Daraus ist heute die Gewohnheit *„Mehr tun in gleicher Zeit"* geworden. Nur noch neidisch können wir auf frühere Kulturen zurückblicken, die im „Zeitwohlstand" (Opaschowski 1983) lebten und sich eine „mañana"-Mentalität leisten konnten: Morgen ist auch noch ein Tag. Wir aber haben heute ständig das Gefühl, morgen könnte es bereits zu spät sein: Genieße das Leben jetzt! Wir „nutzen" die Zeit mehr, als daß wir sie wirklich „verbringen".

Infolgedessen muß die junge Generation kompetenter werden, um den Anforderungen an das Leben genügen zu können. Wer in Zukunft der drohenden Erlebnisinflation von Medien, Mobilität und Massenkultur standhalten will, muß die folgenden ganz persönlichen *Zehn Gebote* (vgl. Opaschowski 1996c, S. 187) beherzigen:

1. Bleib nicht dauernd dran; schalt doch mal ab.
2. Jag nicht ständig schnellebigen Trends hinterher.
3. Kauf nur das, was du wirklich willst, und mach dein persönliches Wohlergehen zum wichtigsten Kaufkriterium.
4. Versuche nicht, permanent deinen Lebensstandard zu verbessern oder ihn gar mit Lebensqualität zu verwechseln.
5. Lerne – zu lassen, also Überflüssiges wegzulassen: Lieber einmal etwas verpassen als immer dabeisein.
6. Tu nichts auf Kosten anderer oder zu Lasten nachwachsender Generationen.
7. Mach nicht alle deine Träume wahr; heb' dir noch unerfüllte Wünsche auf.
8. Verzichte auf Konsumangebote, wenn sie mehr Streß als Spaß bedeuten.
9. Lerne wieder, 'eine Sache zu einer Zeit' zu tun. Entdecke die Hängematte wieder.
10. Genieße nach Maß, damit Du länger genießen kannst.

## Grundlagenliteratur


Berkowitz, L.: Aggression: A Social Psychological Analysis, New York 1962

Berkowitz, L.: Some Determinations of Impulsive Aggression. In: Psych.. Rev. 81 (1974)

Berlyne, D. E.: Konflikt, Erregung, Neugier, Stuttgart 1974

Bexton, W.H. *(u.a.)*: Effects of Decreased Variation in the Sensory Environment. In: Canadian Journal of Psychology 8 (1954)

Brentano, L.: Versuch einer Theorie der Bedürfnisse, Leipzig 1924

Burney, C.: Solitary Confinement, London 1952

Club of rome: Das menschliche Dilemma. Hrsg. v. A. Peccei, Wien-München-Zürich-Innsbruck

Coupland, D.: Generation X. Geschichten für eine immer schneller werdende Kultur, Hamburg 1992

Dollard, J. *(u.a.)*: Frustration und Aggression, New York 1939

DWIF/*Deutsches Wirtschaftswissenschaftliches Institut für Fremdenverkehr an der Universität München (Hrsg.)*: Ihgesreisen der Deutschen, München 1995

Enquête-Kommission *„Schutz der Erdatmosphäre" des 12. Deutschen Bundestages (Hrsg.)*: Mobilität und Klima. Wege zu einer klimaverträglichen Verkehrspolitik, Bonn 1994

Enzensberger, H. M.: Bewußtseins-Industrie. In: Ders.: Einzelheiten, Frankfurt/M. 1962, S. 7–15

Fölling-Albers, M. *(u. a.)*: Schulkinder heute, 2. Aufl., Weinheim-Basel 1995

Francke, A. H.: Pädagogische Schriften. Hrsg. v. D.G. Kramer. In: H. Beyers Bibl. päd. Klassiker, 2. Ausg., Langensalza 1885

Fuhrer, U. *(u. a.)*: Automobile Freizeit. Ursachen und Auswege aus der Sicht der Wohnpsychologie. In: Ders. (Hrsg.): Wohnen mit dem Auto, Zürich 1993, S. 77–93

Gross, P.: Die Multioptionsgesellschaft, Frankfurt/M. 1994

Heckmair, B./W. Michl: Erleben und Lernen. Einstieg in die Erlebnispädagogik, Neuwied-Kriftel-Berlin 1990

Hensel, H.: Die neuen Kinder und die Erosion der alten Schule, 5. Aufl., Bönen 1994

Hentig, H. von: Freizeit als Befreiungszeit. In: H.W. Opaschowski (Hrsg.): Freizeitpädagogik in der Leistungsgesellschaft, 2. Aufl., Bad Heilbrunn 1972, S. 161–193

Hinrichs, W.: Schleiermachers Theorie der Geselligkeit und ihre Bedeutung für die Pädagogik, Weinheim/Bergstr. 1965

Huxley, A.: Schöne neue Welt. Ein Roman der Zukunft („Brave New World", 1931/32), Frankfurt/M. 1981

Huxley, A.: Wiedersehen mit der Schönen neuen Welt, München 1960

IFEP/Institut für empirische Psychologie (Hrsg.): „Wir sind o.k.!" Stimmungen, Einstellungen, Orientierungen der Jugend in den 90er Jahren (IBM-Jugendstudie), Köln 1995

Karasek, H.: Das Angebot der Kulturindustrie. In: H.W. Opaschowski (Hrsg.): Freizeitpädagogik in der Leistungsgesellschaft, 2. Aufl., Bad Heilbrunn 1973, S. 40–47

Key, E.: Das Jahrhundert des Kindes, Berlin 1902

Knebel, H.-J.: Soziologische Strukturwandlungen im modernen Tourismus, Stuttgart 1960

Koch, F.: Der Kaspar-Hauser-Effekt, Opladen 1995

Koslowski, P.: Die postmoderne Kultur. Gesellschaftlich-kulturelle Konsequenzen der technischen Entwicklung, München 1987

Lenzen, D.: Kinderkultur. In: Ders. (Hrsg.): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft, Bd. 4, Stuttgart 1985

Lüdtke, H. (u. a.): Technik im Alltagsstil. Eine empirische Studie, Marburg 1994

Opaschowski, H.W.: Einführung in die freizeitkulturelle Breitenarbeit, Bad Heilbrunn 1979

Opaschowski, H.W.: Probleme im Umgang mit der Freizeit (Band 1 der B.A.T Schriftenreihe zur Freizeitforschung), Hamburg 1980

Opaschowski, H.W.: Freizeitzentren für alle (Band 3 der B.A.T Schriftenreihe zur Freizeitforschung), Hamburg 1981

Opaschowski, H.W.: Arbeit, Freizeit, Lebenssinn? Orientierungen für eine Zukunft, die längst begonnen hat, Opladen 1983

Opaschowski, H.W.: Freizeit und Lebensqualität (Band 11 der B.A.T Schriftenreihe zur Freizeitforschung), Hamburg 1993

Opaschowski, H.W.: Schöne neue Freizeitwelt? (B.A.T Projektstudie), Hamburg 1994

Opaschowski, H.W.: Freizeit und Mobilität (Band 12 der B.A.T Schriftenreihe zur Freizeitforschung), Hamburg 1995a

Opaschowski, H.W.: Das Multimedia-Zeitalter läßt auf sich warten. Akzeptanz-Probleme der neuen Informationstechnologien. In: Bundesministerium für Wirtschaft (Hrsg.): Die Informationsgesellschaft, Bonn 1995a

Opaschowski, H.W.: Freizeitökonomie, 2. Aufl., Opladen 1995b

Opaschowski, H.W.: Die multimediale Zukunft (B.A.T Scripten), Hamburg 1996a

Opaschowski, H.W./Chr. Duncker: Jugend und Freizeit (B.A.T Scripten), Hamburg 1996b

Opaschowski, H.W.: Pädagogik der freien Lebenszeit, 3. Aufl., Opladen 1996c

Packard, V.: Die ruhelose Gesellschaft („A nation of strangers", 1972), München 1975

Pestalozzis sämtl. Schriften (Cotta-Ausgabe, Bd. 11), Tübingen 1820 ff.

Popcorn, F.: Der Popcorn Report („The Popcorn Report", 1991), München 1992

Rabenschlag, U./R. Heger: Forschungsstudie der Psychiatrischen Universitätsklinik Abt. Kinder- und Jugendpsychiatrie, Freiburg/Br. 1994

Ranft, R.: Das Pädagogische im Leben und Werk des Grafen Ludwig von Zinzendorf, Weinheim/Bergstr. 1958

Rang, M.: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): J.-J. Rousseau: Emile oder über die Erziehung, Stuttgart 1965, S. 5–96

Rosenmayr, L./F. Kolland: Formen kultureller Aktivitäten älterer und alter Menschen in Österreich, Wien 1991

Rousseau, J.-J.: Brief an Mme de Francueil (1751). In: Rang, a.a.O., S. 26–29

Rousseau, J.-J.: Emil oder über die Erziehung (1762), 3. Aufl., Paderborn 1975

Schleiermacher, F.: Pädagogische Schriften. Hrsg. v. E. Weniger, Bd. I, Düsseldorf-München 1957

Schulze, G.: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt/M.-New York 1992

Schulze, G.: Entgrenzung und Innenorientierung. Eine Einführung in die Theorie der Erlebnisgesellschaft. In: Gegenwartskunde 4 (1993), S. 405–419

Schulze, G.: Neue Mediengesellschaft. Droht das Kaspar-Hauser-Syndrom? In: Tendenz Nr. III (1995), S. 42–44

Scitovsky, T.: Psychologie des Wohlstands („The Joyless Economy", 1976), Frankfurt/M.-New York 1977

Vester, F.: Phänomen Streß, Stuttgart 1976

Weber, E.: Pädagogik. Eine Einführung, 8. Aufl., Donauwörth 1995

Weber, M.: Wissenschaft als Beruf. In: H. Baier u.a. (Hrsg.): Gesamtausgabe Max Weber, Bd. 17, Tübingen 1992, S. 71–113

Wiswede, G.: Einführung in die Wirtschaftspsychologie, München-Basel 1990a

Wiswede, G.: Der „neue Konsument" im Lichte des Wertewandels. In: Szallies/Wiswede (Hrsg.): Wertewandel und Konsum, Landesberg/Lech 1990b, S. 11–40

## Zusammenfassung

(Opaschowski: „Medien ...)

Die Abhandlung erbringt den historischen Nachweis, daß die Erlebnisgesellschaft des 20. Jahrhunderts in Jean-Jacques Rousseaus Ideen ihre geistigen Wurzeln hat. Zugleich wird belegt, wie die erziehungswissenschaftliche Freizeitforschung den grundlegenden Wandel von der Arbeits- zur Erlebnisgesellschaft frühzeitig diagnostiziert, prognostiziert und problematisiert hat (1980 ff.). Erst ein Jahrzehnt später (1993) wird die Erlebnisgesellschaft von der Soziologie als neues Leitthema entdeckt. Medien, Mobilität und Massenkultur breiten sich inzwischen fast inflationär aus. Aus Erlebniswerten werden Erlebnismärkte. Beinahe kampflos hat die Pädagogik bisher der Erlebnisindustrie das Feld überlassen. Der Autor appelliert daher an Pädagogik und Bildungspolitik, sich ernsthaft mit den in der Freizeit gelebten Erlebniswerten auseinanderzusetzen und das Lernziel Leben neu zu definieren.

Summary

(Opaschowski: Media ...")

The treatise historically proves that the adventure society of the 20th century has its roots in the ideas of Jean-Jacques Rousseau. At the same time it is verified how the educational science of leisure research has early diagnosed, prognosed, problematized how working society changed into adventure society (1980 ff.). Only one decade later (1983) the adventure society was discovered by the sociology as a new leading theme. Meanwhile, media, mobility, mass culture extend inflationary. Adventure values change into adventure markets. Nearly without resistance pedagogics have let the field to the adventure industry. The author is making an appell to the pedagogics and to the politics of science dealing seriously with the adventure values of leisure time and defining the new educational objective life.

**Anschrift des Verfassers:** Univ.Prof. Dr. H.W. Opaschowski, Hellholzkamp 1, D-21039 Börnsen. (Dr. Horst Opaschowski ist Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität Hamburg und Leiter des B.A.T.-Freizeitforschungsinstituts.)

Opaschowski, H.W.: Medien, Mobilität und Massenkultur. Neue Märkte der Erlebnisindustrie oder verlorene Aufgabenfelder der Pädagogik? In: SPEKTRUM FREIZEIT, 19. Jg., Heft 1–2/1997, S. 26ff.

FREIZEIT & BILDUNG

WOLFGANG NAHRSTEDT · BIELEFELD

# Freizeitbildung zwischen Staat und Markt

## 1. Doppelter Paradigmenwechsel

Für Bildung findet gegenwärtig ein doppelter Paradigma-Wechsel statt: von der Arbeit zur Freizeit und vom Staat zum Markt (Abb. 1):

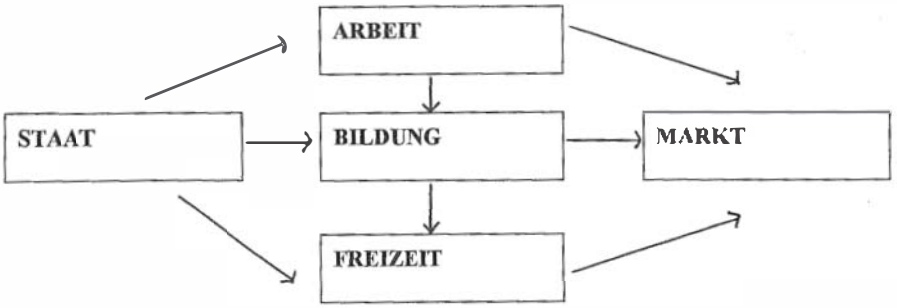



Abb. 1. Doppelter Paradigma-Wechsel

Dieser Paradigma-Wechsel bedeutet erstens:
- Der Staat gibt generell traditionell staatliche Aufgaben z. B. in den Bereichen Arbeit (Arbeitsplätze), Bildung (Aus- und Weiterbildung) und Freizeit (Jugendzentren) an den Markt ab:
- Arbeitsbeschaffung durch Betriebe
- Aus- und Weiterbildung durch GmbHs
- Freizeitgestaltung durch Discotheken, (kommerzielle) Medien, kommerzielle Unterhaltungs- und Reiseveranstalter.

Dieser Paradigma-Wechsel bedeutet zweitens:

Aus- und Weiterbildung für Arbeit und Beruf hat sich zunehmend einzustellen auf
- Freizeit und Erholung,
- Erlebnis und Kommunikation,
- Hobby und Reisen,
- Medien und virtuelle Realität.

Fazit: Eine marktorientierte Konzeption für Aus- und Weiterbildung im Bereich neuer gesellschaftlicher Erfahrungsbereiche wird erforderlich.

## 2. Neues Bildungskonzept

Dieser Paradigma-Wechsel erfordert ein neues Konzept von Aus- und Weiterbildung:

2.1 Marktorientierte Kompetenzen für Aus- und Weiterbildung werden erforderlich. Neue Studienschwerpunkte und Studienrichtungen sind ein Gebot der Stunde: Sozialpädagogik und Weiterbildung (Erwachsenenbildung) zentrieren sich zunehmend auf Arbeit und Beruf. Sozialpädagogik entstand, um Behinderte berufsfähig zu machen. Weiterbildung konzentriert sich zunehmend auf berufliche Weiterqualifizierung. Was aber gibt es außerhalb des Berufs? Dort entscheidet sich das Glück des Lebens. Dafür steht die Freizeitpädagogik.

2.2 Das Verhältnis von Arbeitszeit und Freizeit wird flexibilisiert: Zeitkompetenz wird zentrales Lernziel. Entstaatlichung und Vermarktung erfordern ein marktorientiertes Konzept der Erziehungswissenschaft: Management und Marketing werden zu zentralen Kompetenzen.

## 3. Doppeltes Bildungsdefizit

Die Erziehungswissenschaft hat den doppelten Paradigma-Wechsel bisher verschlafen. Sie ist durch ein doppeltes Defizit und damit durch einen gravierenden Realitätsverlust gekennzeichnet. Weder hat sie die gesellschaftliche Marktorientierung seit spätestens der 80er Jahre realisiert, noch hat sie den Übergang in einer Freizeitgesellschaft ernst genommen. Insbesondere die Sozialpädagogik hat sie durch ihre Tendenz des „Hilfe"-Syndroms paralysiert.

## 4. Ökonomisierung und Judifizierung

Die Phase der Psychologisierung und Soziologisierung der Erziehungswissenschaft ist vorbei. Eine neue Phase der Ökonomisierung und Judifizierung beginnt. Die Erziehungswissenschaft und ihre Ausdifferenzierung in den Studienrichtungen sind marktfähig zu machen. Dies ist als eine Überlebensstrategie der Erziehungswissenschaft anzusehen.

## 5. Erziehungswissenschaftliche Markt- und Berufsforschung

Eine erziehungswissenschaftliche Markt- und Berufsforschung wird erforderlich. Das bedeutet: erziehungswissenschaftliche Forschung hat gezielter als bisher zu erkunden, wo neue Aufgaben und Berufsfelder sich öffnen, welche neuen gesell-

schaftlichen Arbeitsbereiche erziehungswissenschaftlich zu definieren sind, wo Erziehungswissenschaftlerinnen und Erziehungswissenschaftler statt Psychologinnen und Wirtschaftswissenschaftler erforderlich werden.

## 6. Neues Konzept für Diplom-Pädagoginnen und Diplom-Pädagogen

Das bisherige Konzept des Diplom-Pädagogen ist überholt bzw. überholungsbedürftig. Das Konzept ist grundlagentheoretisch, markt- und berufsorientiert sowie problemanalytisch und problemlösungsorientiert weiter zu entwickeln. Folgendes neues Konzept für das Diplomstudium Erziehungswissenschaft (DSE) bietet sich an:

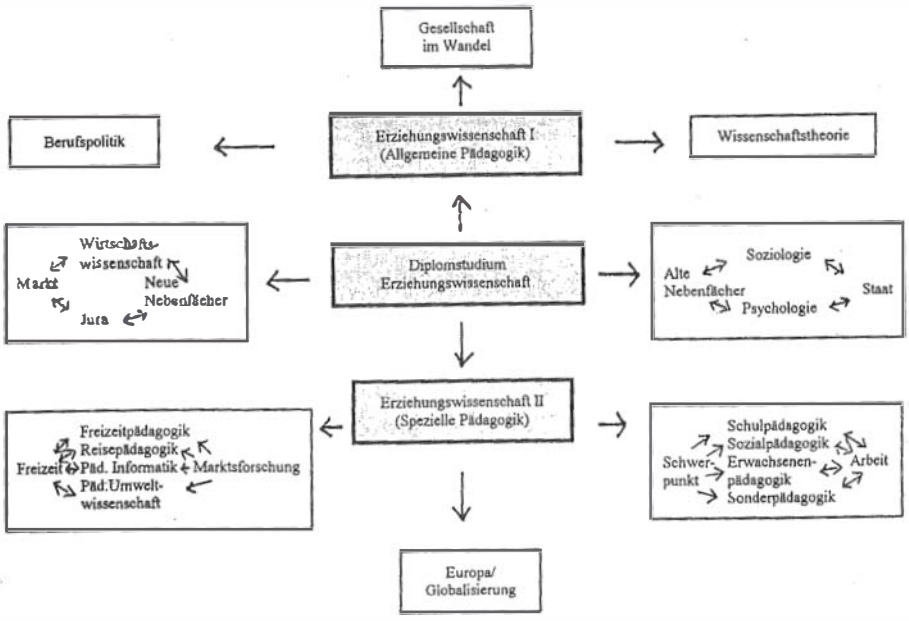



Abb. 2. Neues Konzept für das DSE

## 7. Neudefinition der allgemeinen Pädagogik

Die Allgemeine Pädagogik (Erziehungswissenschaft I) ist neu zu definieren einerseits theoretisch als integriertes Kategoriengefüge der aus den neuen Teildisziplinen entwickelten pädagogischen Begrifflichkeiten, andererseits berufspolitisch als Legitimierungswissenschaft für neue pädagogische Berufsfelder im postmodernen Dienstleistungsbereich. Das bedeutet: Für die Allgemeine Pädagogik ist ein neues Selbstverständnis zu entwickeln. Bisher blieb sie eine philosophisch orientierte geisteswissenschaftliche Disziplin. Künftig muß sie auch die berufspolitische Aufgabe

in sich aufnehmen. Ihre innere Struktur wird damit weiter gespannt, damit aber realistischer: Zwischen Idee und Realität, Soll und Ist muß sie stärker vermitteln. Nicht nur die ideale Idee der Persönlichkeit und einer humanen (Welt-)Gesellschaft können ihr Ziel sein. Auch die Sicherung von Arbeitsplätzen für Diplom-Pädagoginnen und -Pädagogen muß sie notwendigerweise verfolgen.

## 8. Neue Forschungsthemen und Nebenfächer

Die Kompetenz in erziehungswissenschaftlicher Marktforschung sowie die Kompetenz in pädagogischem Management und Marketing wird gar nicht oder unzureichend vermittelt. Zu fordern ist daher:

- Forschungsmethoden in erziehungswissenschaftlicher Markt- und Berufsforschung sind als Studienelement zu integrieren.
- Wirtschaftswissenschaft und Jura sind als neue Nebenfächer aufzunehmen neben Psychologie und Soziologie oder sogar als Alternativen oder als Ersatz.

## 9. Neue Studienschwerpunkte und Studienrichtungen

Das Konzept der Studienrichtungen/Studienschwerpunkte und Wahlpflichtfächer ist zu modernisieren. Neu aufzunehmen sind:

- Freizeitpädagogik in Verbindung mit Kulturpädagogik, Erlebnispädagogik, Reisepädagogik, Museumspädagogik, Theaterpädagogik usw.
- Pädagogische Informatik
- Pädagogische Tourismuswissenschaft
- Pädagogische Umweltwissenschaft.

## 10. Europäisierung des Studienkonzepts

Das Studienkonzept ist zu europäisieren mit der zugrundeliegenden Tendenz einer Verschärfung der Konkurrenz auf dem europäischen Markt. In kritisch-konstruktiver Auseinandersetzung mit den neuen Studienelementen, Studienrichtungen und Wahlpflichtfächern wird eine Neubestimmung der Pädagogik selbst und ihrer Rolle erforderlich. Eine Globalisierung der Erziehungswissenschaft in Auseinandersetzung mit Tendenzen der Regionalisierung und Individualisierung wird erforderlich. Das bedeutet: Live long Learning wird nicht nur ein horizontaler, sondern auch ein vertikaler Prozeß. Die Welt und die Weltkulturen werden verfügbarer. Sie sind auf globaler, regionaler und individueller Ebene neu auszuhandeln. Aus- und Weiterbildung hat dabei eine Grundausstattung bereitzuhalten. Freizeitbildung zwischen Staat und Markt wird dafür eine Grundlage.

## 11. Zusammenfassung

Eine Revision des Diplomstudiengangs Erziehungswissenschaft wäre erforderlich, insbesondere im Hinblick auf die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, wie sie z. B. durch das Thema des 15. DGfE-Kongresses vom 11.–13. März 1996 in Halle/Saale: „Bildung zwischen Markt und Staat" angesprochen worden sind, aber sich auch im kommenden Kongreßthema „Medien-Generation" (3/1998 Hamburg) abzeichnen. Die Revision muß sich vor allem auf folgende vier Bereiche beziehen:

1. Erziehungswissenschaft I (Allgemeine Pädagogik):
   Neben der wissenschaftstheoretischen Funktion muß die integrative Funktion in bezug auf Erziehungwissenschaft II sowie die internationale und berufspolitische Dimension gestärkt werden.
2. Erziehungswissenschaft II (Studienrichtungen):
   Die Qualitätssicherung für eine stärkere Ausdifferenzierung nach Berufsfeldern und Berufsbildern muß vorangetrieben werden.
3. Nebenfächer:
   Neben Psychologie und Soziologie werden weitere Nebenfächer, insbesondere Wirtschafts- und Rechtswissenschaft, erforderlich.
4. Praktikum/Praxissemester (bps):
   Pädagogisches Management und Marketing im internationalen Bereich sind stärker einzubeziehen.

## Literaturverzeichnis

Nahrstedt, W. 1990: Leben in freier Zeit. Grundlagen und Aufgben einer Freizeitpädagogik. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Einführungen).

Nahrstedt, W. 1993: Zur Freizeit berufen. Berufsperspektiven für Freizeit- und Kulturpädagogen. Bielefeld (IFKA-Schriftenreihe 12).

Opaschowski, H. W. 1996: Pädagogik der freien Lebenszeit. 3. Aufl. Opladen.

**Anschrift des Verfassers:** Univ. Prof. Dr. Wolfgang Nahrstedt, c/o Universität Bielefeld, Fakultät für Pädagogik – AG 10, Postfach 100 131, D-33501 Bielefeld (Dr. Wolfgang Nahrstedt ist Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität Bielefeld.)

Nahrstedt, W.: Freizeitbildung zwischen Staat und Markt. In: SPEKTRUM FREIZEIT, 19. Jg., Heft 1–2/1997, S. 50ff.

FREIZEIT & SPORT

EDGAR BECKERS · BOCHUM

# Fit for fun statt fit for life

## Zur Verführung des Körpers im Freizeitsport durch Kommerzialisierung

Spätestens das vor einigen Monaten unter dem Vorsitz des Bundeskanzlers geschlossene 'Bündnis zwischen Sport und Wirtschaft' hat der Öffentlichkeit die Verbindung dieser eigentlich 'natürlichen' Partner bewußt gemacht. Der Staat dagegen hat den Höchstleistungssport schon lange gefördert und als wichtige Waffe im Machtkampf der Systeme genutzt. Nun dokumentiert auch der Markt sein Interesse an dem Wirtschaftsfaktor Sport.[1]
In dieser Begehrlichkeit von Staat und Markt gibt es genügend Anlaß zum Mißbrauch.

### 1. Zur Situation

Die weitreichenden Veränderungen des Sportverhaltens haben zu einer derartigen 'Ausdifferenzierung' geführt, daß wir jetzt vor der Frage stehen, was denn eigentlich noch Sport ist. Es gibt einige Spekulationen über die Gründe. Möglicherweise liegen sie z.T. in der Abwehr des Hochleistungssports, der sich in Erscheinung, Leistungsniveau und daraus resultierenden Fehlentwicklungen vom 'normalen' Sporttreiben weit entfernt und seine Vorbildfunktion für breitensportliche Aktivitäten verloren hat. Zuweilen wird auch auf den angeblichen Wertewandel in unserer Gesellschaft verwiesen, auf die Verschiebung der Wertskala von der Arbeit auf die Freizeit, oder auf die Merkmale des 'post-modernen Zeitalters' und dessen Ideale des Individualismus und des Pluralismus.[2]
M.E. muß man das Problem anders angehen. Vorherrschendes Merkmal unserer Zeit ist nicht Werte*wandel*, sondern Werte*verlust*. Daraus resultiert Unsicherheit und die Suche nach neuen Orientierungen. In dieses Vakuum stoßen u.a. die geschickt verpackten Angebote, die suggerieren, dem Alltag entfliehen zu können, weil sie versprechen, daß Freizeit gleich Freiheit sei. So erschöpft sich die Suche nach Sinn, den jeder Mensch für eine selbstgestaltete Lebensführung benötigt, in der Jagd nach dem Reiz des Augenblicks, in der Sucht nach dem 'Kick'.

[1] Weber hat nachgewiesen, daß die Wirtschaftskraft des Sports der der Landwirtschaft entspricht.
[2] Mir erscheinen solche Theorien eher als Alibi der Gesellschaft für Beliebigkeit oder als Rechtfertigungsversuch der Wissenschaft in Zeiten der Hilflosigkeit.

Diese Situation wird verstärkt durch die Dominanz des Marktes auf allen Feldern, in denen Sport angeboten wird, in Vereinen (gemeinnützig) oder kommerziellen Studios (gewinnorientiert). Es dominieren die Marketingkonzepte, d.h. Angebote werden nach marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten u.a. aufgrund einer Bedarfsanalyse entwickelt. Gefragt wird dabei aber nicht nach Ursache, Sinn und Wirkung des von Abnehmern vermeintlich Gewünschten – und damit befreit man sich aus der *Verantwortung* für das, was man tut: Indem man nur den zahlenden Kunden in den Blick nimmt, so behaupte ich, nimmt man den Menschen nicht ernst.

So verschwindet immer mehr der Unterschied zwischen gemeinnützigen Vereinen und kommerziellen Unternehmen, weil für beide der 'potente Kunde' interessant ist, und um attraktiv zu bleiben, müssen Modetrends aufgegriffen werden.

Daraus resultiert nicht nur Verlust von Eigenständigkeit und eigenen Zielen, sondern auch die Beteiligung am organisierten und lukrativen Mißbrauch,[3] denn Markt und Staat nutzen gleichermaßen das Motiv der Menschenaus: Die Suche nach Sinn.

Daher behaupte ich, daß die Wandlungen der Sportlandschaft und die veränderten Sportinteressen bloß Indikatoren für eine *Suche* nach einem anderen Sinn sind, aber keineswegs diesen neuen Sinn bereits dokumentieren.[4]
Ich wage zu bezweifeln, daß sich im veränderten Sportverhalten bereits das „wahre Bedürfnis" artikuliert. Kann man wirklich glauben, Menschen strömten in Fitneß-Studios, weil ihnen hier das geboten wird, was sie tatsächlich suchen? Fitneß und 'Gesundheitssport' oder Modesportarten wie z.B. Streetball verdanken ihre Existenz viel mehr und vor allem geschickten Verkaufsstrategien sowie den Interessen staatlicher Gesundheitspolitik. Wohin führt diese Allianz von Markt und Staat?

## 2. Wiederkehr des Körpers oder Körperkonkurrenz?

Es hat noch nie eine Zeit gegeben, in der dem Körper eine solche Beachtung geschenkt wurde. Das Ausmaß der Präsentation von Nacktheit in Werbung und Medien könnte darauf hindeuten, daß die oft geforderte „Wiederkehr des Körpers" bereits vollendet und damit die negativen Begleiterscheinungen der „Zivilisierung des Körpers" überwunden sind. Heute verbreiten Medien das moderne, jugendliche, lustvolle Körpergefühl und bieten Anleitung zur rechten Formung des Körpers; Fitneß ist „in", wer dabei sein will, muß fit sein.

[3] Der Vorwurf des Mißbrauchs scheint übertrieben. Zur Klarstellung: (Breiten-)Sport kann nicht mißbraucht werden, weil er für all die Zwecke verwendet werden kann, die man mit ihm erfüllen will. Mißbraucht aber werden Menschen, nämlich für Zwecke, die anderen nützen, und dies können sowohl materielle als auch ideologische sein. Dieser Vorwurf richtet sich nicht bloß gegen kommerzielle Anbieter, sondern auch gegen staatliche Institutionen, beispielsweise beim Mißbrauch eines Motivs (Gesundheit), das Menschen wichtig ist, zum Zweck der Senkung von Krankheitskosten.

[4] Vgl. dazu Koch (1994) über den Zusammenhang zwischen Erlebnisgesellschaft und der Verdrängung des Körpers durch die Sucht nach Abenteuer und Risiko, aber auch zu dessen pädagogischen Werten.

Auf diesem Markt der Eitelkeit hat sich der Körper zu bewähren. Der *private* Körper wird zum *öffentlichen* Demonstrationsobjekt; er soll sich den geltenden Normen der Schönheit, Jugendlichkeit und Fitneß anpassen und so der Konkurrenz stellen – und diese Konkurrenz ist unerbittlich.[5]
Um den vorgestellten Idealen genügen zu können, muß der Körper mit allen Mitteln der Technik bearbeitet werden. Es hat – so wage ich zu behaupten – noch nie eine Zeit gegeben, in der die Beherrschung des Körpers so perfekt inszeniert worden ist. Beispiele liefern in beliebiger Fülle die Journale des Körperkults, aber auch vermeintlich seriöse Zeitschriften. Gezeigt wird eine Welt des schönen Scheins, zu der Zugang hat, wer jung und dynamisch ist und eine Figur vorzeigen kann, die den Kriterien der Vollkommenheit genügt. Aber dieser hohen Körpernorm kann man(n) oder frau kaum „von Natur aus" genügen – harte Arbeit am Körper ist zwingend notwendig. Dabei scheint kaum ins Gewicht zu fallen, daß es viele Menschen gibt, die aufgrund ihrer Konstitutionen oder gar aus mangelnder Bereitschaft dieses Körperideal nicht erfüllen.

Die Besinnung auf den Körper hat es auch in der Vergangenheit wiederholt gegeben, sie war meist Ausdruck des Protestes gegen Zwänge und der Suche nach Individualität und Subjektivität.

Der Körper *kann* also zum Ausgangspunkt für eine Neuorientierung werden. So erklärt sich auch das Phänomen des Körperkults: Weil der Suchende auf sich verwiesen ist, wird der Körper selbst zum Zentrum des Lebens und zum Demonstrationsobjekt von Leistungsfähigkeit, sozialer Anerkennung und persönlichem Erfolg.[6]
Der Körper wird entdeckt, vor allem als Quelle von Lust und Spannung. „Wohlbefinden" ist zu einem Zauberwortgeworden, das Verhalten legitimiert. Und nun wird auch ein Sport angeboten, der einen Sinn zu bieten scheint, und dieser Sinn ist verführerisch: Individualismus, Spaß, Jugendlichkeit, im Titel einer neuen Fachzeitschrift reduziert auf die einfache Formel „Fit For FUN" statt Fit For Life. Fitneß wird hier nicht propagiert, um das alltägliche Leben mit seinen Anforderungen, Belastungen und auch Freuden bewältigen zu können, sondern eine Fitneß „just for fun".

Wer hier mithalten will, muß auf dem neuesten Informationsstand sein und Zeit, Geld und Energie investieren.[7]

Körperorientierung ist ohne Zweifel wichtig, um die gefährliche und krankmachende Abtrennung des Körpers von Seele und Geist zu überwinden. Insofern ist es positiv zu bewerten, wenn Menschen ein neues Körperbewußtsein ausleben. Dennoch möchte ich darauf hinweisen, daß die Berufung auf natürliche Körperschönheit

[5] Die Zeitschrift 'Fit For Fun' (5/94) dokumentiert in Wort und Bild die „wissenschaftlich belegte" Aussage: „Wer Sport treibt, hat mehr Spaß am Sex", also lautet das Motto: „Fit For Sex".
[6] Beispiel: Brief eines Vaters zum Body-Building Verhalten seines Sohnes (Günther).
[7] Gegen eine solche Bestandsaufnahme kann man einwenden, sie sei einseitig und belebe die traditionelle intellektuelle Körperfeindlichkeit. Aber unverkennbar ist nicht mehr nur eine kleine Minderheit von der perfekten technologischen Verwertung des Körpers fasziniert. Es verstärkt sich der Verdacht, daß die ‚Wiederkehr des Körpers" keineswegs in dem erhofften positiven Sinne stattfindet.

schon einmal umgeschlagen ist in einen gefährlichen, individuell und gesellschaftlich krankmachenden Körperkult. Ich werde daher mit der kurzen Beschreibung von drei Erscheinungsformen die Gefahren andeuten, die aus einem idealisierenden Körperkult erwachsen können.

## 3. Erscheinungsformen des Körperkults

### *3.1 Erscheinungsform: Narzißmus.*

Im Mittelpunkt der Fitness-Bewegung steht die Beschäftigung mit dem eigenen Körper, die konzentrierte Arbeit an seiner Vervollkommnung. Diese Arbeit zielt nicht mehr auf den Ausgleich zivilisationsbedingter Schäden, mit wissenschaftlicher Unterstützung soll vielmehr ein Körper produziert werden, der die auf dem Markt geltenden Kriterien der Schönheit erfüllt. Die Funktion der so geformten Muskeln besteht nicht in ihrer Verwendung, sondern in ihrer Präsentation!

Die angestrebte Idealform ist naturgewollt, wie ein Fitness-Magazin unter Berufung auf Dior verspricht.[8]

Eine neuere Modeerscheinung auf dem Markt, Callanatics, wirbt mit dem Slogan: ‚Beseitigen Sie Ihre Problemzonen". Der Körper bildet die Materie, die gezielt geformt werden kann. Die instrumentelle Behandlung des Körpers drückt sich in einer entlarvenden Sprache aus: Ungeniert spricht man vom Work-out, Body-Design, Body-Styling, Body-Shaping. Wie das *Haar* beim Friseur soll nun der *Körper* in die rechte Form gebracht werden, in hartnäckigen Fällen auch ohne Bewegung mit der Hilfe von Maschinen. Hier vollzieht sich die vollständige Unterwerfung des Körpers unter Technik! Der ideale Körper wird zur neuen Uniform, treffend – wenn auch übertrieben – beschrieben in einem Witz über das Gespräch zweier Body-Builder: „Wie geht's?" – „Schlecht!" – „Was fehlt Dir denn?" – „Drei Zentimeter Brust und zwei Zentimeter Wade!"

Die Uniformierung des Körpers widerspricht dem propagierten Individualismus. Richtiger ist es wohl, von einem egozentrischen, narzißtischen Rückzug zu sprechen, der durchaus verbunden sein kann mit der Aufkündigung sozialer Verantwortung oder dem Verlust sozialer Bindungen. Darin liegt nach meiner Ansicht das Hauptproblem: das Gelingen von Individualisierungzwischen externem Mißbrauch und egozentrischer Bindungslosigkeit. Körperkult wird propagiert als Weg zur Individualisierung, aber er endet häufig im kommerziellen Interessen der Fitneßindustrie oder im Narzißmus.

### *3.2. Erscheinungsform: Gewalt gegen sich selbst (Gewalt nach innen).*

Die ideale Formung des Körpers setzt nach Aussage von Experten voraus, daß der Körper „nicht als Ganzes gesehen werden (darf), sondern als das, was er wirklich ist, eine Maschine aus Zellen, die das Leben überhaupt erst möglich machen" (Hacke 1987, 75).

[8] Das Foto einer liegenden, hantelstemmenden Nackten wird mit DIORs Aussagen kommentiert: „Der weibliche Körper muß seine vergessenen Formen wiederbekommen".

Voller Bewunderung werden daher immer wieder Menschen vorgestellt, die „wie eine Maschine" funktionieren.[9]

In dem Artikel 'Tanz der Eisenmänner' wird beschrieben, was die Tripletriathletin Astrid Benöhr an ihrer Disziplin reizt: „Der Genuß der Natur, der schier unendliche Kampf mit dem eigenen Körper und mit den Schmerzen, 'der Tanz im Grenzbereich'". (Gross 1994).

Anderen dient dieser dreifache Triathlon nur zum Aufwärmen. Stefan Schlett z. B. bevorzugt den Decathriathlon mit einer Gesamtstrecke von 2.260 Kilometern. Der Körper muß maximal präpariert werden, er muß perfekt funktionieren wie ein Uhrwerk, um solche Belastungen bewältigen zu können.

Um ihn auch gegen Vernunft und physiologische Gegebenheiten zur gewünschten idealen Form zu bringen, muß ihm notfalls Gewalt angetan werden. Der Schmerz gewinnt so eine spezifische Bedeutung, weil „solche Schmerzempfindungen als individueller Gradmesser für Trainingserfolge" (Bednarek 1986, 138f) dienen. Der Schmerz ist ein Mittel, den Körper 'in Zucht' zu nehmen, damit er Ideale der Leistungsfähigkeit, der Moral oder der Ästhetik erfüllen kann, die übereinstimmen mit gefeierten Tugenden moderner Gesellschaften: Durchsetzungsvermögen, Beharrlichkeit, Härte. Der Trainingsaufwand ist beachtlich, doch zuweilen reicht selbst das nicht aus: Doping, die Fortsetzung der Gewalt gegen den Körper mit anderen Mitteln, ist nicht allein ein Problem des Höchstleistungssport oder des sog. 'hardcore body-building', sondern – als Spiegel unserer Gesellschaft – auch in Fitneßstudios und im Alterssport.

Nur wer hart ist gegen sich selbst, wer bereit ist, den Kampf mit den Schmerzen aufzunehmen, hat die Chance, die Grenzen der eigenen Leidensfähigkeit zu erfahren. In diesem offensichtlich reizvollen „Egotrip" liegt auch das Erfolgsgeheimnis des Extremsports. „Sei hart gegen Dich selbst" – „Face your fears" – „Überwinde Deine Angst, um frei zu werden", so lauten die Aufforderungen der Anbieter. In dieser instrumentellen Behandlung deutet sich ein sadistisches Verhältnis zum eigenen Körper an.

[9] Die Zeitschrift 'SPORTS' kommentiert ein Bild der Triple-Triathletin Astrid Benöhr auf dem Rennrad: „Ein Mensch wie eine Maschine" (12/92, 64).

### *3.3. Erscheinungsform: Gewalt gegen andere (Gewalt nach außen)*

Die Akzeptanz körperlicher Gewalt ist in unserer Gesellschaft zweifellos größer geworden, wie z. B. die Diskussion sado-masochistischer Sexualpraktiken im öffentlich-rechtlichen Fernsehen oder die Präsentation des „Wrestling" (Catchen), dieser Vorführung von Brutalität durch zweitklassige Schauspieler, auf privaten Sendern belegen. So ist es nicht verwunderlich, daß auch im Sport der bedingungslose körperliche Einsatz gefordert wird.[10]

Ein bekannter Fußballtrainer pflegte den Hinweis von Journalisten auf Härte im Spiel mit dem Hinweis zu kontern, man sei schließlich kein Mädchenpensionat.[11] Dennoch ist es berechtigt zu fragen, inwieweit der Sport, auch in der Schule, zu dieser Präsentation körperlicher Macht und Gewalt beiträgt.

Einen radikalen Anstoß hat Brodtmann geliefert, der angesichts der Bilder von „Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus der rechtsradikalen Szene ... mit ihren massig-bedrohlichen Körpern" (2) nach dem Sportunterricht dieser Menschen fragt, in dem sie doch gelernt haben sollten, mit ihrem Körper und anderen rücksichtsvoll umzugehen. Natürlich ist es problematisch, dem Sportunterricht die Verantwortung für steigende Gewaltbereitschaft anzulasten, aber richtig ist, daß der 'Körper als Waffe', als Indikator von Macht, gesellschaftsfähig geworden ist.

In dieser kurzen Beschreibung von Erscheinungsformen des gegenwärtigen Körperkults werden eine Reihe von Problemen sichtbar. Ich möchte mich hier auf zwei Aspekte beschränken, nämlich auf den Zusammenhang von Körperkult und Gewalt sowie auf das Problem des Umganges mit Andersdenkenden.

## 4. Probleme des Körperkults

### *4.1. Körperkult und Gewalt*

Da die zunehmende Gewaltbereitschaft in modernen Gesellschaften als Problem entdeckt worden ist, wird auch die Frage gestellt, wie Sport und Gewalt verbunden sind. Kann es „dem" Sport angelastet werden, wenn das DSF in Werbeanzeigen ein Tennis-Spiel mit den Worten ankündigt: „Seien Sie hautnah dabei, wenn die Brühlerin mit ihrer gefürchteten Vorhandpeitsche ihre Gegnerin züchtigt"?[12]

[10] Diese Vorstellung ist nicht neu, schließlich hat C. Diem schon mit Entschiedenheit bestimmt: „Sport ist Kampf!" (177) und den Wettkampf als „Abschluß einer planmäßigen, längere Zeit hindurch betriebenen Übung und Härtung" (178) bezeichnet. Da das Erziehungsideal „der politische Machtmensch„ (182) ist, dient der Wettkampf als „Stahlbad des Charakters, Wetzstein des Willens" (ebd.). Kampf ist „im tiefsten Grunde des Menschen verankert„ (183), ja: „die Idee des Kampfes (ist), eng verbunden mit ihrer Schwesteridee, dem 'Willen zur Macht', tief im Unterbewußtsein verankert" (ebd.). Dieser Drang bestimmt nach Diem vor allem männliches Verhalten, denn „der Mann sehnt sich hinaus, zu kämpfen, zu siegen, zu herrschen. Diese Sehnsucht wird im sportlich-turnerischen Wettkampf, zumal im Einzelkampf erfüllt" (184). Allerdings verlangt jeder Kampf „zuvor Überwindung eines 'inneren Schweinehundes', das weiß der Turner und Sportsmann sowohl wie der Soldat" (186). Der erzieherische Wert des Sports als Kampf besteht demnach darin, „zielbewußte Willenskraft, Mut, Selbstvertrauen und Selbstzucht" (187) zu bewirken.

[11] Pilz hat inzwischen die Verschiebung in der Werteskala 'Fairneß' nachgewiesen, aus der die neue Wortschöpfung 'Fair foulen' hervorgegangen ist.

[12] Mit diesen Worten kündigte das DSF einen Tennis-Schaukampf zwischen S. Graf und M. Maleeva in ganzseitigen Zeitungsanzeigen an, z. B. in „Sport-Bild" am 15.9.1993.

Möglicherweise ist der Sport nicht verantwortlich für seine Vermarktung, dennoch sind die Wirkungen zu untersuchen, die durch die Forderung nach Härte und körperlichem Durchsetzungsvermögen erzeugt werden.

Ohne Zweifel ist das Zeigen von Körper und Kraft auch mit Lust verbunden. In einem Interview gestanden Hooligans der 'Borussenfront', die als „gutgekleidete, gut verdienende Konformisten" bezeichnet werden (sports 8/1990, 43), daß für sie „Pulvern" (als Insiderbegriff für eine anständige Prügelei) „wie eine Sucht" sei. Krawall, Prügeln, Pulvern dient dazu, sich einen „Kick" zu verschaffen.[13]

Die körperliche Auseinandersetzung kann Genuß, den Reiz der Spannung vermitteln, sie kann als eine Herausforderung gedeutet werden, in der man sich als ein „guter Kämpfer" bewähren muß und sich wichtig fühlen kann. Die im Umgang mit dem eigenen Körper erfahrene Härte wendet sich nun nach außen, der Körper des anderen wird zum Objekt.[14]

Die Berauschung an Gewalt ist aber nicht bloß ein Problem von Jugendlichen oder sozialen Randgruppen. Gewalt wirkt in manchen Fällen wie ein Suchtmittel im Sinne einer nicht realitätsadäquaten Bewältigung des Alltags. Insofern ist es richtig, wenn Parallelen zwischen Sucht und Gewalt festgestellt werden (Berty 1993, 123). Während *Sucht* eine nach innen gerichtete Gewalt gegen sich selbst darstellt, dient *Gewaltausübung* als „Ventil, das Problemdruck nach außen abgibt ..." (ebd. 124).

Für einen Pädagogen bieten solche Analysen den Anlaß, über den Beitrag der Erziehung und des Sports, besser: des durch Sport möglichen Körperkults, zur Gewaltbereitschaft nachzudenken.

Und dabei stößt er erneut auf die gepriesenen Tugenden Härte und Durchsetzungsvermögen, die bereits ideologisch mißbraucht worden sind. Hitler hatte seine Vorstellungen folgendermaßen beschrieben: „Der Junge, der in Sport und Turnen zu einer eisernen Abhärtung gebracht wird, unterliegt dem Bedürfnis sinnlicher Befriedigung weniger ... so muß die ganze Erziehung darauf eingestellt werden, die freie Zeit des Jungen zu einer nützlichen Ertüchtigung seines Körpers zu verwenden. Er ... soll nach seinem Tageswerk den jungen Leib stählen und hart machen" (277f.).

[13] So lauten Aussagen von Jugendlichen in dem Film des WDR „Angst – Macht – Gewalt" von 1993.

[14] Nun könnte man zu dem gefährlichen Schluß kommen, Gewalt sei eben eine biologische Tatsache, die mit unserer körperlichen Existenz gegeben ist. Übersehen wird dabei aber der Beitrag des gesellschaftlichen Umfeldes. Zweifellos sinkt die Schwelle, an der wir bereit sind, Gewalt anzuwenden. Gleichzeitig ist durch Reizüberflutung die „Schwelle„ für die Wahrnehmung von Gewalt – nicht nur im Sport – gestiegen: Vor 30 Jahren galten Filme wie Hitchcocks „Psycho" oder „Die Vögel" als Inbegriff des Grauens; heute scheint dieser Kitzel erst zu entstehen, wenn die Motorsäge zum Einsatz kommt, „um der Sucht nach Gewalt einen neuen Kick zu verschaffen" (Schneider 1993, 136).

Spätestens hier ist es notwendig, auf Adornos Gedanken über „Erziehung nach Auschwitz" zu verweisen. „Auschwitz" ist für Adorno nicht ein einmaliges historisches Ereignis, sondern Ausdruck von Kälte und Barbarei, zu der Menschen fähig sind; damit schließt er die Wiederholung dieses Ereignisses nicht aus.[15]

In diesem Zusammenhang spricht Adorno ausdrücklich die Rolle des Sports an, die ihm doppeldeutig erscheint: „auf der einen Seite kann er antibarbarisch und antisadistisch wirken durch fair play, Ritterlichkeit, Rücksicht auf den Schwächeren. Andererseits kann er in manchen seiner Arten und Verfahrungsweisen Aggressionen, Roheit und Sadismus fördern" (95). Diese Roheit kann bewirkt werden durch eine Erziehung, in der Härte und Disziplin eine große Rolle spielen: „Das gepriesene Hart-Sein, zu dem da erzogen werden soll, bedeutet Gleichgültigkeit gegen den Schmerz schlechthin. Dabei wird zwischen dem eigenen und dem anderer gar nicht einmal so sehr fest unterschieden. Wer hart ist gegen sich, der erkauft sich das Recht, hart auch gegen andere zu sein" (96).

Adorno hat mit dieser Beschreibung vor allem den nationalsozialistischen Körperkult gemeint.[16]

Aber seine Warnung sollte Anlaß zur kritischen Betrachtung sein, wenn auch heute wieder der Sinn des Körpers in Abhärtung und Schmerzfähigkeit gefunden wird.

### *4.2. Ausgrenzung der „anderen"*

Das Vorbild des idealen Körpers ist allgegenwärtig. Die Werte Jugendlichkeit und Leistungsfähigkeit stehen so hoch, daß manch einer verzweifelt versucht, das zum Lebensprozeß gehörende Altern zu verhindern. Der geformte Körper gilt als Indikator für beruflichen und sozialen Erfolg. Liegt nicht darin schon eine Ausgrenzung der Alten und Benachteiligten?

Wie so oft ist auch hier ein Blick in die Geschichte aufschlußreich.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde das Ideal der 'natürlichen Körperschönheit' schon einmal verbreitet, und man könnte die Ideen der Ungewitter, Pudor oder Surén als bloße Spinnereien von Außenseitern abtun, gäbe es da nicht einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem späteren Rassenzüchtungsprogramm der Nationalsozialisten. Ich kann hier diese Entwicklung nicht nachzeichnen.[17]

Stattdessen will ich nur auf die Auswirkungen dieser Körperpropaganda eingehen.

---

[15] Die bedrückende Aktualität dieses 1966 gehaltenen Rundfunkvortrages wird sichtbar, wenn Adorno die möglichen Verschiebungen bei seiner Wiederholung beschreibt: „Morgen kann eine andere Gruppe drankommen als die Juden, etwa die Alten, ... oder die Intellektuellen, oder einfach abweichende Gruppen. Das Klima ..., das am meisten solche Auferstehung fördert, ist der wiedererwachende Nationalismus. Er ist deshalb so böse, weil er im Zeitalter der internationalen Kommunikation und der übernationalen Blöcke an sich selbst gar nicht mehr so recht glauben kann und sich ins Maßlose übertreiben muß, um sich und anderen einzureden, er wäre noch substantiell„ (1972, 103). Der – auch jetzt wieder mögliche – Rückfall in die Barbarei ist nach Adorno nur zu verhindern durch eine radikale „Wendung aufs Subjekt" (90). Aus diesem Grunde hält er die konservative Forderung nach „Bindungen„, also nach einem verbindlichen Wertekatalog, für eine „Illusion", gar für „fatal„, da solche Bindungen leicht zu einem „Gesinnungspaß" werden können: Sie führen zu einem „Sichabhängigmachen von Geboten, von Normen, die sich nicht vor der eigenen Vernunft des Individuums verantworten" (92f).

[16] Daß dies aber nicht nur für das im eigentlichen Sinne nationalsozialistische Verständnis von Sport und Leibeserziehung gilt, belegen die Aussagen von C. Diem zum „Sport als Kampf„ (vgl. dazu Anmerkung 10).

[17] vgl. dazu u. a. Beckers (1988) oder Andritzky (1989).

Im Zusammenhang mit der Bewerbung Berlins für die Olympischen Spiele 2000 hat Hilmar Hoffmann den „Mythos Olympia" untersucht.

Dabei stößt auch er auf die Tatsache, daß das von den Nazis verbreitete Körperideal schon lange vorher propagiert worden ist, z. B. in dem Film von Nicholas Kaufmann „Wege zu Kraft und Schönheit" aus dem Jahre 1925. In diesem Film – so Hoffmann – wird einer 'dickbäuchigen' Zivilisation die Anmutigkeit, Ästhetik und Schönheit der Antike gegenüber gestellt.[18]
Bereits hier vollzieht sich der Übergang vom *subjektiven Leib* zum *öffentlichen Körper*, der von Politik und Staat für eine 'Biopolitik' benutzbar ist. Körperliche Kraft wird zum Bestandteil der Lebens- und Rassenideologie und führt zu einem Körperkult, welcher das Abweichen von der Norm mit Sanktionen belegt. Folglich wird bereits 1927 in einem Buch von Giese eine „Soziologie des Körpers" entworfen und mit Fotos dokumentiert, wie sich der kraftstrotzende Körper des „Sportmeisters" von dem armseligen des „intellektuellen Kümmerlings" unterscheidet oder welche Defizite der „entartete Körper" einer Frau aufweist!

Angesichts dieser Vergangenheit befällt mich Unbehagen, wenn ich in einem Fitness-Magazin ('Gut in Form', o. J.) wiederum die Beschreibung der Menschen „in einer heruntergekommenen Körperhülle" finde, die leicht als „Flachbrüstler" an „talgigen Hüften" und „Schwabbelbrust" zu erkennen sind (185). In dem gleichen Magazin beklagt der Sportmediziner KONOPKA die Auswirkungen der Zivilisation als Verweichlichung und fordert, daß der Mensch „zuerst seinen Körper vervollkommnen (muß), damit er bei der Entfaltung seines Geistes und seiner Seele nicht mehr stört" (4).

Der Kult um den Körper neigt dazu, nicht bloß egozentrischer Selbstzweck zu bleiben, was schon problematisch genug ist, sondern sich als Norm nach außen zu verbreiten und so eine Ab- und Ausgrenzung all derjenigen vorzunehmen, die den gestellten Normen nicht entsprechen können oder wollen. Die Gefahr des Mißbrauchs tritt offen zu Tage, weil externe Interessenten die vermeintlich privaten Bedürfnisse für ihre Zwecke nutzen:

- Das egozentrische, narzißtische Interesse an der Vervollkommnung des Körpers wird von einer Fitneß-Industrie verwertet, die individuelle Wünsche mit gesellschaftlich gewünschten Idealen der Schönheit und Leistungsfähigkeit verbindet.
- Körperkult kann in den Dienst staatlicher oder öffentlicher Interessen genommen werden. Dabei vollzieht sich eine Wendung vom subjektiven Leib zum normierten Gesellschaftskörper („gesunder Volkskörper"), der Gesundheit, Erfolg und soziale Verantwortung signalisieren soll.

Der derzeitige Körperkult bietet ein ambivalentes Bild, da er scheinbar Widersprüchliches in sich vereinigt: Einerseits birgt er die Gefahr, die zivilisatorischen

[18] aber nicht als eine „sinnlich-leibliche Ergänzung ..., sondern vielmehr (als) eine Entdifferenzierung und Primitivierung der Kultur zugunsten eines einheitlichen und autoritären Drills am Leibe" (1993, 53).

Schranken zu durchbrechen, weil der Körper zum einzigen Sinn, zur Ersatzreligion oder Ersatzdroge in einer sinn-leeren Zeit wird.[19]

Andererseits treibt der auf dem Markt vorherrschende Techno-Sport die Mechanisierung des Lebens und des Körpers auf die Spitze und markiert die vollständige Unterwerfung des Körpers zum technologisch verwertbaren Produkt. Oder sind das am Ende gar kein Widersprüche, sondern nur die beiden Seiten derselben Medaille?

## 5. Lösungen?

Was ist angesichts dieser Situation zu tun? Pädagogik kann natürlich dieses Problem nicht lösen, aber sie darf sich auch nicht resignierend zurückziehen und mit pessimistischen Prophezeiungen der weiteren Entwicklung zuschauen. Stattdessen muß sie Hilfestellungen anbieten für eine gelingende Individualisierung, d. h. hier: Sinn-Suche in sinn-leerer Zeit unterstützen.[20]

Dazu muß das Individuum gegen den Markt gestärkt werden, um auch staatlichem Begehren widerstehen zu können, und dieser Weg führt über den Körper!

Deshalb könnte gerade der Sport einen außerordentlichen Beitrag leisten.[21]

Um sich vor Verführung und Mißbrauch durch – kommerzielle wie staatliche Interessen – schützen zu können, ist eine veränderte Einstellung zum eigenen Körper und zur körperlichen Präsenz von Menschen überhaupt notwendig. Katarina WITT hat dies in einer mich überraschenden Deutlichkeit formuliert: „ ... in der Verherrlichung unbeschädigter Menschen (liegt) etwas Unmenschliches: Der Mensch mit all seinen Schwächen und auch Beschädigungen ist doch viel wirklicher als sein glattes, makelloses Ideal, dem etwas Monströses anhaftet ... Der Fetisch von der Jugendlichkeit durchtrainierter, idealistischer Körper dient in einer Welt voller Beschädigungen als Zuflucht. ... Ich bin nicht gegen Jugendlichkeit. Aber menschlich sein heißt: es gibt noch andere Ansätze von Schönheit ..." (1993, 207).

---

[19] Damit scheint die These von Norbert Elias (1980), der Prozeß der gesellschaftlichen Zivilisation sei verbunden mit einer fortschreitenden Zivilisierung des Körpers, endgültig widerlegt. Beweist die neue Lust am Körper und auf Gewalt, daß der Prozeß der Zivilisierung nunmehr beendet ist oder das Maß des Erträglichen überschritten hat? Solche Thesen aber beruhen auf einem Trugschluß, denn sie übersehen die positiven Leistungen eines Zivilisationsprozesses; „Zivilisation" bedeutet nicht zwingend Degenerierung (in Abgrenzung zu Kultur), sondern bietet auch Orientierungen für das Leben in einer Gemeinschaft. Es gibt allerdings keinen zwingenden Grund dafür, diese notwendigen Orientierungen einzig aus den Prinzipien technologischer *Verwertbarkeit* abzuleiten. Dies aber scheint die vorherrschende Leitidee technologischer Gesellschaften zu sein. Daher setzt sich das Problem einer fortschreitenden Mechanisierung des Lebens und des Körpers auch in dem derzeitigen Körperkult fort, und so ist die Präsentation des mit Hilfe von Technik und Wissenschaft geformten Körpers weder als Sublimation noch als Protest oder gar als Ausweg aus zivilisatorischen Zwängen zu verstehen.

[20] So fordert auch Berty, daß Gewalt- wie Suchtprävention „die Person in ihrer Alltagsproblematik, in ihrer Suche nach Sinn- und Lebenskompetenz in den Mittelpunkt" rücken muß (1993, 123).

[21] Mich stimmt hoffnungsvoll, daß jetzt (sogar) auf der Ebene der Sportorganisationen nicht bloß Appelle verbreitet werden, sondern eine kritische Reflexion einsetzt. Angesichts von Ausländerhaß und Rassismus fordert Roland GRABS in der Zeitschrift des LSB NRW, die „uns betreffenden Felder wie 'Fairneß', 'Toleranz' und 'Völkerverständigung' offensiver und positiver zu besetzen" (1993, 17). Der Weg dazu soll u. a. durch die Antwort auf selbstkritische Fragen zur Jugendarbeit gefunden werden, z. B.: „Ist die Auswahl und Gestaltung unserer Sportangebote dazu geeignet, Worte wie 'Rücksichtnahme' und 'Unterstützung von Schwächeren' auszuprägen?„ (16) Oder an die Erwachsenen gerichtet: „Sind wir ansprechbar, können wir zuhören und Signale wahrnehmen und setzen, wenn es um die Fragen der Jugendlichen an das Leben geht, ihre Erwartungen, Wünsche und Befürchtungen?" (16f)

Und was bedeutet das für Sportvereine? Für mich ist es keine Frage, daß der organisierte Sport mehr sein muß als organisierte Fun-Veranstaltung. Die den Vereinen zugesprochene Gemeinnützigkeit erfordert nicht nur eine fachliche Verantwortung, sondern auch eine soziale. In dieser Besinnung könnte die Chance liegen, die Entwicklung von Sinn als gesellschaftliche und individuelle Aufgabe wieder ernst zu nehmen. In meinen Augen liegt darin die bessere und auch größere Chance, statt sich auf Konkurrenz mit kommerziellen Anbietern und deren Imitation einzulassen. Sportvereine sind keineswegs bloße Relikte einer sozialeren Vergangenheit, sondern sie könnten eine „Solidargemeinschaft der Zukunft" (Dieckert) werden.

Um dies aber erreichen zu können, wird es notwendig sein, den Kommerzialisierungsbestrebungen mit ihrer Ausrichtung auf zu vermarktende Modetrends und dem damit verbundenen Verzicht auf Sinn zu widerstehen.

## Literatur:


Adorno, T.W. (1972): Erziehung nach Auschwitz. In: Adorno, T.W.: Erziehung zur Mündigkeit. Frankfurt: Suhrkamp, 88–104.

Andritzky, M. (1989): „Nur der nackte Mensch ist der wahre Mensch." Das Körperbild der Freikörperkultur-Bewegung. In: Kulturamt der Landeshauptstadt Stuttgart (Hrsg.), Kunstkörper – Körperkunst. Stuttgart.

Baumgart, J.: Spielen statt prügeln. In: DIE ZEIT, 29. Juli 1994, 14.

Beckers, E. (1988): Körperfassaden und Fitness-Ideologie. In: Schulz, N./Allmer, H. (Hrsg.), Fitness-Studios – Anspruch und Wirklichkeit. Brennpunkte der Sportwissenschaft 2 (2), 153–175.

Bednarek, J. (1986): Verschiedene Formen von Körperbewußtsein im Bodybuilding. In: Klein, M. (Red): Sport, Gesundheit und die 'neue' Bewegungs- und Körperkultur. dvs-protokolle Nr. 24. Clausthal-Zellerfeld, 130–149.

Berty, K. (1993): „Sucht" und „Gewalt" – zwei Seiten derselben Medaille. In: Prävention 16 (4), 123–126.

Brodtmann, D. (1993): Die Toten von Mölln – und die Sportpädagogik auf dem Weg in den Elfenbeinturm der Bildungstheorie. In: sportpädagogik 17 (1), 2–3.

Dieckert, J.: Der Verein – Auslaufmodell oder Solidargemeinschaft der Zukunft? In: Freiburger Kreis. Seminar-Info Nov./Dez. 1994, 15–19.

Diem, C. (o.J.): Erziehungswerte des Wettkampfes. In: Neuendorff, E. (Hrsg.), Die deutschen Leibesübungen. Großes Handbuch für Turnen, Spiel und Sport. Essen: Schumann, 177–188.

Elias, N. (1980): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde. Frankfurt: Suhrkamp.

Giese, F. (1927²): Körperseele. München:

Grabs, R. (1993): ... auch in Hünxe und Solingen gibt es Sportvereine ... Sportjugend gegen Ausländerfeindlichkeit und Rassismus. In: Wir im Sport (9), 16–17.

Gross, M. (1994): Der Tanz der Eisenmänner. In: DIE ZEIT, 8. Juli 1994, 53.

Hacke, A. (1987): Muskuläre Aufrüstung. In: Kursbuch 88, 69–78.

Heitmeyer, W./Möller, K./Sünker, H. (Hrsg): Jugend – Staat – Gewalt. Weinheim und München 1992.

Hitler, A. (1933¹⁸): Mein Kampf. München.

Hoffmann, H. (1993): Mythos Olympia. Autonomie und Unterwerfung von Sport und Kultur. Berlin und Weimar: Aufbau.

Koch, J.: Abenteuer und Risiko als pädagogische Kategorien. In: sportpädagogik 5 (1994), 23–37.

Konopka, P. (o.J.): Vorwort eines Sportarztes. In: Gut in Form.(Jahresausgabe). Spezialmagazin der Koelbel-Trainingsforschung. Hannover.

Schneider, P. (1993): Erziehung nach Mölln. In: Kursbuch 113, 131–141.

Schulze, G.: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/New York 1993.

Witt, K. (1993): Stellungnahme. In: Hoffmann, H.: MythosOlympia. Autonomieund Unterwerfung von Sport und Kultur. Berlin und Weimar: Aufbau. 206–207.

**Anschrift des Verfassers:** Univ. Prof. Dr. Edgar Beckers, c/o Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Sportwissenschaft, Postfach 102 148, D-44780 Bochum. (Dr. Edgar Beckers ist Professor für Sportwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum)

Beekers, E.: Fit for fun statt fit for live. Zur Verführung des Körpers im Freizeitsport druch Kommerzialisierung. In: SPEKTRUM FREIZEIT, 19. Jg., Heft 1–2/1997, S. 55ff.

FREIZEIT & SPORTPÄDAGOGIK

TORSTEN SCHMIDT-MILLARD · KÖLN

# Olympische Pädagogik und Kommerzialisierung Aspekte der Neuformulierung des Bildungsbegriffs in der Sport-Pädagogik.

Die Sportpädagogik versteht sich – wie übrigens die Allgemeine Pädagogik auch – als eine Handlungswissenschaft, das meint, sie ist eine Theorie der Praxis und für die Praxis: hier insbesondere – ihr Gegenstand ist das Bewegungshandeln von Menschen in institutionalisierten und nicht-institutionalisierten Zusammenhängen. Damit ist sie nicht allein auf den reglementierten Bereich des Wettkampfsports als ein durch Regeln und spezifische, eigens ausgewiesene Räume relativ klar definiertes soziales System begrenzt, sondern sie greift ihrem Anspruch nach wesentlich weiter. Bewegungshandeln, verstanden als individuelle leibliche Repräsentation kulturell geformter Bewegungsmuster und deren Veränderung, wird als primäre Möglichkeit zur Eröffnung von Welt- und Selbstverständnis begriffen, eine Möglichkeit, die allerdings unter den Bedingungen unserer Lebenswelt nicht einfach vorliegt, sondern auch durch pädagogische Hilfestellungen zugänglich gemacht werden muß.

Eine solche abstrakte – und auf dieser Ebene vielleicht konsensfähige – Kennzeichnung des Gegenstandsbereichs der Sportpädagogik verdeckt jedoch, daß es über die inhaltliche Bestimmung sowie die Zielsetzungen dieser Handlungswissenschaft Sportpädagogik heute keineswegs Klarheit und Übereinstimmung gibt.

Die Gründe dafür sind vielschichtig. Als übergreifende Charakteristika können hier zunächst die Stichworte: Legitimationskrise des Sports, Wertewandel in der Jugendkultur genannt werden. Der außerschulische Wettkampf-Sport mit seinen überkommenen Bewegungsmustern kann nicht mehr fraglos als Bezugspunkt für sportpädagogische Interventionen genommen werden. Die Schere zwischen den Zielsetzungen des Freizeit- und Breitensports und dem Leistungssport, d. h. zugleich aber auch den möglichen Adressaten, öffnet sich immer weiter. Dieser Diffusion auf der Ebene des Sachbezugs entspricht auch eine Divergenz auf der Seite der Theorie, hier sind es die unterschiedlichen Leitideen oder auch sportpädagogischen Theoreme, mit denen diese veränderte Erziehungswirklichkeit erfaßt und präskriptiv, entsprechend der Zielsetzung einer Handlungswissenschaft, die richtungsweisend für Praxis sein will, – im modischen Sprachgebrauch heute heißt dies „Beratungswissenschaft" – überschritten werden soll.

Befindet sich so „der Sport" im Umbruch – ein weiteres Indiz dafür ist, daß allenthalben Curricula revidiert werden – so trifft dies auch auf die Sportwissenschaft, hier vor allem die Sportpädagogik zu. Allerdings hat diese noch keine einheitliche Linie dafür gefunden, an welchen pädagogischen Maßstäben sie sich künftig orientieren soll, will sie weiterhin Theorie *für* die Praxis sein. Und damit bin ich beim eigentlichen Thema meines Vortrags: die sogenannte „Olympische Pädagogik" stellt im Spektrum der konkurrierenden Sinnbezüge ein zwar historisch überkommenes, gleichwohl aktuelles Deutungsmuster dar. Der Anspruch reicht allerdings weiter, denn die „Olympische Pädagogik" prätendiert zugleich, den maßgeblichen Bildungsbegriff im Bereich des Sports zu artikulieren.

Es geht im folgenden darum, die Reichweite dieses Ansatzes und auch die Rechtmäßigkeit des Anspruchs zu reflektieren. Dies soll in drei Schritten erfolgen.

1. Was charakterisiert eine „Olympische Pädagogik" inhaltlich? Und das meint insbesondere: welche bildungstheoretischen Implikationen kennzeichnen diese Pädagogik?
2. Inwiefern stellt das Programm einer olympischen Erziehung die Gegenantwort zur Kommerzialisierung des Sports dar?
3. Kann der in der „Olympischen Pädagogik" leitende Bildungsbegriff dazu beitragen, die „Krise" der Sportpädagogik zu überwinden, und damit den Anspruch erneuern, als Handlungswissenschaft sowohl Theorie der Praxis als auch für die Praxis zu sein?

## 1. Bildungstheoretische Implikationen der „Olympischen Pädagogik"

Die heutigen Vertreter einer „Olympischen Pädagogik", an erster Stelle sind der Tübinger Nestor der deutschen Sportpädagogik, Ommo Grupe (Grupe 1985, 1990, 1993, 1995a, 1995b) sowie der Sportphilosoph und Olympiasieger Hans Lenk (Lenk 1972, 1982) zu nennen, schließen mit dem programmatischen Entwurf dieser Pädagogik an die ursprüngliche pädagogische Intention der Olympischen Spiele der Neuzeit bei Coubertin an. Die bei Coubertin aufgegriffene pädagogische Zielsetzung wird in einen anthropologischen Begründungszusammenhang gerückt, der gleichsam eine überhistorische, mundane Legitimationsebene des „Olympismus" eröffnet und so die Bildungsbedeutung des olympischen Leistungssports ausweist. Wesentlich hierbei ist: die „Olympische Pädagogik" tritt nicht additiv an die Seite des Sports, das ist übrigens der Fall, wenn Sport unter der Optik der Systemtheorie analysiert wird (vgl. Bette 1984; Cachay/Gahay 1989), dann liegen pädagogische Ansprüche scheinbar jenseits der Systemlogik, sondern die olympische Idee des Sports ist genuin pädagogisch. Sie bezieht ihren wesentlichen Sinn aus dem pädagogischen Motiv. Dies ist jedenfalls die These. Wie begründet GRUPE diesen am Olympischen Gedanken festgemachten Bildungsbegriff?

Es sind fünf miteinander verschränkte „olympische Grundsätze" (Grupe 1993, S. 36), die den Rahmen dieser Pädagogik konstituieren. So geht es

„– erstens um den Grundsatz der Leib-Seele-Einheit und die Leitvorstellung einer harmonischen Erziehung des Menschen;
– zweitens um das Ziel der menschlichen Selbstvollendung über die sportliche Leistung;
– drittens um das Ideal der Amateurgesinnung als einer Form der Selbstdisziplin;
– viertens geht es um die freiwillige Bindung an sportliche Regeln und Grundsätze;
– fünftens um die Friedensidee des Sports." (Grupe 1995 a)

Unabhängig davon, daß die Realität der Olympischen Spiele diesen normativen Grundsätzen häufig widerspricht, so daß die „Olympische Pädagogik" sich die Frage gefallen lassen muß, ob sie „nicht längst überholt" (Meinberg 1993, S. 229) und damit obsolet geworden sei, sieht GRUPE im Zusammenwirken dieser fünf Grundsätze das „Profil eines olympischen Menschenbildes" (Grupe 1995 a), das keineswegs bloß rückwärts gewandt eine idealisierte Vergangenheit beschwört, sondern seine kritische Potenz in der Gestaltung einer humanen Zukunft des Sports erweisen soll. Aber handelt es sich hierbei nicht doch bloß um eine idealisierte Erwartung, die ihre Ohnmacht gegenüber der Macht des Faktischen ständig aufs neue eingestehen muß? Worin besteht der Prüfstein einer solchen „Olympischen Pädagogik", die nicht bloße Proklamation sein will?

Sieht man hier näher hin, dann zeigt sich, die fünf Grundsätze artikulieren ein traditionelles Bildungsverständnis und zwar im Humboldtschen Sinne, das gerade nicht eine externe Setzung darstellt, sondern auf die vernünftige Selbstverständigung des sportlich handelnden Subjekts setzt. Die bekannte Begriffsbestimmung der Bildung bei Humboldt lautet:

„Der wahre Zweck des Menschen – nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt – ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste, und unerlassliche Bedingung." (Humboldt 1960, S. 64, Schreibweise im Original)

Bildung in diesem Sinne ist demnach kein gesellschaftliches Oktroi, sondern vernünftiger, selbstgesetzter Zweck, und die harmonische Kräftebildung – proportionierlich – richtet sich auf den ganzen Menschen. Was das konkret bei Humboldt heißt, wird u. a. in seinen Schulplänen ausgeführt.

Wenn der erste Grundsatz GRUPEs die Leib-Seele-Einheit und darauf bezogen die harmonische Erziehung des Menschen betont, so liegt darin zweierlei:

a) Die olympische Bildungsidee sieht die physische Erziehung nicht als untergeordnete – bloß auf den Körper gerichtete – Aufgabe an. Die Cartesianische Trennung von Körper und Geist wird abgewiesen, auch wenn bei Coubertin selbst dieser Dualismus mitunter noch nachklingt, wenn er etwa den jungen – übrigens männlichen – Athleten als eine „Art Priester und Diener der Religion der Muskelkraft" (Coubertin 1966, S. 153) bezeichnet.

b) Die olympische Bildungsidee bezieht sich nicht auf reduzierte physische Erziehung, sondern sie meint ineins Selbsterziehung des ganzen Menschen. Weil das sportliche Leistungsstreben seine Sinnhaftigkeit nur in der sozialen Handlungssituation des sportlichen Wettkampfes erweisen kann, erfordert deren Bewältigung weit mehr als bloß die Beherrschung von Bewegungsfertigkeiten. Der sportliche Wettkampf stellt eine Handlungssituation dar, die moralisch relevant ist, in der das Selbstverständnis des Athleten auf dem Spiel steht und die als menschliche Handlungssituation immer auch von einem Scheitern bedroht ist (vgl. Seel 1993). Grupes Betonung der „harmonischen Erziehung" bezieht sich demnach auch darauf, daß die „Olympische Pädagogik" auf den traditionellen Bereich einer moralischen Erziehung des Menschen nicht verzichtet. Aber auch hier muß gesehen werden, daß diese moralische Dimension nicht additiv neben die physische Erziehung tritt. Vielmehr handelt es sich um einen Begründungszusammenhang, dessen einzelne Momente jeweils aufeinander verweisen. Dies wird noch deutlicher beim zweiten Grundsatz: der Idee der menschlichen Selbstvollendung.

Der mit dem traditionellen Bildungsbegriff verbundene Gedanke der Perfektionierung des Menschen steht im Zentrum der „Olympischen Pädagogik", die dabei jedoch – so jedenfalls Grupe – die sportliche Leistung nicht zum alleinigen Gradmesser erhebt: „Streben nach sportlicher Leistung ist ein Medium der Arbeit an sich, an der eigenen Person, ein Weg zu einem besseren Selbst" (Grupe 1993, S. 32). Für die Insider der sportpädagogischen Diskussion sei hier angemerkt: Grupes „Olympische Pädagogik" setzt sich mit dieser pädagogischen Mediatisierung des Sports zwangsläufig dem Verdikt der Instrumentalisierung aus, ein Begriff, um den in der Sportpädagogik kürzlich heftig gestritten wurde (Schaller 1992; Beckers 1993). Dieser Streit ist symptomatisch für die Orientierungskrise der aktuellen Sportpädagogik.

Wenn es das letzte Motiv zur Arbeit an sich, die immer auch Züge der Askese trägt, ist, der Selbstperfektionierung näher zu kommen, ein, wie Gunter Gebauer scharfsinnig aufgezeigt hat, „niemals abschließbarer Prozeß der Erzeugung von Differenzen" (Gebauer 1986a, S. 167), dann ist auch einsichtig, daß der olympische Sportler das „Ideal der Amateurgesinnung" selbst verfolgen muß, will er nicht in Widerspuch zu sich selbst geraten.

Denn sobald das mögliche sekundäre Motiv des Gelderwerbs zum primären avanciert, wird die Logik des sportlichen Wettkampfes selbst außer Kraft gesetzt und damit aber auch ein gänzlich anderes Selbstverständnis etabliert, das bereits von Coubertin treffend mit dem Begriff „Zirkusgladiator" (Coubertin zit. bei Grupe 1993, S. 32) charakterisiert wurde.

Die Eigenwelt des sportlichen Wettkampfes bleibt nur solange bestehen, wie die in ihr Agierenden sich selbst als verantwortliche Träger der Handlung begreifen, und dazu gehört, daß sie die Chancengleichheit als Strukturmoment des Wettkampfes anerkennen. Der Fair-play-Gedanke ist die immanente Voraussetzung eines sport-

lichen Selbstbewußtseins als Wettkämpfer, sofern dieses Bewußtsein nicht in sich widersprüchlich werden will (vgl. Gerhardt 1991). Anders gesagt: die Authentizität des olympischen Sportlers setzt die Achtung des gleichberechtigten Anderen voraus und dazu gehört die freiwillige Anerkennung der sportlichen Regeln einer Handlungssituation, die kenntlich vom Ernst des Existenzkampfes geschieden ist, insofern der Wettkampf wesentlich Spiel ist. Die Verbindung mit dem letzten Grundsatz der Friedensidee des Sports ergibt sich von hier aus.

Auch im Blick auf den hier skizzierten Aspekt der Authentizität (vgl. Sehmidt-Millard 1995) ist die Verbindung zur klassischen Bildungsidee unmittelbar deutlich. Blicken wir dazu nochmals auf Humboldt: Er hatte als wesentliches Bildungsmotiv aufgezeigt, das Denken des Menschen sei „immer nur ein Versuch seines Geistes, vor sich selbst verständlich, sein Handeln ein Versuch seines Willens, in sich frei und unabhängig zu werden" (Humboldt 1960, S. 235). Die „Olympische Pädagogik" weicht von dieser Traditionslinie nicht ab. Sie setzt auf das autonome, authentische Subjekt, das in der sportlichen Höchstleistung seine eigene Freiheit erfährt. Ergänzend sei hier darauf verwiesen, daß es nur konsequent ist, wenn Hans Lenk den zu fordernden pädagogischen Trainingsprozeß auf die griffige Formel „Mündiger Athlet und demokratisches Training" (Lenk 1979) gebracht hat.

Zu fragen bleibt aber, ob sich diese „Olympische Pädagogik" nicht auch der Kritik aussetzt, die gegenüber dem Bildungsdenken generell artikuliert wird, ob also diese Pädagogik nicht in ihrem Feld jenen „Illusionen von Autonomie" (Meyer-Drawe 1990) erliegt, und im illusionären Festhalten am „olympischen Subjekt" eine realistische Erneuerung des Bildungsbegriffs in der Sportpädadagogik eher behindert als befördert.

Mit dieser Frage komme ich zum zweiten Schritt der Überlegungen. Die bisher erfolgte Skizze der „Olympischen Pädagogik" soll kontrastiert werden mit Aspekten der Kommerzialisierung des Sports, die zumindest als Herausforderung, wenn nicht Konterkarierung jener Pädagogik anzusehen sind.

## 2. Olympische Pädagogik als Gegenantwort auf Tendenzen der Kommerzialisierung des Sports?

In einem Sammelband zum Thema „Sport: Kult & Kommerz" hat Bero Rigauer die provozierende These vertreten, der Sport sei „verschwunden", und er meint damit, daß gerade der „moderne Sport" als autonome Gegenwelt und „kritische Reaktion auf die zunehmend industrielle Vergesellschaftung menschlichen Verhaltens unter dem zivilisatorischen Druck kapitalistischer Werte und Normen" (Rigauer 1992, S. 187) nicht mehr existent sei. An seine Stelle sei ein Sport getreten, der sich „der industriell-kapitalistischen Vergesellschaftung weitgehend unterworfen ... (habe, S-M), ohne zu bemerken, daß er darin seine Autonomie, seine immanenten Entwicklungspotentiale aufgegeben hat" (ebd. S. 188). Der Sport sei „auf dem Wege zur to-

talen Vermarktung", tendenziell entwickelc sich eine Sportindustrie als „Bestandteil der kapitalistischen Kulturindustric" (ebd. S. 196).

Die mit dem Instrumentarium der kritischen Gesellschaftstheorie der Frankfurter Schulc – Adorno/Horkheimer – vollzogene Analyse macht vor allem deutlich, daß die industrielle Verwertung des Sports die ehemals autonomen und immanenten Handlungsformen substantiell modifiziert, so daß es naiv ist, anzunehmen, daß noch ein originärer, selbstbestimmter Zugang zum Sport unmittelbar möglich sei. „Was immer jemand sportlich tut, sie bzw. er handelt zugleich innen- und außengeleitet. Ich jogge und werde gejoggt!" (Rigauer S. 189).

Die Berufung auf das seiner selbst habhafte Bildungssubjekt scheint unter den Bedingungen umfassender Vermarktung des Sports eine eher hilflose Reminiszenz zu sein. Die Versportlichung der Alltagskultur, wie wir sie allenthalben erfahren, angefangen von sportiven Kleidungsstücken und Accessoires – die „Turnschuhgeneration" ist längst von der biomechanisch optimierten High-Tech-Laufschuh-Kultur abgelöst worden – bis hin zur Kreation von Fitness-Aktivitäten durch die Sportartikel-Industrie selbst, trägt Züge eines Konsumterrors. Als Beispiel für kommerziell hervorgebrachte Sportaktivitäten sei das aus Amerika über uns gekommene Steppen genannt. Für diejenigen, die hier noch unter einem Informationsdefizit leiden, und vielleicht noch den altmodischen Steptanz erinnern, sei gesagt: es handelt sich um einen Ersatz für Treppensteigen in Form eines kleinen höhenverstellbaren Fußbänkchens. Die Werbung offeriert dieses Gerät unter der ansprechenden Signatur „Body-Rythm Line" und führt aus: „Der legendäre Step Reebok. Entwickelt nach neuesten, wissenschaftlichen und sportmedizinischen Erkenntnissen. Die aerobische Konsequenz biomechanischer Gesetzmäßigkeiten. Die Folge langjähriger Erfahrung und modernster Technik." Zum Lieferumfang gehört ein „Anleitungsvideo mit der durchs Fernsehen bekannten Protagonistin von Step Reebok, Gin Miller".

Wo „wissenschaftliche Erkenntnisse" die Dignität der Kreation einer verbraucherfreundlichen Sportindustrie ausweisen, kann sich der halbgebildete Konsument kaum entziehen. Die Aufforderung zur Teilnahme setzt nicht auf Kreativität des Bewegungshandelns, vielmehr wird eine rezeptive Haltung verlangt: Anleitung statt Auseinandersetzung; die Protagonistin findet keinen Antagonisten. Die Fitness- und Freizeit-Welle erzeugt so ihre in sich abgeschlossenen Zirkel von jeweiligen Insidern, denen es gelungen ist, jene Protagonisten der sportiven Vermarktungsstrategien möglichst detailgetreu nachzuahmen. Die Mountainbiker der gehobenen Gehaltsklasse treffen sich im nahezu identischen Outfit auf ihren Porsche-Rädern und erleben das beglückende Gefühl einer elitären Gemeinschaft. Auf den mit diesem Beispiel illustrierten Sachverhalt bezieht sich die These von der „Illusion" der integrativen Funktion des Freizeitsports (vgl. Gebauer 1986 b, S. 113–143). Sie besagt, daß – entgegen der herkömmlichen Erwartung – Sportaktivitäten im Freizeitbereich als Mittel schichtspezifischer Geschmacksdistinktionen gerade zur Abgrenzung gegenüber anderen Schichten, bzw. Altersgruppen dienen. Bei Gebauer heißt es hierzu: „Selbst das Gesundheitsmotiv läßt sich in die Bewegung des Gegeneinander der

Schichten eingliedern, als Bestandteil eines gegen den Lebenstil der Unterschichten gerichteten (hygienisch-diätetischen) Denkens" (Gebauer 1986 b, S. 132).

Blickt man hier kurz auf die fünf Grundsätze der „Olympische Pädagogik" bei Grupe zurück, dann zeigt sich, dieser kommerzialisierte Sport unterläuft nicht nur die egalitäre und universale Konzeption des olympischen Menschenbildes, vielmehr gerät umgekehrt sogar diese olympische Bildungsidee selbst in den Verdacht, eine schichtenspezifische und damit partikulare Ideologie darzustellen.

Die Kommerzialisierung des Sports setzt auf Distinktionen, weil nur so ein breit gefächerter Markt eröffnet werden kann. Und tendenziell kann sich diesem Marktmechanismus niemand entziehen, will er nicht Gefahr laufen, sozial isoliert zu werden.

Der Begriff Konsumterror ist gewiß nicht zu scharf, denn Eltern mit schulpflichtigen Kindern können ein Lied davon singen, welcher soziale Druck davon ausgeht, die „richtigen" Sportgeräte und Kleidungsstücke zu besitzen, damit die Kindern nicht ausgegrenzt sind. Unter den gegenwärtigen Bedingungen struktureller Massenarbeitslosigkeit handelt es sich hierbei auch um ein sozialpädagogisch brisantes Problem.

Konsumterror auch insofern, als die Versprechungen der Fit-for-fun-Ideologie keineswegs bloß freibleibende Angebote sind, vielmehr wird die Fitness sozial eingefordert. „Die fetten Jahre sind vorbei" –lautet ein sprechender Titel jenes neuen Magazins, das mit immensem Erfolg das kaufkräftige, jugendlich-dynamische, aufstiegsorientierte Mittelschicht-Publikum anpeilt. Die körperliche und „mentale" Fitness wird zunehmend zu einer gesellschaftlich eingeforderten Bringschuld.

Die mit Sport verbundenen Erwartungen von Selbstverwirklichung – Individualität, Freiheit, Ausbruch aus den Zwängen des Alltags – erweisen sich bei näherem Zusehen als eingebunden in kalkulierte Strategien eines entgrenzten Freizeitmarktes, der auch noch die extremsten Abenteuer-Sportarten unter seine berechnenden Fittiche nimmt.

Die Manipulation originärer Bedürfnisse nach Selbst- und Welterfahrung im körperlichen Sich-bewegen scheint aus der Perspektive der gesellschafts- und sportkritischen Analyse Rigauers jeden Bildungsanspruch des Sport aufzuheben. Zugleich werden die sozialintegrativen Erwartungen an den Sport als Gegenwelt enttäuscht, sofern sich die kommerziell forcierte Expansion des Freizeitsports gerade auf die Unterschiede des gesellschaftlichen Geschmacks stützt und sie verstärkt statt auszugleichen.

So überzeugend Rigauers gesellschaftskritische Analyse der „Sportindustrie" auch ist, sie operiert mit einem Entfremdungstheorem, das dialektisch immer noch auf das Subjekt setzt, selbst wo dieses sich vermeintlich ganz in den Fängen einer Warenästhetik verstrickt. Denn die Praxis des Sports als unmittelbares körperliches Handeln, das zugleich auch soziale Bezüge eröffnet, stellt ja immer aufs neue eine Form der direkten Selbstbewährung dar, in der – so jedenfalls auch RIGAUERs keineswegs pessimistischer Schluß– „vor dem Hintergrund (der) immanenten Eigenarten und Prinzipien (des Sport, S-M) emanzipatorische und lebensentfaltende Momente" (Rigauer S. 200) hindurchscheinen.

Als Beleg dafür sei auf ein – zugegeben einzelnes – Beispiel verwiesen, das vor ein paar Tagen in der Frankfurter Rundschau zu finden war. Im Zusammenhang eines Berichts über Trendsportarten von Jugendlichen unter der Überschrift „Snowboarding, Inlineskating, Triathlon – nur teure Ausrüstung garantiert Spaß" wird einerseits bestätigt, was die gesellschaftskritische Analyse der Kommerzialisierung des Sports als generelle Tendenz aufweist, andererseits wird aber auch deutlich, daß es die originären Erfahrungen der Selbstvollendung in der sportlichen Leistung sind, die bereits die Jugendlichen faszinieren: „Für Clemens ist 'der Kick' beim Fahren 'großartig'. Sprünge und Tricks 'faszinieren' ihn. 'Immer noch ein wenig höher, weiter, besser', schwärmt er. Gelungene Kunststücke sichern ihm die Anerkennung anderer Skater" (Schwarzkopf 1996).

Steht es aber so, dann ist durch die Kommerzialisierung des Sports die Idee einer „Olympische Pädagogik" nicht unmöglich, sie hat vielmehr eine dringliche Aufgabe – unter zugegeben erschwerten Bedingungen – zu erfüllen: Sie muß ein kritisches Bewußtsein gegenüber dem kommerzialisierten Sport wecken und zugleich die sportimmanenten Bildungspotentiale freilegen.

## 3. Zur Aktualität einer „Olympischen Pädagogik"

Nach dem Eingeständnis Ommo Grupes ist seine „Olympische Pädagogik" bislang allenfalls im Umriß vorhanden, sie bleibt Programm, denn weder liege „eine ausgearbeitete olympische Anthropologie" vor, noch gebe es „deshalb auch eine klare Konzeption olympischer Erziehung" (Grupe 1993, S. 31). Weil – wie hier gezeigt wurde – dieser Entwurf einer Pädagogik eine deutliche Nähe zur klassischen Bildungsidee aufweist, sei es erlaubt, nochmals einen Klassiker zu bemühen, um Grupes Anliegen zu stützen. "Ein Entwurf zu einer Theorie der Erziehung ist ein herrliches Ideal, und es schadet nichts, wenn wir auch nicht gleich im Stande sind, es zu realisieren. ... Erst muß unsere Idee nur richtig sein, und dann ist sie bei allen Hindernissen, die ihrer Ausführung noch im Wege stehen, gar nicht unmöglich. Und die Idee einer Erziehung, die alle Naturanlagen im Menschen entwickelt, ist allerdings wahrhaft." (Kant 1963, S. 12)

Kant hatte mit seinem Systementwurf der Pädagogik ein Paradigma für den Typus einer normativen Handlungswissenschaft aufgestellt (vgl. Blass 1978, S. 17–49), die zwischen Staat und Markt angesiedelt ist. Der Staat will brauchbare Bürger zur Steigerung seiner Macht. Bei KANT heißt es über den absolutistischen Staat: „die Fürsten betrachten ihre Untertanen nur wie Instrumente zu ihren Absichten" (Kant S. 15); und dem Markt ist an dem ökonomisch verwertbaren Bürger gelegen, der Ausbildungsspezieller Fertigkeiten. Weder der Staat noch der Markt sind interessiert am ganzen Menschen, das meint, der Entwicklung *aller* Anlagen.

Wie steht es mit der „Olympischen Pädagogik"? Ist deren Idee im Kantschen Sinne auch „wahrhaft"?

Im ersten Teil wurde auf den Begründungszusammenhang der fünf Grundsätze verwiesen, und von hier aus ließe sich diese Frage durchaus positiv beantworten. Allerdings wäre dies doch etwas vorschnell.

Denn diese Frage läßt sich nicht mit einem bündigen Ja oder Nein beantworten, vielmehr setzt der Versuch einer Beantwortung voraus, daß eine Reihe von kritischen Einzelfragen, die sich an die „Olympische Pädagogik" richten, geklärt werden. Sie seien hier aufgelistet, ohne damit eine Rangfolge zu verbinden.

1. Wie steht es mit dem Allgemeinheitsprinzip in dieser Pädagogik? Richtet sie sich wirklich an alle oder handelt es sich um eine versteckte Elitentheorie?
2. Welchen institutionellen Ort kann diese Pädagogik fürsich reklamieren? Soll der von ihr vertretene Bildungsbegriff zur Leitidee im schulischen wie außerschulischen Bereich avancieren?
3. Wie verträgt sich das Postulat einer harmonischen Erziehung mit der im Hochleistungssport praktizierten extremen Frühspezialisierung? Steht die „Olympische Pädagogik" nicht in der Gefahr, die realen Systembedingungen des Hochleistungssports naiv zu unterschätzen? Und hierzu gehört auch, daß die Kommerzialisierung bereits Teile der Talentförderung erfaßt hat.
4. Wie begegnet die „Olympische Pädagogik" jener Machbarkeitsmentalität im Hochleistungssport, die das Leistungsstreben in eine technisch-rationale Verfügung nimmt und damit die Rede vom „mündigen Athleten" als illusorisch zu erweisen droht?
5. Stellt die Idee der menschlichen Selbstvollendung durch sportliche Leistung nicht einen Anthropozentrismus dar, der insbesondere unter den Bedingungen einer fortschreitenden Verarbeitung und damit Zerstörung der Umwelt auch durch den Sport, das olympische Motto „citius – altius – fortius" als moralisch fragwürdig erscheinen läßt? Von hier aus ergibt sich als nächstes:
6. Müßte sich die „Olympische Pädagogik" nicht stärker um eine ideologiekritische Aufarbeitung (vgl. Malter 1969) ihrer eigenen Geschichte bemühen? Die Berufung auf Coubertin und Diem (Grupe 1993, S. 31) könnte sich ohne eine solche Kritik eher als ein Belastung erweisen. Eine Erneuerung der olympischen Erziehungsidee hätte zur Voraussetzung, daß trotz des propagierten Internationalismus der Olympischen Idee der gleichwohl unverkennbare Nationalismus aus dieser Pädagogik verbannt würde.

Die aufgelisteten Fragen müssen hier offen bleiben, ihre zukünftige detaillierte Beantwortung wird jedoch mit darüber entscheiden, ob die „Olympische Pädagogik" wirklich dem Anspruch gerecht wird, die maßgebliche Orientierung für die Sportpädagogik qua Handlungswissenschaft als Theorie der Praxis und für die Praxis abzugeben.

Eines läßt sich allerdings jetzt schon sagen: Gegenüber der Verlockung, dem Trend zum Hedonismus und damit dem Schein der Freizeitsportindustrie blind zu erliegen, wie dies in der Sportpädagogik mit der Propagierung der fragwürdigen Kategorie

„Spaß" (Volkamer 1987) zum Versuch der Selbstabdankung der Pädagogik geführt hat, setzt die „Olympische Pädagogik" auf die Notwendigkeit aufklärerischen pädagogischen Handelns. Der von ihr vertretene Bildungsbegriff hält am Subjekt fest, und dies dürfte allerdings ein unverzichtbarer Ansatzpunkt sein, ohne den eine Humanisierung des Sports überhaupt nicht in Angriff genommen werden kann.

Eine Frage drängt sich jedoch abschließend noch auf: Ist der pompöse Name „Olympische Pädagogik" überhaupt erforderlich und angemessen? Handelt es sich nicht eher um den längst überfälligen Versuch einer Wiedereinführung des Pädagogischen in die Sportpädagogik, die seit jener „realistischen Wende" in den 70er Jahren ihre Verbindung zur Pädagogik vergessen zu haben schien?

## Literatur


Beckers, E.: Der Instrumentalisierungs-Vorwurf: Ende des Nachdenkens oder Alibi für die eigene Position? In: Sportwissenschaft 23 (1993) H. 3, S. 233–258.

Bette, K.-H.: Die Trainerrolle im Hochleistungssport. System- und rollentheoretische Überlegungen zur Sozialfigur des Trainers. St. Augustin 1984.

Blass, J.L.: Modelle pädagogischer Theoriebildung. Band I: Von Kant bis Marx. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1978.

Cachay, K./ Gahay, E.: Brauchen Trainer Pädagogik? In: Leistungssport 19 (1989) H. 5, S. 26 – 30.

Coubertin, P. de: Der Olympische Gedanke. Reden und Aufsätze. Schorndorf 1966.

Gebauer, G.: Das Begehren des Athleten. In: Hortleder, G./ Gebauer, G. 1986, S. 167 – 187. 1986 a.

Gebauer, G.: Festordnung und Geschmacksdistinktionen. Die Illusion der Integration im Freizeitsport. In: Hortleder, G./ Gebauer, G. 1986, S. 113 – 143. 1986 b.

Gerhardt, V.: Die Moral des Sports. In: Sportwissenschaft 21 (1991) H. 2, S. 125 -145.

Grupe, O.: Hat der Spitzensport (noch) eine Zukunft? Versuch einer Standortbestimmung. In: Anders, G. / Schilling, G. (Hrsg.): Hat der Spitzensport (noch) eine Zukunft? (Schriftenreihe der Eidgenössischen Turn- und Sportschule Magglingen 31) Magglingen 1985, S. 13 – 43.

Grupe, O.: Olympische Pädagogik – Chance oder Alibi. Vortrag anläßlich des Akademie-Gespräches des NOK für Deutschland „Aktuelle Fragen und Perspektiven der Olympischen Bewegung" in der Willi Weyer Akademie Berlin, 30.3. bis 31.3.1990. Unveröffentlichtes Manuskript.

Grupe, O.: Olympisches Menschenbild und olympische Erziehung. In: PROHL, R. (Hrsg.): Facetten der Sportpädagogik. Beiträge zur pädagogischen Diskussion des Sports. Schorndorf 1993, S. 31 – 38.

Grupe, O.: Die Olympische Idee ist pädagogisch. Zum Problem einer olympischen Erziehung. Thesenpapier anläßlich der 2. Bundesweiten Lehrerfortbildung des NOK in Olympia / Griechenland vom 26.8.-3.9.1995. Unveröffentliches Manuskript. 1995 a.

Grupe, O.: Olympische Erziehung: Versuch einer Zusammenfassung in neun Punkten. Abschluß-Vortrag anläßlich der 2. Bundesweiten Lehrerfortbildung des NOK in Olympia / Griechenland vom 26.8.-3.9.1995. Unveröffentliches Manuskript. 1995 b.

Hortleder, G./ Gebauer, G. (Hrsg.): Sport – Eros. Tod. Frankfurt am Main 1986.

Humboldt, W.v.: Werke in fünf Bänden. Hrsg. v. A. Flitner u. K. Giel. Band 1: Schriften zur Anthropologie und Geschichte. Darmstadt ²1960.

Kant, I.: Vorlesung "Über Pädagogik. In: Immanuel Kant. Ausgewählte Schriften zur Pädagogik und ihrer Begründung. Besorgt von Hans-Hermann Groothoff. Paderborn 1963, S. 5 -59.

Lenk, H.: Werte, Ziele, Wirklichkeit der modernen Olympischen Spiele. Schorndorf ²1972.

Lenk, H.: „Mündiger Athlet" und „Demokratisches Training". In: Gabler, H. /Eberspächer, H./ Hahn, E. u. a. (Hrsg.): Praxis der Psychologie im Leistungssport. Berlin 1979, S. 483 – 503.

Lenk, H.: Die olympische Idee und die Krise des Olympismus. In: Ueberhorst, H. (Hrsg.): Geschichte der Leibesübungen. Bd. 3/2. Berlin 1982, S. 1082-1105.

Malter, R.: Der 'Olympismus' Pierre de Coubertin's. Eine kritische Studie zu Idee und Ideologie der modernen Olympischen Spiele und des Sports. (Beiträge zum olympischen Gedanken. Hrsg. vom Carl-Diem-Institut) Köln 1969.

Meinberg, E.: Ist eine „Olympische Pädagogik" notwenig? In: GEBAUER, G. (Hrsg.): Die Aktualität der Sportphilosophie. St. Augustin 1993, S. 217 – 229.

Meyer-Drawe, K.: Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich. München 1990.

Rigauer, B.: Sportindustrie. Soziologische Betrachtungen über das Verschwinden des Sports in der Markt- und Warenwelt. In: HORAK, R. /PENZ, O. (Hrsg.): Sport: Kult & Kommerz. Wien 1992, S. 185 – 201.

Schaller, H.-J.: Instrumentelle Tendenzen in der Sportpädagogik. In: Sportwissenschaft 22 (1992) H. 1, S. 9 – 31.

Schmidt-Millard, T.: Authentizität – Bildung – Körperbildung. Sartres Menschenbild in pädagogischer Sicht. Sankt Augustin 1995.

Schwarzkopf, A.: Snowboarding, Inlineskatin, Triathlon – nur teure Ausrüstung garantiert Spaß. In: Frankfurter Rundschau, 05.03.1996, S. 20.

Seel, M.: Die Zelebration des Unvermögens. Zur Ästhetik des Sports. In: Merkur 47 (1993) H. 2, S. 91-100.

Volkamer, M.: Von der Last mit der Lust im Schulsport. Probleme der Pädagogisierung des Sports. Schorndorf 1987.

**Anschrift des Verfassers:** PD Dr. Torsten Schmidt-Millard, Eichendorffstr. 17, D-50823 Köln. (Dr. Torsten Schmidt-Millard ist PD für Sportwissenschaften an der Universität-Gesamthochschule Paderborn, FB 2.)

Schmidt-Millard, T.: Olympische Pädagogik und Kommerzialisierung. Aspekte der Neuformulierung des Bildungsbegriffs in der Sportpädagogik. In: SPEKTRUM FREIZEIT, 19. Jg., Heft 1–2/1997, S. 67ff.

FREIZEIT & MANAGEMENT

PETER ZELLMANN · WIEN

# Freizeit(sport)pädagogik im Spannungsfeld zwischen Markt und Moral

Markt und Moral können nicht von vornherein als voneinander abgegrenzt, geschweige denn als a priori Gegensatz gesehen werden. Andersformuliert: nicht alles am Markt ist unmoralisch; die Unternehmungen und Vorhaben der öffentlichen Einrichtungen nicht immer moralisch.

Und der Sport, bzw. das System Sport hatte diesbezüglich immer schon ein besonders ambivalentes Selbstverständnis

nie wirklich staatlich,
aber immer schon von starkem öffentlichen Interesse getragen,
eigentlich seit jeher privat,
aber über eine, besonders in Österreich, recht unübersichtliche Vereins- und Verbandsstruktur an das politisch-administrative System gebunden,
nie eindeutig Markt,
aber doch von ungeheurem, sicher sportartenabhängigem, wirtschaftlichem Interesse.

Über das staatliche Subventionssystem fließen jährlich in Österreich ca. 2 Milliarden Schilling an Förderungen in das System Sport: unzweifelhaft vor allem zur Erhaltung einer gewissen Massenloyalität.

Zum anderen eignete sich der Sport immer schon ausgezeichnet zum Einstieg in das Thema *Freizeit*: er ist in quantitativer Hinsicht nach dem Tourismus wohl der zweitwichtigste Freizeitbereich – an Teilnehmern- und Umsatzzahlen.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf die quantitative Komponente der Freizeit.

**"Freizeit" ist der quantitativ umfangreichste Zeitbereich im Zeitbudget der Menschen, was am Beispiel des Jahres-Zeitbudgets aufgezeigt werden soll:**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Gesamtzeit | | 8.760 Std. | (100 %) |
| - Schlafzeit | ca. | 2.900 Std. | ( 33 %) |
| - berufl. bzw. schulisch gebundene Zeit (einschl. Wegzeiten) | ca. | 2.000 Std. | ( 23 %) |
| = Freizeit | ca. | 3.860 Std. | ( 44 %) |
| davon | | | |
| "zweckbestimmte Freizeit" | ca. | 1.160 Std. | |
| "disponible Freizeit" | ca. | 2.700 Std. | |

BAT / LBI 1994

Entsprechend der Lebenszeit-Verteilung nach Popp (1995) ist Freizeit mindestens das halbe Leben.

Die Freizeit der Menschen spielt sich im Einflußdreieck zwischen Familie, Staat und Wirtschaft ab.

Als Rahmenbedingungen gelten dabei für

die Familie: informell, privat, non-profit

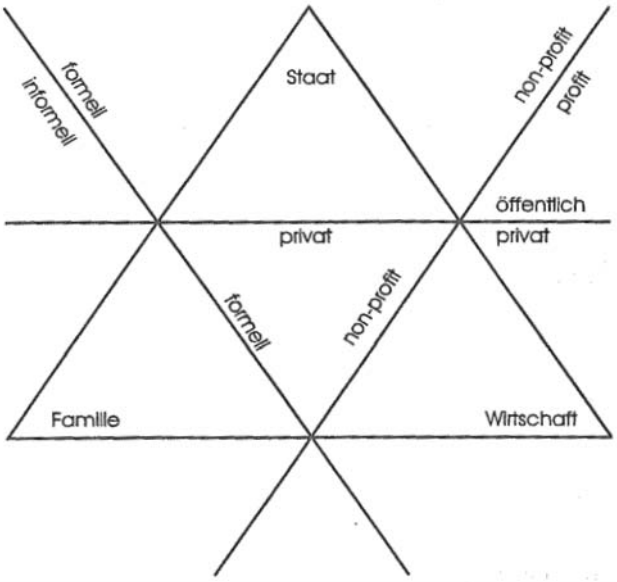
die Wirtschaft: formell, privat, profit

den Staat: formell, öffentlich, non-profit.

Der Freizeitbereich definiert sich als: formeller, privater, non-profit Bereich. Zumindest hat er in dieser Form Priorität in Hinblick auf unser wissenschaftliches Themengebiet in Forschung und Lehre. Es sei denn man rechnet ihn ausschließlich der Wirtschaft zu, dann, allerdings nur dann, ist kein Handlungsbedarf in diesem vernetzten Sinne einer politischen und wissenschaftlichen Querschnittaufgabe gegeben.

# Freizeit als:

* Beruf
* pädagogische Aufgabe
* politische Aufgabe




## Freizeitpolitik

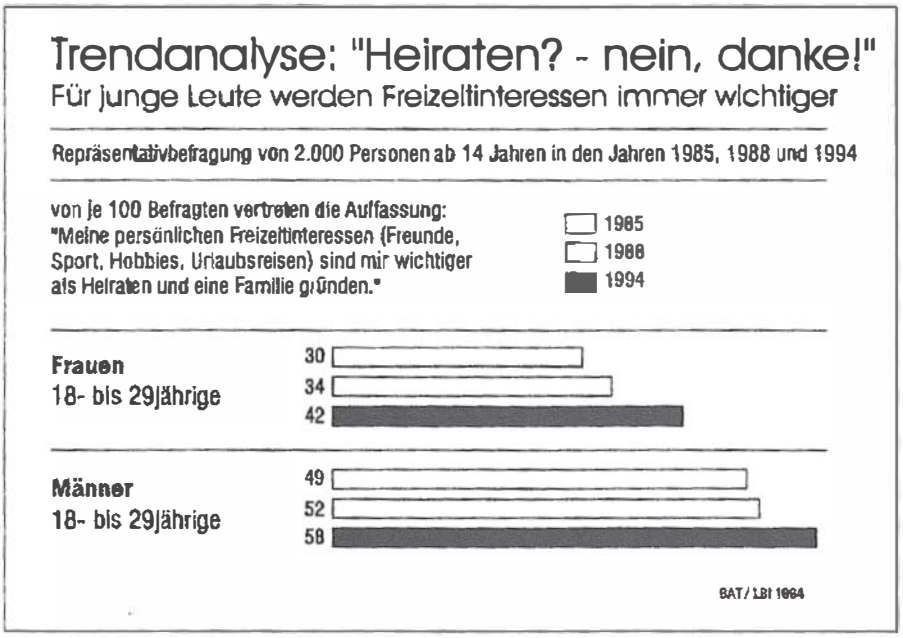
Die Menschen im Spannungsfeld zwischen Familie, Staat und Wirtschaft.
Freizeit-Aufgaben im öffentlichen Interesse: formell, privat, non-profit

LBI 1994

Die allgemeinen Tendenzen in der Gesellschaft sind klar erkennbar:

die Bereitschaft *steigt*, Freizeit uneingeschränkt zu *genießen*,
die Bereitschaft *sinkt*, soziale Verantwortungen zu übernehmen.

Besonders für junge Leute werden Freizeitinteressen immer wichtiger. Dies zeigt sich besonders im Vergleich der letzten zehn Jahre deutlich.




Besonders junge Menschen sind auch gerne bereit mehr zu arbeiten um sich in der Freizeit mehr leisten zu können. In der Altersgruppe der 16–29jährigen sind das heute etwa 1/3 mehr Personen als vor zehn Jahren.

Eine Entwicklung wie sie nicht nur in der traditionellen Freizeitforschung dargestellt bzw. prognostiziert wurde, sondern auch in der Sozialforschung nachgewiesen wird. Die Entwicklung ist sowohl in Beck, U. „Risikogesellschaft" (1986), wie auch bei Schulze, G. „Erlebnisgesellschaft" (1992) klar nachvollziehbar.

Aus der Sicht der Freizeitsportpädagogik ist es eigentlich schade, daß der Kontakt bzw. die Vernetzung mit diesen Denkansätzen bestenfalls am Rande stattfindet.

Welchen Platz nimmt nun der Sport in dieser Risiko-, Freizeit- oder Erlebnisgesellschaft ein? Eigentlich seit langem unverändert: (eher) positiv, aber im allgemeinen überschätzt.

In der Rangfolge der zehn wichtigsten (Freizeit-)Aktivitäten gelang ihm z.B. in Deutschland nur 1986 (aus einer Langzeitanalyse von 1957 bis 1995) ganz knapp der Sprung unter die top-ten.

**FREIZEITBESCHÄFTIGUNGEN IM ZEITVERGLEICH**

**Rangfolge der zehn wichtigsten Aktivitäten in Westdeutschland**

| 1957 | | 1963 | | 1975 | | 1986 | | 1995 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | Zeitung, Illustrierte lesen | 1. | Theater,Konzerte, Veranstaltungen besuchen | 1. | Zeitschriften, Zeitungen lesen | 1. | Fernsehen | 1. | Fernsehen |
| 2. | Gartenarbeit | 2. | sich ausruhen, etwas ausschlafen | 2. | Radio hören | 2. | Zeitung, Illustrierte lesen | 2. | Zeitung, Illustrierte lesen |
| 3. | Ein aufen gehen | 3. | Besuche machen | 3. | Fernsehen | 3. | Radio hören | 3. | Radio hören |
| 4. | Reparaturen, kleinere Arbeiten i.Haus | 4. | Fernsehen | 4. | sich ausruhen, ohne etwas zu tun | 4. | telefonieren | 4. | telefonieren |
| 5. | mit Kindern spielen | 5. | sich mit der Familie beschäftigen | 5. | sich mit Nachbarn unterhalten | 5. | mit Freunden zusammensein | 5. | ausschlafen |
| 6. | aus dem Fenster sehen | 6. | einen Einkaufsbummel machen | 6. | Hausputz, Saubermachen | 6. | ausschlafen | 6. | Gartenarbeit |
| 7. | gründlich ausschlafen | 7. | mit Nachbarn unterhalten | 7. | Mittagsschlaf | 7. | Schallplatten, Cassetten hören | 7. | CD, MC,LP hören |
| 8. | Bücher lesen | 8. | sich am Vereinsleben beteiligen | 8. | mit Kindern spielen | 8. | Gartenarbeit | 8. | Faulenzen, Nichtstun |
| 9. | ins Kino gehen | 9. | am kirchlichen Gemeindeleben teilnehmen | 9. | Bücher lesen | 9. | Faulenzen, Nichtstun | 9. | mit Freunden etwas unternehmen |
| 10 | Verwandte, Bekannte besuchen | 10 | seine Allgemeinbildung verbessern | 10 | gründlich durchschlafen | 10 | Sport treiben | 10 | Bücher lesen |
| ALLENSBACH INSTITUT | | DIVO INSTITUT | | EMNID INSTITUT | | BAT-FREIZEIT-FORSCHUNGS-INSTITUT | | BAT-FREIZEIT-FORSCHUNGS-INSTITUT | |

BAT / LBI, 1995

Wie also ist dieses qualitativ offensichtlich überproportionale Image entstanden? Vor allem auch weil ich die „Moral" in meiner Themenstellung integriert habe:

Worauf beruht die allgemein ja wenig widersprochene These vom Sport, der ja der Volksgesundheit und damit einem wohl auch moralisch absolut hohem Ziel dient? Pointiert ausgedrückt auf zwei taktischen Halbwahrheiten:

der *qualitativen* und der *quantitativen.*

Zunächst zur qualitativen Seite, und ich beziehe mich da auf Sportwissenschaftler in Deutschland und Österreich wie etwa Hollmann, Prokop, Bachl oder Sobotka, wenn ich festhalte:

Der Sport ist so pädagogisch wie die Mathematik
und so gesund wie die Ernährung.

Er kann viel an pädagogischen Werten vermitteln und zu einer gesunden Lebensführung beitragen, er muß es aber nicht. Nicht selten, und die Fälle werden durchaus häufiger, fügen sich die Menschen durch das Sporttreiben kurzfristig oder längerfristig Schäden zu.

Es beginnt eigentlich schon mit dem „mens sana, in corpore sano". Auf das „orandum est, ut sit" ist nicht selten vergessen worden, wodurch ein Kausalzusammenhang hergestellt wurde, wo nur eine komplementäre Funktion im Sinne eines anzustrebenden Nebeneinanders angebracht scheint.

Zur quantitativen Seite:

Der festgestellte Teilnehmerkreis und Langzeitprognosen über das Jahr 2000 hinaus weisen einen etwa 20 %igen regelmäßigen Teilnehmerkreis bei der Sportausübung in der Bevölkerung nach. Von 1987 bis 1994 war sogar ein Trend zum Ausstieg aus dem Sport festzustellen. Und zwar auf allen Intensitätsstufen des Sporttreibens.

| | |
|---|---|
| Bei den Gelegenheitssportlern | von 22 → 20% |
| bei den Aktivsportlern | von 21 → 17% |
| bei den Leistungssportlern | von 2 → 1% |

Insgesamt bedeutet dies also einen Rückgang von ca. 10% vom Anteil der Sporttreibenden.

Die Zahl der am Sport gar nicht Interessierten, auch nicht als Zuschauer, stieg im gleichen Zeitraum anteilsmäßig von etwa einem Viertel auf ein gutes Drittel der Gesamtbevölkerung. Nach einer Untersuchung des B. A. T.-Institutes bzw. von Horst Opaschowski 1994 erfolgte der Ausstieg auf breiter Ebene. Er betrifft alle Altersstufen, Frauen wie Männer, und alle Berufsgruppen sind davon erfaßt.

## "NO SPORTS": AUSSTIEG AUF BREITER EBENE

### Massenflucht vor allem bei der Arbeiterschaft

Von je 100 Befragten interessieren sich für den Sport **"überhaupt nicht"** und **"treiben auch keinen Sport":**

| Geschlecht | 1987 | 1994 | Veränderung in Prozentpunkten |
|---|---|---|---|
| Frauen | 33 | 46 | +13 |
| Männer | 12 | 22 | +10 |
| **Alter** | | | |
| 14 - 34 Jahre | 15 | 24 | +9 |
| 35 - 54 Jahre | 17 | 34 | +17 |
| 55 Jahre und mehr | 39 | 45 | +6 |
| **Beruf** | | | |
| Arbeiter | 13 | 31 | +18 |
| Angestellte/Beamte | 18 | 31 | +13 |
| Leitende Angestellte | 10 | 23 | +13 |
| Selbständige | 15 | 28 | +13 |

Repräsentativbefragungen von 2.000 Personen ab 14 Jahren in Westdeutschland 1987 und 1994

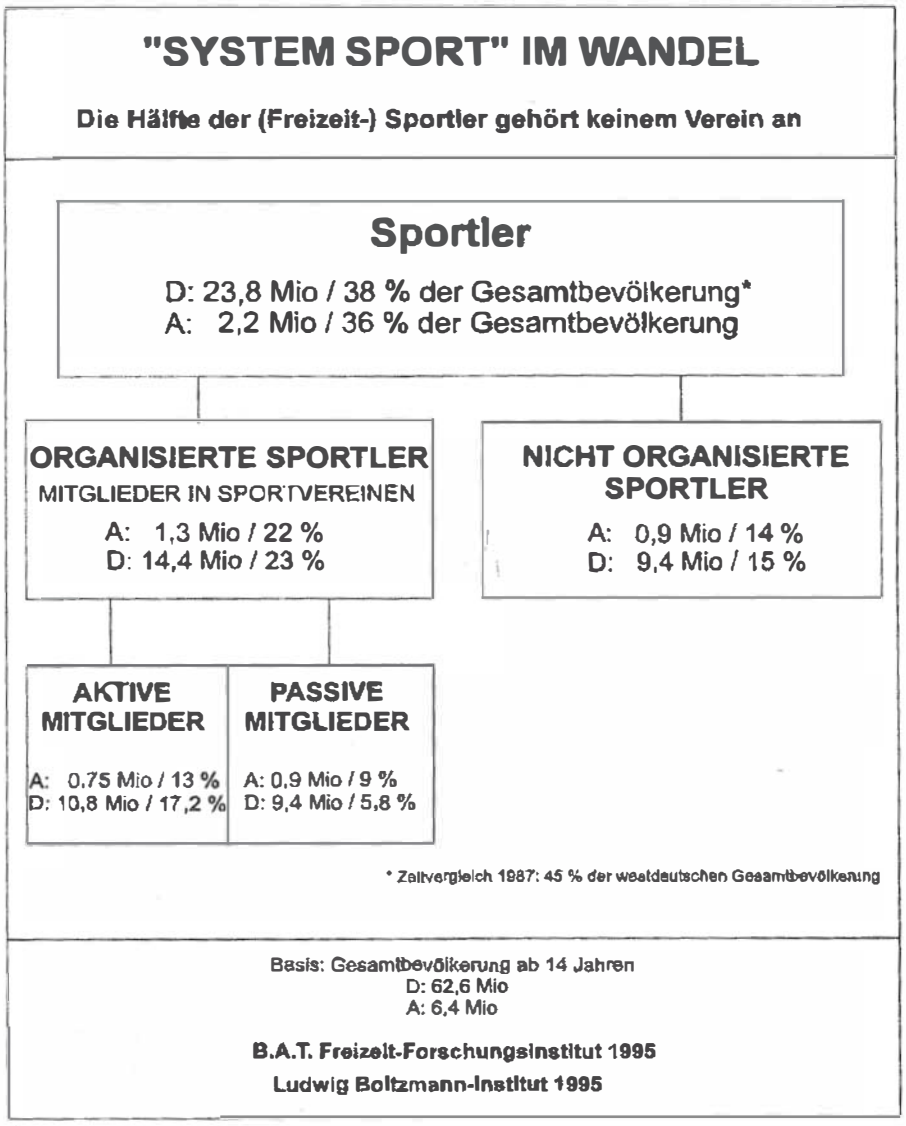
**B.A.T Freizeit-Forschungsinstitut 1994**

Betroffen von dieser Entwicklung sind hauptsächlich die Vereine: in Deutschland ist von 1990 bis 1993 ein Anteilsverlust von etwa 10 % festzustellen.

Aber gerade die Vereine bzw. deren Verbände übertreiben bei der quantitativen Selbstdarstellung, zumindest in Österreich besonders, manchmal schamlos, indem sie aus etwa 1,3 Mio Mitgliedern 3 Mio politisch verwertbare „Kartei-members" machen.

Ursachen dafür sind meist einfach nicht aktualisierte Mitgliederbestände und das zusammenaddieren von Mehrfachmitgliedschaften (Verein, Verband, befreundete Organisation, etc.)

Eine Vergleichsstudie der beiden kooperierenden Freizeitforschungsinstitute in Deutschland und Österreich macht klar: Die Mehrzahl der aktiven Freizeitsportler wird vom organisierten Sport gar nicht mehr vertreten.



Und ein Schluß liegt nahe: Der moralisierende Sport verliert zunehmend sein Klientel, der Markt hat das Potential aber noch nicht ganz erreicht.

Damit ist ein Zusammenhang klar skizziert, der für die angewandte Freizeitwissenschaft in Österreich – neben den Tourismusaspekten – eine besondere Herausforderung darstellt: Der Sport bleibt zwar vorerst einer der konkretesten Einstiegsmöglichkeiten in die Freizeitthematik. Solange aber Verbands- und Vereinssport nicht nur als offizieller sondern auch als alleiniger Vertreter der Sportpolitik gilt, ist nicht nur eine freizeittaugliche Sportpolitik, sondern eine koordinierende Freizeitpolitik insgesamt kaum möglich.

Es würde sich jetzt zwar anbieten, sich weiter in Grundsatzfragen und strategische Verfahrensfragen aus Sicht der Freizeitpädagogik zu vertiefen: Ausbildungsfragen auf allen Ebenen hängen ausschließlich von jenen (bildungs-)politischen Rahmenbedingungen ab, die sich ihrerseits an den *politischen Lobbies* eines Landes orientieren.

Sie legen jene Werteskala fest, an der sich die offizielle Politik letztlich ausrichtet.

Es sind die Tourismus- und Sportlobbies, die eine längst überfällige vernetzte, alle Schichten erreichende Freizeitpolitik verhindern. Jedenfalls ist die Frage der moralischen Berechtigung rasch austauschbar: Einmal sind es die staatstragenden wirtschaftlichen Interessen (Tourismus), das andere Mal die unverzichtbar tätigen, ehrenamtlichen Funktionärskader.

Um wieder direkt auf den Sport einzugehen: Wie haben die Teilnehmer auf die Entwicklung reagiert? Aus der Tourismusanalyse 95/96 (Opaschowski/Zellmann) wird klar und gilt auch im Sport:

Wohlstand und Wertewandel bewirken eine Verschiebung in den Konsumprioritäten; Konsumerlebnisse werden bedeutsamer als Konsumgüter.

Die Konsumenten kaufen zunehmend Erlebnisse und Gefühle – und nicht Produkte und Waren.

Mit der Gewöhnung an den materiellen Wohlstand wächst der Erlebnishunger. Das Erlebnis triumphiert über die Bedarfsdeckung!

Dabei ist es „nicht nur den *Sportkonsumenten*" egal, ob Markt, Staat und welche Art Moral.

Aber auch der Sport ist von der Entwicklung zum Erlebniskonsum erfaßt: Darin spiegelt sich eine neue Konsummoral wider, die das unbefangene Erleben und Genießen des Lebens wieder zuläßt: Die Erlebnisansprüche müssen gar nicht mehr moralisch gerechtfertigt werden. „Erlebniskonsumenten halten sich für moralisch, auch wenn sie Geld ausgeben und Konsumerlebnisse genießen". (Opaschowski, 1996).

In diesem neuen Zeitalter entsteht durch das reichhaltige Angebot der Bereiche Tourismus, Medien, Kultur, Konsum und Unterhaltung eine vielfältige Konkurrenz zu Sportveranstaltungen und aktiver Sportausübung. Deshalb zeigen sich in Deutschland und Österreich seit 1994 rückläufige Tendenzen im Sportbereich.

| Häufigkeit Sportausübung in % Österreich | regelmäßig | | | gelegentlich | | | nie | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1991 | 1994 | Diff. | 1991 | 1994 | Diff. | 1991 | 1994 | Diff. |
| Skifahren | 16 | 13 | - 3 | 33 | 33 | 0 | 44 | 51 | 7 |
| Langlaufen | 3 | 2 | - 1 | 27 | 20 | - 7 | 61 | 73 | 12 |
| Eislaufen/Eishockey | 3 | 2 | - 1 | 27 | 19 | - 8 | 60 | 75 | 15 |
| Wandern | 12 | 13 | 1 | 62 | 63 | 1 | 20 | 22 | 2 |
| Bergsteigen/Klettern | 3 | 3 | 0 | 13 | 13 | 0 | 73 | 81 | 8 |
| Schwimmen | 16 | 14 | - 2 | 62 | 64 | - 2 | 17 | 19 | 2 |
| Tennis | 7 | 6 | - 1 | 13 | 12 | - 1 | 70 | 78 | 8 |
| Squash | 2 | 1 | - 1 | 5 | 6 | 1 | 82 | 89 | 7 |
| Fußball | 3 | 4 | 1 | 14 | 11 | - 3 | 72 | 81 | 9 |

Während bis 1992 eine Trendanalyse (Bässler, 1992) kontinuierlicher Befragungen in Österreich einen regelrechten Sportboom auswies – sowohl was die Zahl der Sporttreibenden als auch die Häufigkeit der Sportausübung betraf – so sank auch bei uns in den letzten Jahren tendenziell die Sportfreudigkeit: bezeichneten sich 1993 noch 57% als Nichtsportler (Personen, die nur selten oder nie Sport betreiben), so waren es 1994 bereits 62% (Fessel + GfK, 1993, 1994).

## Typologie der Freizeitsportler

Der Anteil der Sportler (Personen, die zumindest *gelegentlich Sport* betreiben) ist in der österreichischen Bevölkerung genau eineinhalb mal so hoch wie in Deutschland (57% der Österreicher und 38% der Deutschen).

Dabei ist zu beachten, daß „gelegentlich" einen großen Unsicherheitsfaktor für die Zuordnung darstellt.

Diese hohe Differenz resultiert jedenfalls vorwiegend daraus, daß etwa jeder dritte Österreicher (35%) zumindest ab und zu Sport ausübt, während sich nur etwa jeder fünfte Deutsche (21%) zu gelegentlicher sportlicher Betätigung aufraffen kann.

Auch im Bereich des *Leistungssports* liegen die österreichischen Werte etwas über den deutschen Zahlen: Während nur 1% der Deutschen im Sport mehr als eine aktive Freizeitbeschäftigung sieht, bezeichnen sich in Österreich 3% (das entspricht etwa 200000 ÖsterreicherInnen) als Leistungssportler. Wie auch bei unseren Nachbarn fallen überdurchschnittlich viele Jugendliche bzw. Personen, die sich noch in der Schulausbildung befinden, in die Gruppe der Leistungssportler.

*Aktivsportler* – also Personen, die regelmäßig zumindest einmal pro Woche sporteln – sind in beiden Ländern etwa gleich stark vertreten (Österreich 19%, Deutschland 16%).

Das Verhältnis zwischen Männern und Frauen ist in Österreich etwa gleich stark. In Deutschland sind die Männer deutlich sportaktiver als die Frauen.

Während die deutsche Freizeitforschung konstatiert: „Sportaktivität ist weitgehend ein Privileg der Jugend geblieben – ab 30 verabschieden sich die meisten Bundesbürger vom aktiven Sport" (Opaschowski, 1995), so zeigt sich für Österreich nicht nur generell eine größere, sondern auch eine bis ins höhere Alter anhaltende Sportfreudigkeit: Der *deutliche Einbruch, der bei den Deutschen bei den 30jährigen* erfolgt, *passiert in Österreich etwa 20 Jahre später.*

Auch wenn bei den Österreichern ab dem Lebensalter von 50 Jahren deutlich weniger Personen Sport ausüben, ist der Prozentsatz der sportaktiven Pensionisten (über 65jährige) mit 27 % doppelt so hoch wie bei unseren Nachbarn.

| ZUMINDEST GELEGENTLICHE SPORTAUSÜBUNG | ÖSTERREICH % | DEUTSCHLAND % |
|---|---|---|
| **TOTAL** | **57** | **38** |
| 14 - 19 Jahre | 85 | 71 |
| 20 - 29 Jahre | 70 | 56 |
| 30 - 39 Jahre | 70 | 45 |
| 40 - 49 Jahre | 63 | 36 |
| 50 - 64 Jahre | 43 | 30 |
| 65 Jahre und älter | 27 | 13 |

BAT / LBI, 1995

## Die Motivationslage

Moral auf Seiten der Anbieter mag eine ethische Dimension sein, wenn sie überhaupt jemals ernsthaft im ausschließlichen Interesse der betroffenen Individuen definiert wurde.

Bedürfnislage und Motivation aus Teilnehmersicht unterliegen jedenfalls eindeutig anderen Kriterien. Und entlassen damit vielleicht viel zu früh private wie offizielle oder öffentliche Anbieter aus der theoretischen bzw. der moralischen Verantwortung.

Tatsache ist: Dem Sport, der Sportanimation, mangelt es an Motivation, Anleitung und Beratung.

Dies gilt für Schule, Fachgeschäft (also auch für den Markt!) und überraschend auch für die Sportmedizin.

MANGEL AN MOTIVATION, ANLEITUNG UND BERATUNG
Zusammenhang von Sportintensität und Problembewußtsein

Frage: "Hier habe ich einige Aussagen zum Sport. Sagen Sie mir bitte zu jeder Aussage, ob Sie Ihrer Meinung nach zutrifft oder nicht zutrifft"

Alle Befragten (N = 2.000) — In Prozent

| "Trifft zu" | Nicht-sportler | Gelegenheits-sportler | Aktiv-sportler | Leistungs-sportler |
|---|---|---|---|---|
| Die Schule motiviert nicht ausreichend zum Sporttreiben | 45 | 61 | 63 | 72 |
| In der Schule lernt man zu wenig Sportarten kennen | 52 | 68 | 68 | 74 |
| Die Beratung im Fachgeschäft beim Kauf von Sportausrüstung ist nicht immer fachkundig genug | 51 | 61 | 64 | 84 |
| Die sportmedizinische Betreuung der Freizeitsportler ist nicht immer ausreichend | 54 | 70 | 68 | 78 |
| Die fachliche Anleitung beim Training der Freizeitsportler ist nicht immer ausreichend | 51 | 65 | 66 | 63 |

Die meisten Freizeitsportler fühlen sich alleingelassen. Sie wünschen sich mehr Anleitung, Beratung und Betreuung.

Wenn man die deutschen und die österreichischen Studien zusammenfaßt, wirken sich folgende demographische Einflußfaktoren positiv auf das Ausmaß der Sportausübung aus: Personen mit *geringerem* Alter, mit einem *höheren Bildungsniveau* bzw. einer *höheren Schichtzugehörigkeit* und mit einem *größeren Einkommen* setzen mehr sportliche Aktivitäten, als Personen mit anderen Merkmalen. *Ledige* sind sportlicher als Verheiratete.

Entscheidende Kriterien für die Anbieter, ob Markt oder Moral die Inhalte prägen, werden wohl immer deutlicher bei den Betroffenen selbst bzw. durch deren Akzeptanz begründet sein.

## Gründe für die sportliche Betätigung

Die nachfolgenden Ausführungen beziehen sich jeweils auf Personen, die zumindest gelegentlich Sport betreiben.

* **Spaß**

Für Österreicher (und für Deutsche sogar geringfügig mehr) stellt der Vergnügungswert („macht Spaß") die wichtigste Motivation für die Sportausübung dar. In Übereinstimmung mit den Ereignissen in unserem Nachbarland sind es besonders die Jüngeren, denen sportliche Bewegung viel Spaß macht (*15–24jährige: 77%*). Frauen bereitet die sportliche Betätigung in Österreich zwar nicht soviel Vergnügen wie den Männern (71% zu 65%), die Differenz zwischen den beiden Geschlechtern ist aber weniger stark als in *Deutschland ausgeprägt* (77% zu 64%).

* **Gesundheit**

Der Gesundheitsaspekt ist ebenfalls für rund zwei Drittel der Österreicher (64%) von besonderer Relevanz. Besonders in den älteren Jahrgängen betreibt man Sport hauptsächlich um der Gesundheit willen (über 60jährige: 83%), während „nur" 58% der 15–24jährigen die gesundheitsfördernde Wirkung von Sport als Motivation angeben. Für die Jungen sind das Vergnügen und der Spaß die wichtigsten Gründe, Sport zu betreiben, *für die ältere Generation eben der Gesundheitsaspekt*. Die österreichischen Trends stehen im Einklang mit den deutschen Ergebnissen, wenngleich das Gesundheitsbewußtsein der Österreicher generell höher ausgeprägt ist.

* **Fitneß**

Der Wunsch, seinen Körper in Schuß zu halten und gelenkig zu bleiben, motiviert annähernd die Hälfte (46%) der Österreicher und Deutschen, Sport auszuüben. Das Bedürfnis nach körperlicher Fitneß zeigt sich unabhängig vom Geschlecht. Das Bildungsniveau spielt in Österreich nicht so eine entscheidende Rolle wie in Deutschland, wo die Motivation „Fitneß" deutlich mit höherem Bildungsabschluß steigt. Ihre Bedeutung als Sportmotivation zeigt sich bei den Gruppen der 15–49jährigen etwa gleich verteilt und liegt in Österreich über jenen Werten von Deutschland. Ein deutlicher Anstieg der Wichtigkeit von körperlichem Fitsein ist bei den über 50jährigen zu verzeichnen. Dieses Ergebnis entspricht dem starken Gesundheitsbewußtsein der älteren Bevölkerungsgruppe.

## MOTIVE DES SPORTTREIBENS
### Wohlbefinden wichtiger als Leibesübungen

Beweggründe für das Sporttreiben in %

### Primärmotive

| Positive Motivation | Ö | D |
|---|---|---|
| * Spaß | 68 | 71 |
| * Gesundheit | 64 | 60 |
| * Fitneß | 46 | 48 |

| Negative Motivation | Ö | D |
|---|---|---|
| * Bewegungsmangel-Ausgleich | 37 | 37 |
| * Ausgleich z. Arbeit | 36 | 30 |
| * Streß-Abbau | 24 | 30 |

### Sekundärmotive

| Psychische Motivation | Ö | D |
|---|---|---|
| * sich wohlfühlen | 25 | 21 |
| * eigene Trägheit überwinden | 18 | 19 |
| * sich entspannen | 17 | 14 |
| * Stärkung d. Selbstbewußtseins | - | 6 |

| Physische Motivation | Ö | D |
|---|---|---|
| * Kondition stärken | 21 | 22 |
| * gut f. d. Figur | 18 | 19 |
| * körperl. Herausforderung | 15 | 13 |
| * erhält jung | 10 | - |
| * Körpererf. | 6 | 6 |

| Soziale Motivation | Ö | D |
|---|---|---|
| * mit and. Menschen zus. sein | - | 23 |
| * Gruppenerl. haben | - | 10 |
| * nette Leute kennenlernen | - | 7 |
| * Freunde gewinnen | - | 4 |
| * exklusiv | 1 | - |

| | Ö | D |
|---|---|---|
| * Zeitvertreib | 13 | 10 |
| * Erfolgserlebnis / etwas leisten | 10 | 8 |
| * Grenzerlebnis / Leistungsgrenze erfahren | 5 | 6 |

Fessel + GfK / LBI, 1995

## Die Negativmotivationen

* **Bewegungsmangel – Ausgleich**

Einen Bewegungsmangel durch Sport auszugleichen, ist in Österreich wie in Deutschland für 37% der Bevölkerung eines der Motive für körperliche Ertüchtigung. Das größte Ausgleichsbedürfnis zeigen die Daten beider Länder für die Berufsgruppe der Angestellten und Beamten, das geringste in der Arbeiterschaft.

* **Ausgleich zur Arbeit**

36% der Österreicher betreiben Sport, um ein Gegengewicht zur beruflichen Tätigkeit herzustellen (30% der Deutschen geben diesen Grund an). Dabei gibt es einen kaum nennenswerten Unterschied zwischen berufstätigen Männern und berufstätigen Frauen, wohl aber innerhalb der Berufsgruppen: Angestellte/Beamte (48%) – insbesondere in leitender Position (53%) – sehen ihre sportlichen Aktivitäten am häufigsten im Zusammenhang mit dem Bedürfnis Ausgleich zur Arbeit zu schaffen. Im Vergleich dazu liegen die Arbeiter, deren Beruf meist mehr körperlichen Einsatz verlangt, mit 35% erwartungsgemäß deutlich darunter.

Auffällig ist auch, daß speziell Personen mittleren Alters (30–50jährige) überdurchschnittlich häufig den Sport als Gegenpol zur Arbeit erleben, und mit diesem „Kompensations"-Motiv zwischen den vergnügungs- und leistungsorientierten Jungsportlern und den gesundheitsbewußten Älteren stehen.

* **Streßabbau**

Fast ein Viertel der Österreicher (24%) betreibt Sport (auch) aus diesem Grund. Diese Motivation gegen vermehrt Großstädter an (31%), wohingegen nur 20% der Personen an Land, Sport betreiben, um Streß abzubauen.

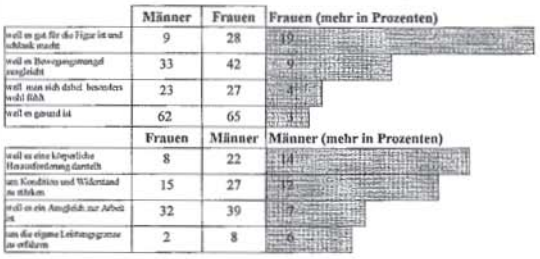
Auf die Sekundärmotivationen soll im Rahmen dieses Berichtes nicht eingegangen werden. Eine Analyse sollte einer rein sportwissenschaftlichen Betrachtung vorbehalten bleiben.

## Unterschiede der Sportmotive bei Männern und Frauen

Männer: leistungsbetont – Frauen: figurbetont, gesundheitsbewußt

Männer: leistungsbetont - Frauen: figurbetont, gesundheitsbewußt

Sportmotive bei Frauen und Männern




Die klassischen Rollenbilder bestätigen sich also.

## Unterschiedliche Sportmotive bei den Sporttypen

Für die österreichischen Leistungssportler ist die sportliche Herausforderung und die eigene Leistung das stärkste Motiv, Sport zu betreiben (Tab. s. u.). Auch wenn dieses Ergebnis im krassen Widerspruch zu dem in Deutschland steht, erscheint es fast plausibler: so geben *deutsche Leistungssportler Spaß, Wohlfühlen und Entspannung* als ihre Hauptmotivation an, Gründe, die auch von den Gelegenheitssportlern und Aktivsportlern betont werden.

**Tabelle: Sport-Typen und ihre Sportmotive**

**Sport-Typen und ihre Sportmotive**

| | Gelegenheitssportler n = 698 | Aktivsportler n = 380 | Leistungssportler n = 56 |
|---|---|---|---|
| weil es Spaß macht | 70 | 67 | 57 |
| weil es gut für die Figur ist | 20 | 17 | 4 |
| um Bequemlichkeit zu überwinden | 20 | 16 | 10 |
| als Zeitvertreib | 16 | 8 | 2 |
| weil es gesund ist | 63 | 67 | 46 |
| weil es ein Ausgleich zur Arbeit ist | 34 | 40 | 29 |
| weil es Streß abbaut | 21 | 30 | 17 |
| weil man sich dabei besonders wohl fühlt | 22 | 29 | 24 |
| um körperlich fit und gelenkig zu bleiben | 43 | 50 | 57 |
| weil es eine Herausforderung ist *1 | 14 | 14 | 41 |
| um Kondition und Widerstand zu stärken | 19 | 23 | 37 |
| um die eigene Leistungsgrenze zu erfahren *1 | 4 | 3 | 11 |
| weil es Körpererfahrung ermöglicht | 4 | 8 | 24 |
| um das Gefühl zu haben, etwas geleistet zu haben *1 | 9 | 10 | 21 |

*Anmerkung*: Mehrfachnennungen, Angaben in Prozent

***1 Es sind vor allem die Leistungssportler und die Extremsportler im Freizeitbereich, die aus umweltpolitischer Sicht eine Gefahr werden können. Dies gilt insbesondere auch für ihre Vorbildwirkung bzw. die Signalwirkung in der Gesellschaft.**

*Aktivsportler*, also jene Personen, die regelmäßig mindestens einmal wöchentlich sporteln, tun dies in *Österreich vor allem der Entspannung* (Ausgleich zur Arbeit, Streßabbau, Wohlfühlen) und der *Gesundheit* wegen – in Deutschland geht es ihnen vorwiegend um *Kondition und körperliches Fitsein*.

Das *schlechte Gewissen veranlaßt Gelegenheitssportler* am ehesten dazu, sich ab und zu sportlich zu betätigen: aus diesem Schuldgefühl heraus treiben die Deutschen zwecks Ausgleich zur Arbeit und Kompensation von Bewegungsmangel Sport, die Österreicher wollen eher etwas für ihre Figur tun und die eigene Bequemlichkeit überwinden. *Sport als Zeitvertreib ist bei den Gelegenheitssportlern das vorherrschende Motiv*, aber die sportliche Betätigung auch Spaß machen muß.

| | | Österreich in Prozent | Deutschland in Prozent |
|---|---|---|---|
| Gelegenheitssportler | | | |
| | Radfahren | 49 | 38 |
| | Schwimmen | 46 | 34 |
| | Skifahren | 46 | |
| | Wandern | 20 | |
| | Eislaufen | 13 | |
| | Joggen | 13 | 17 |
| | Tenuis | 13 | |
| | Gymnastik/Aerobic | | 17 |
| | Fußball | | 12 |
| Aktivsportler | | | |
| | Radfahren | 42 | 21 |
| | Skifahren | 42 | |
| | Schwimmen | 37 | 25 |
| | Gymnastik/Aerobic | 24 | 21 |
| | Tennis | 22 | 19 |
| | Fußball | | 19 |
| Leistungssportler | | | |
| | Skifahren | 49 | |
| | Tennis | 38 | 14 |
| | Radfahren | 32 | |
| | Fußball | 30 | 24 |
| | Joggen | 21 | 21 |
| | Leichtathletik | | 36 |
| | Schwimmen | | 17 |

Anmerkung: es sind jeweils (für Deutschland und Österreich) die fünf wichtigsten Sportarten angegeben

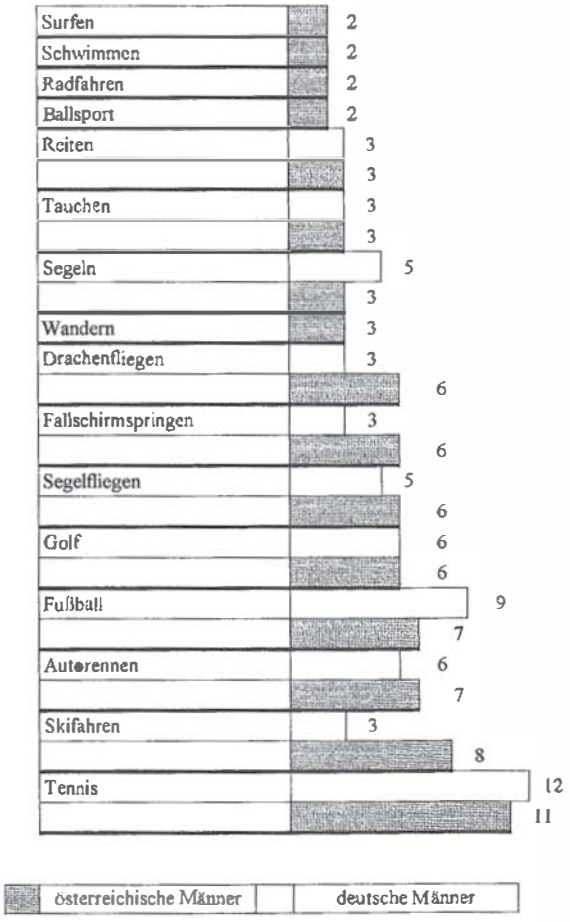
Sind im Gruppenvergleich überraschend wenig wirkliche Unterschiede festzustellen, so bestätigt sich dies insgesamt auch im Vergleich zwischen deutschen und österreichischen Sportlern. Mit einer – naheliegenden – Ausnahme: dem *Skifahren*, das bei den deutschen Leistungssportlern durch die Leichtathletik ersetzt wird.

Bei den Aktivsportlern und Gelegenheitssportlern durch Fußball.

Das wirtschaftliche Potential des Freizeitsports für Markt und Staat kann wohl vor allem auch aus den Traumsportarten abgeleitet werden.

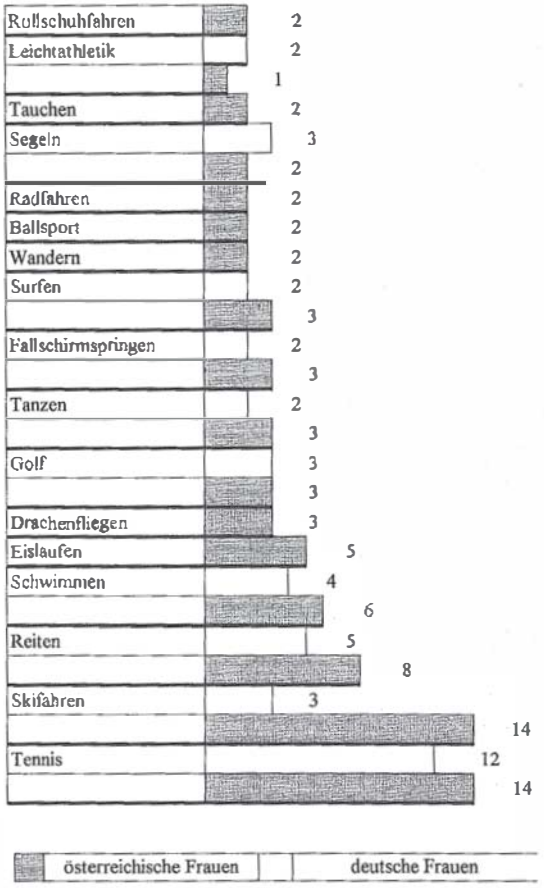
Unter „Traumsportarten" werden jene sportlichen Aktivitäten verstanden, die man gerne ausübte, wenn Geld und Zeit keine Rolle spielten!

**Traumsportarten der Männer, Vergleich Österreich, Deutschland**




BAT / LBI, 1995

**Traumsportarten der Frauen, Vergleich Österreich, Deutschland**




BAT / LBI 1995

Was auffällt ist die weitgehende „emotionale" Übereinstimmung zwischen Deutschen und ÖsterreicherInnen, wenn man wieder einmal im deutsch/österreichischen Vergleich vom Schifahren absieht. Dies gilt besonders für den Vergleich der beiden Länder bei den Frauen.

Jedenfalls sollten diese Wunschkataloge von den Vereinen beim Erstellen ihrer Angebotsstruktur in Zukunft beachtet werden. *Tennis und Golf* sind jedenfalls, unabhängig von den Geschlechtern, *die Trendsportarten in Österreich und Deutschland.* Überraschend ist dabei zweifelsohne das Anhalten des Tennisbooms.

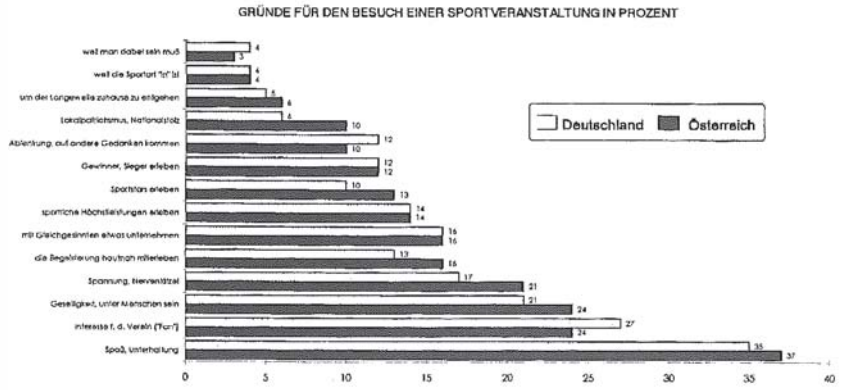
Was in dieser Hinsicht bei den Frauen Schwimmen und Reiten, ist bei den Männern Fußball und Autorennsport.

## Gründe für den Besuch einer Sportveranstaltung

In diesem Kapitel möchte ich noch kurz auf den Zuschauersport, nicht im Fernsehen, aber beim Sportplatzbesuch, eingehen.

Deutsche und Österreicher erwarten sich von einem Besuch von Sportveranstaltungen nichts wesentlich anderes. Die Häufigkeit für die angegebenen Gründe sind in der deutschen Untersuchung in den meisten Fällen mit jenen der Österreicher ident, oder sie liegen knapp darüber oder darunter.

Insoferne läßt sich folgende Motivhierarchie feststellen:




B.A.T. / LBI 1995

Die oberste Devise ist offensichtlich Spaß und Unterhaltung (37% in Österreich bzw. 35% in Deutschland). Erwartungsgemäß ist bei den für ihre Gemütlichkeit bekannten Österreichern der Aspekt der Geselligkeit mit 24% etwas höher als für die Deutschen (21%), dafür bezeichnen sich die Deutschen als treuere Fans (27% im Vergleich zu 24% in Österreich). Auch das Gefühl des Nervenkitzels (21%) und das Erleben der Begeisterung (16%) bieten für die Österreicher geringfügig mehr Anreiz als für die Deutschen, während die Motivation zum Sporterlebnis mit Gleichgesinnten in beiden Ländern gleich ausgeprägt ist (jeweils 16%).

Die Leistungskomponente im Sport (sportliche Höchstleistungen erleben, Gewinner/Sieger hautnah erleben) veranlaßt 12% der Deutschen und 14% der Österreicher dazu, eine Sportveranstaltung zu besuchen. Zu Prominentenkult (Sportstars erleben: 13%) und Lokalpatriotismus (10%) neigen österreichische „Passiv-Sportler" eher als deutsche Sportinteressierte (10% zu 6%).

Für rund jeden zehnten haben Sportveranstaltungen die Funktion der Ablenkung (in Deutschland mit 12 % geringfügig häufiger) und für rund jeden zwanzigsten die der Bekämpfung der Langeweile. Modetrends (weil die Sportart in ist) bzw. ein gesellschaftlicher Zwang (weil man dabei sein muß) sind als Motive für den Besuch einer Sportveranstaltung mit jeweils rund 4% sowohl in Österreich als auch in Deutschland relativ unwichtig.

Wie auch bei unserem Nachbarn ergeben sich in Österreich deutliche Unterschiede zwischen dem männlichen und weiblichen Zuschauerverhalten: mehr als die Hälfte der Frauen (55%), aber nur ein Drittel der Männer (34%) besuchen nie eine Sportveranstaltung. Während der Unterhaltungswert für beide Geschlechter an erster Stelle der Motivhierarchie steht, ist die Identifikation (Interesse für den Verein: 31%) für Männer wesentlich häufiger ein Motiv, auf den Sportplatz zu gehen, als für Frauen (18%), die dafür eher Wert auf Geselligkeit legen. Auch Spannung (29% gegenüber 14%) und das Erleben von sportlichen Höchstleistungen der Sportstars besitzt für Männer einen mindest doppelt so hohen Stellenwert (21% zu 8% in Österreich). DieserTrend stimmt mit den Daten der deutschen Stichprobe überein (18% zu 9%).

## Ist der Zuschauersport in der Krise?

Während in Deutschland im Vergleich zu 1987 ein durchwegs rückläufiges Interesse an Sportveranstaltungen generell und besonders bei den mittleren Altersgruppen verzeichnet wird, präsentieren sich die Ergebnisse für Österreich etwas differenzierter – bei gleichem Gesamttrend.

Sowohl 1989[1] (Fessel + GfK, 1989) als auch bei der Studie 1995 wurden die Untersuchungsteilnehmer befragt, wie häufig sie Sportveranstaltungen besuchen würden. Die Antwort „nie" ist für die einzelnen Altersgruppen dargestellt.

**Besuch von Sportveranstaltungen "NIE" im Vergleich 1989 und 1995**

| Besuch von Sportveranstaltungen "NIE" | 1989 Studie "Life Style" 1989 | 1995 Studie "Sportausübung in Österreich" 1995 |
|---|---|---|
| 14 - 19 Jahre | 21 % | 21 % |
| 20 - 29 Jahre | 31 % | 27 % |
| 30 - 39 Jahre | 27 % | 36 % |
| 40 - 49 Jahre | 40 % | 40 % |
| 50 - 64 Jahre | 41 % | 56 % |
| 65 Jahre und älter | 49 % | 72 % |
| **TOTAL** | **38 %** | **45 %** |

Fessel & GfK /I.BI, 1995

Im Vergleich zu den aktuellen deutschen Daten zeigt sich, daß in Österreich nicht so sehr die mittleren Altersstufen, sondern vielmehr die älteren, über 50jährigen seltener Sportveranstaltungen besuchen als noch 1989. Generell gilt auch in Österreich, daß das durchschnittliche Desinteresse an Sportveranstaltungen gestiegen ist (von 38% 1989 auf 45% 1995).

## Ein Ausblick als Resümee

Fitneßcenter, Sportevents und Vermarktung von Sportlern boomen. Snowboarding und Inlinescating sind in, man spricht über Bungee-Jumping! Der Freizeit Sportmarkt hat die Bedürfnisse seiner Kunden erfaßt und sich entsprechend ausgerichtet.

Die Frage der Moral steht dabei sicherlich nicht in Vordergrund. Unmoralisch wird das Angebot jedenfalls erst dann, wenn Bedürfnisse künstlich geschaffen werden und unerreichbare Ziele bzw. Erfolge vorgegaukelt werden.

Hier erinnere ich mich an Nahrstedts frühe Forderung, derzufolge Freizeitberufe so anzulegen sind, daß sie dazu beitragen, das emanzipatorische Potential von Freizeit zu heben und nicht zu zerstören (Nahrstedt, 1980, 1993).

Über den Vorwurf der künstlichen Bedarfsschaffung war der traditionelle bzw. organisierte Sport immer schon erhaben. Inwieweit er für erreichbare Ziele und Erfolge eintritt, mag immerhin nach subjektiver Betrachtungsweise und Beurteilung differieren.

*Professionalität* einerseits und *Selbstorganisation* andererseits, sind die bestimmenden Faktoren im freizeitkulturellen Bereich.

Der Sport hat sein Erscheinungsbild und Wirken fast ausschließlich auf Selbstorganisation gegründet.

Ganz kann ich mich der Feststellung Wolfgang Nahrstedts nicht anschließen, derzufolge in „Auseinandersetzung mit dem kommerziellen Fitneßzentren, Sportparks und Thermen die Sportorganisationen die Tendenz einer Professionalisierung der Vereine verstärken" (Nahrstedt, 1993). Diese Tendenz scheint mir, bundesweit betrachtet, immer noch eher die Ausnahme von der Regel zu sein.

Volle Übereinstimmung besteht jedoch sicher darin, „daß der traditionelle, freizeitpädagogische Ansatz mit einem neuen markt- und managementorientierten Ansatz konfrontiert, vielleicht sogar von ihm konkurrenziert wird."

Die Sportpädagogik insgesamt steht jedenfalls vor einer Entscheidung: insbesondere die Schulsportpädagogik wird sich der Frage stellen müssen:

Auf den Markt vorbereiten – oder eine Freizeitsportmoral neu definieren und dann umsetzen?

## Anmerkung

[1] Schriftliche Befragung bei N=4000 Österreichern über 14 Jahren)

## Literatur

Bachl, N.: Sport, Präventivmedizin und Freizeitwissenschaft – gesundheitliche Aspekte für das Freizeitverhalten der Bevölkerung; Wien; Ludwig Boltzmann-Institut für angewandte Sportpsychologie und Freizeitpädagogik; 1994.

Braham, P./Henry, I./Mommaas, H./Van der Poel, H. (Hrsg.): Leisure Policies in Europe; Wallingford (UK): Cab International, 1993, ISBN 085198819 9.

Fromme, J./Nahrstedt, W./Stehr, I.: Freizeit bilden – bildet Freizeit? Theoretische Grundlagen für eine freizeitorientierte Weiterbildung. Dokumentation der 8. Bielefelder Winterakademie, Bielefeld; IFKA, 1991.

Garber/Popp, R.: Die Entwicklung freizeitpädgogischer Infrastruktur – ein vernachlässigter Aufgabenbereich kommender Sozial- und Kulturplanung. In: Dobusch/Mayr (Hrsg.): Kommunalpolitische Perspektiven, Wien; ORAC, 1992.

Nahrstedt, W.: Zur Freizeit berufen, Bielefeld; IFKA, 1993. ISBN 3-9266499-29-X.

Nahrstedt, W.: Bildung und Freizeit. Konzepte freizeitorientierte Weiterbildung. Dokumentation, Bielefeld; IFKA, 1994.

Opaschowski, H. W.: Herausforderung Freizeit. Perspektiven für die 90er Jahre. Hamburg; 1990.

Opaschowski, H. W./Popp, R.: Freizeitpädagogigk. Ein innovatives Forschungs- und Praxissystem im Spannungsfeld zwischen Freizeit- und Erziehungswissenschaft; DGfE, 1993.

Opaschowski, H. W.: Auto und Freizeit. Hamburg, 1993.

Opaschowski, H. W.: Einführung in die Freizeitwissenschaft; Opladen; Leske-Budrich; 1994; ISBN 3-8100-1237-8.

Opaschowski, H. W. Schöne, neue Freizeitwelt? Wege zur Neuorientierung (eine Projektstudie zur Freizeitforsehung). Hamburg, B. A. T.-Freizeit-Forschungsinstitut; 1994.

Popp, R.: Hat die kommunale Sportpolitik/Sportplanung Spielplätze, mobile (Bewegungs-)Animation und Freizeitbäder vergessen? Salzburg; Skriptum Ludwig Boltzmann-Institut für angewandte Sportpsychologie und Freizeitpädagogik; 1991.

Popp, R./Zellmann, P.: Freizeit in Österreich. Bedingungen und Entwicklungen. Wien; Ludwig Boltzmann-Institut für angewandte Sportpsychologie und Freizeitpädagogik; 1994; ISBN 3-901176-05-5.

Smeral, E.: Tourismus2005, Wien, Ueberreuter, 1994.

Swoboda, H.: Megatrends in der Freizeit. Referat: Österreichischer Gemeindebund: Ausschuß für Tourismus und Freizeit; 1992.

Vester, F.: Ausfahrt Zukunft. Strategien für den Verkehr von morgen. München, 1990.

Zellmann, P.: die neue Freizeitkultur und ihre Auswirkungen auf Gesellschaft und Wirtschaft. Reaktionen nach einem Vortrag für die Arbeitsgemeinschaft Wirtschaft und Schule; Wien; Ludwig Boltzmann-Institut für angewandte Sportpsychologie und Freizeitpädagogik; 1994.

Zellmann, P.: Freizeit: Ein europäisches Netzwerk zwischen Politik, Wissenschaft und Ausbildung. Wien; Ludwig Boltzmann-Institut für angewandte Sportpsychologie und Freizeitpädagogik; 1996.

**Anschrift des Verfassers:** Prof. Mag. Peter Zellmann, c/o Ludwig Boltzmann-Institut für angewandte Sportpsychologie und Freizeitpädagogik, Schönbrunner Straße 222–228, A-1120 Wien.
(Mag. Zellmann ist Leiter des o. g. Boltzmann-Instituts und Professor für Sport und Freizeitpädagogik an der Pädagogischen Akademie des Bundes in Wien.)

Zellmann, P.: Freizeit(sport)pädagogik im Spannungsfeld zwischen Markt und Moral. In: SPEKTRUM FREIZEIT, 19. Jg., Heft 1–2/1997, S. 78ff.

FREIZEIT & MANAGEMENT

KARLHEINZ WÖHLER · LÜNEBURG)

# Freizeitbildung oder Freizeitmanagement?

## Zur Ökonomisierung eines postmodernen Integrationsmechanismus

## 1. Problemstellung

Freizeitbildung und marktorientiertes Freizeitmanagement stimmen im Postulat der Orientierung an den Bedürfnissen ihrer Klientel überein. Die Orientierung an Bedürfnissen basiert auf der Annahme, daß das menschliche Verhalten generell und somit auch das Freizeitverhalten durch Bedürfnisse gesteuert wird. Die Klientel ist in diesem Sinne stets präformiert. Bedürfnisse werden als Mangelgefühle definiert, die ein Streben nach Befriedigung, Behebung oder Ausgleich auslösen. Freizeitbildung sowie Freizeitmanagement bieten sich als Güter für Bedürfnisbefriedigung an (vgl. für Freizeitbildung *Buddrus* 1995, S. 98ff.; für Freizeitmanagement *Torkildsen* 1992, S. 80ff.).

Diese, auf den ersten Blick feststellbare Gemeinsamkeit hört auf, wenn der ganze Begründungszusammenhang aufgedeckt wird: Wünsche entwickeln sich aus bewußten oder unbewußten Bedürfnissen. Wünsche sind zunächst auf recht generelle Gegenstände (Güter oder Dienstleistungen) gerichtet. Selbst nach einer Entscheidung für einen bedürfnisbefriedigenden Gegenstand steht der postmoderne Mensch einem vielfältigen Angebot und unterschiedlichen Angebotstypen gegenüber. Er muß sich also für einen bestimmten Gegenstand entscheiden. In einem weiteren, von unterschiedlichen Faktoren beeinflußten Prozeß entscheidet sich der postmoderne Mensch schließlich für ein ganz spezifisches Gut – aus dem konkreten Wunsch ist eine Nachfrage oder pädagogisch gewendet: eine Frage nach etwas, geworden (vgl. Abb. 1). Mit was diese Nachfrage oder Frage beantwortet wird, darin, so die gängige These, unterscheiden sich beide.

Den nach ökonomischen Kriterien agierenden Freizeit(industrie)unternehmen kann vorgehalten werden, sie determinieren durch ihre Angebote die Wünsche bzw. sie machen durch ihre Angebote Bedürfnisse bewußt, deren Befriedigung dann ausschließlich durch die angebotenen Güter realisiert werden könnte. Mit dieser Strategie würde letztlich gegen das heutige Individuum gearbeitet, das seine Freizeit (bitter notwendig) für Emanzipation, Kulturation, Partizipation, Regeneration und Individuation, aber nicht für einen objektivierten Kommerz braucht. Kurz, Freizeit-

management sei eine „falsche" ökonomische Variante der Bewußtmachung von Freizeitbedürfnissen und stehe im krassen Gegensatz

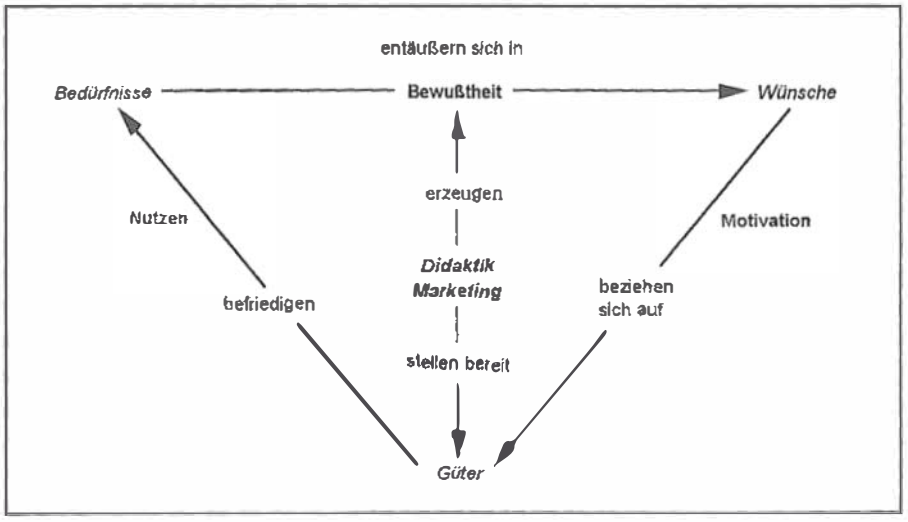



Abb. 1. Handlungstheoretischer Hintergrund von Freizeitpädagogik und Freizeitmanagement (in Anlehnung an *Wöhler* 1996, S. 164)

zur Anleitung, eine wachsende Freizeit „sinnvoll" auszugestalten. Die Freizeitbildung stelle dagegen kein derartiges Beherrschungsunternehmen dar. Sie arbeite mit und nicht gegen das Individuum.

## 2. Zwei Modelle – eine Funktion

Wendet man diesen Vorbehalt genuin pädagogisch, so schimmert der (Herrschafts-) Anspruch der Pädagogik durch, wonach man die Welt nicht den „geheimen Erziehern" überlassen dürfe. Die Verteufelung der bloßen Sozialisation rechtfertigt sich aus einer Diagnose, nach der die Entwicklung von Identität ohne Förderung weiterhin oder gerade heute unmöglich ist. Sozialisation wird als Wirkmechanismus für die Herausbildung von Anpassern angesehen, die für alles, nur nicht für „Sinnvolles" verwendbar ist. Um sich diesem Wirkungsmechanismus zu widersetzen und eine Energie für Selbstbildung und Selbstfindung zu mobilisieren, ist Erziehung oder gar ein lebenslanges Lernen notwendig (vgl. *Hoffmann* 1992, S. 110). Eben genau dieses – Förderung der Identität, Energieerzeugung für Widerstand und Veränderung – hat Freizeitbildung zu leisten. Und dies, also die Her- und Bereitstellung des Gutes „Freizeitbildung" ginge am besten im Schutz des Staates (vgl. etwa *Nahrstedt* 1994, S. 284).

Was klangvoll mit „sinnvoller Freizeitgestaltung" gemeint wird, reduziert sich auf den Anspruch der Freizeitbildung, der Kolonialisierung der Lebenswelt (*Habermas*) oder der Entfremdung (*Marx*) entgegenzuwirken: Weil die Systemintegration durch Geld, politische Macht und Recht eingreift in Bereiche der gesellschaftlichen Lebenswelt – wie Familie und primär soziale Netzwerke – eingreift, in denen noch Reste der Sozialintegration erhalten geblieben sind, und weil dadurch der postmoderne Mensch hierarchisch (= beherrschend) gesteuert und kontrolliert wird, müsse es einer Freizeitbildung darum gehen, dem Sinnverlust und Freiheitsverlust Einhalt zu gewähren. Die Befreiung von der verselbständigten Systemintegration kann in dem Maße gelingen, wie die auf den Menschen einwirkenden Systeme domestiziert werden. Diese Leistung (= Gut) bietet die Freizeitbildung an.

Die Gegenstände, die im Rahmen freizeitpädagogischen Handelns vermittelt werden, legitimieren sich demzufolge vor dem Hintergrund „höherer" humanistischer *Werte*. Da das postmoderne Individuum erst eine bzw. seine Identität entwickeln muß, wird es in die Rolle des *Lernenden* gesetzt. Dem Freizeitbildner bzw. Freizeitpädagogen fällt die Aufgabe zu, den Lernenden möglichst effektiv Gegenstände zu vermitteln, von denen er annehmen kann, daß sie zur Persönlichkeitsentwicklung beitragen (= Sozialintegration). Kein System oder kein Konsumgut ist besser in der Lage, die individuelle innere Persönlichkeitsstruktur zu fördern als der Freizeitpädagoge kraft seiner didaktischen Kompetenz. Er entwirft ein dem sozialen Milieu des Lernenden angepaßtes Lernprozeßprogramm. Insofern hat der Freizeitpädagoge zu entscheiden, welcher persönlichkeitsfördernde Wert den Lernenden in diesem oder jenem Teil des Lernprogramms zugänglich zu machen ist (vgl. Abb. 2 auf der nächsten Seite).

Den Lernenden werden also *Gegenstände* vorgesetzt, die nach einer didaktischen Reflexion durch den Freizeitbildner für geeignet gehalten werden, den postmodernen Menschen vor dem Hintergrund je spezifischer Milieus in seiner Persönlichkeit zu fördern. Die Freizeit ist die „systemfreie" Arena, in der sich der postmoderne Mensch ohne Rücksicht auf Systemzwänge mit sinnstiftenden Dingen befassen kann. Nicht die Bedürfnisse des Lernenden, sondern die im Lerngegenstand präsenten Werte bestimmen demzufolge das freizeitpädagogische Handeln.

Der Ansatz des Freizeitmanagements, das hier als in *privaten Institutionen* hergestelltes Gut verstanden wird, kann wie folgt charakterisiert werden: Jeglicher Marketing-Management-Ansatzsetzt bei abgeleiteten Bedürfnissen an. Der postmoderne Mensch befriedigt seine Bedürfnisse mittels Gegenständen, die sich im Verlauf der sozioökonomischen Entwicklung herausgebildet haben. Z. B. läßt sich der „Lebensmittelmarkt" oder „Transportmarkt" auf irgendwelche Grundbedürfnisse zurückführen, doch sie werden nicht mehr per Eigenanbau oder Pferdekutsche befriedigt. Der Freizeitmarkt spricht das Bedürfnis an, eine wachsende Freizeit irgendwie subjektiv sinnvoll auszufüllen. Das Freizeitmanagement konkretisiert Bedürfnisse, indem es nach der Funktion differenziert, der ein bereitgestelltes Gut dienen soll. Aus dem generellen Freizeitbedürfnis leiten sich zahlreiche Funktionen ab, etwa

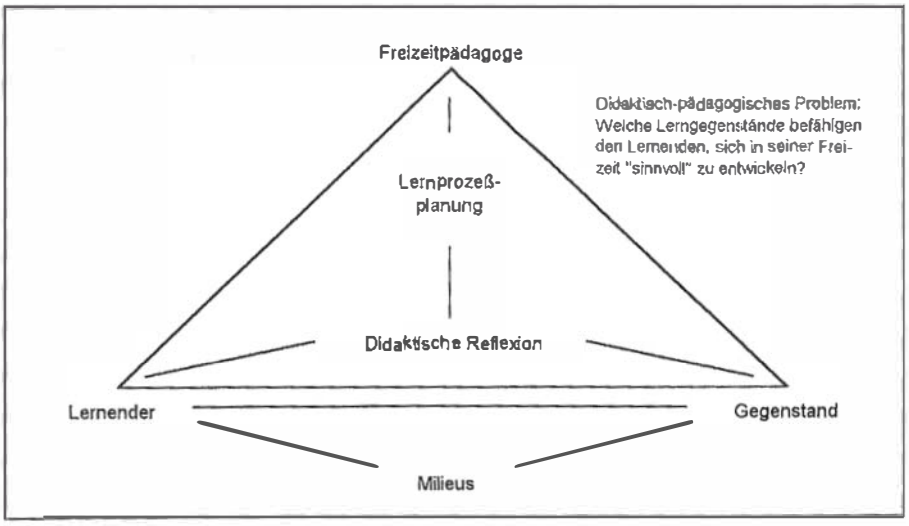



Abb. 2. Freizeitpädagogisches Handlungsmodell

„Selbstbestätigung", „Herausforderungen meistern", „Stimulation", „Erholung", „Erfahrung von Neuheiten", „Selbstfindung, „Selbstdarstellung" etc. (vgl. *Torkildsen* 1992, S. 120f.). Dem Freizeitmanagement gelingt es, mit verschiedenen Techniken bestimmte Güterarten her- und bereitzustellen, in denen spezifische Nachfrager(-gruppen) ihre Bedürfnisse befriedigt sehen.

Weil es offensichtlich Güter gibt, die diesen Bedürfniskonstellationen besser als andere entgegenkommen (vom Nachfrager besser akzeptiert werden), ist es folglich für private Güteranbieter sinnvoll, ex ante herauszufinden, wie sie ihre Leistungen gestalten und vermarkten müssen, damit sie von den anvisierten Abnehmern positiv aufgenommen werden. Jeder Anbieter will einen Konkurrenzvorteil besitzen. Daher ist es für ein marktorientiertes Freizeitmanagement lebensnotwendig, Informationen über (abgeleitete) Abnehmerbedürfnisse zu gewinnen und diese Daten in abnehmergerechte Marketingaktivitäten umzusetzen (vgl. Abb. 3).

Wenn der postmoderne Mensch in den Besitz eines für ihn bedeutsamen Freizeitgutes kommen will, muß er sich auf eine Transaktion bzw. einen Tauschvorgang und Vertragsbeziehungen, also auf Marktbeziehungen, einlassen. In dem Augenblick, in dem er sich ein Gut angeeignet hat, besitzt er darüber die Verfügungsrechte, und dies bedeutet, er kann es je nach Art und Umfang *für sich* (= nutzenstiftend) instrumentalisieren. Die Reise mag z. B. subjektiv dem Sozialprestige dienen. Objektiv ist dadurch die Einbindung (Integration) des einzelnen in die Gesellschaft durch einen ökonomischen Tauschvorgang realisiert worden. Für eine derartige ökonomische Integration, die das marktorientierte Freizeitmanagement bewerkstelligt, ist kein Staat notwendig. Allein die Marktprozesse regulieren diesen Integrationsvorgang,

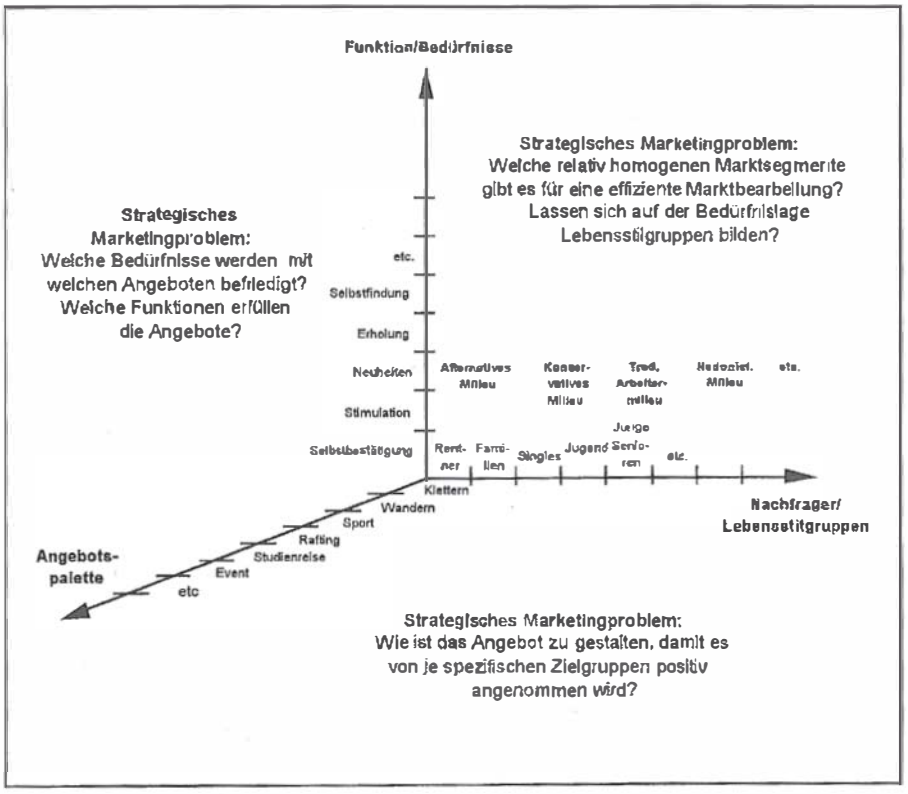



Abb. 3. Marktdefinition im Freizeitbereich – Strategisches Probleme des Freizeitmanagements

durch den sowohl die Nachfrager als auch die Anbieter einen Nutzen haben (Pareto-Optimum). Dem Staat fällt lediglich die Aufgabe zu, die Eigentumsrechte bzw. Verfügungsrechte zu schützen.

Beide, Freizeitbildung wie Freizeitmanagement, wollen also das Postulat der Bedürfnisorientierung per Vermittlung spezifischer *Angebote* umsetzen bzw. realisieren. Interessanterweise sehen sich beide in eine Konkurrenzsituation versetzt. Für die Freizeitbildung sind die unzähligen Sozialisationsagenturen die Konkurrenten, von denen sie sich mit einem auf Persönlichkeitsförderung abzielenden Programm absetzen will. Dieses spezifische Programm stellt ihr Leistungsangebot (Gut) dar. Für das Management eines privaten Freizeitgutanbieters sind es die Konkurrenten im gleichen Markt, die sich um eine kundennähere Angebotsgestaltung bemühen. Auf den Nenner gebracht: Es geht – so die Hypothese – beiden nicht darum, sich **für** den Freizeitmenschen zu engagieren, es geht vielmehr beiden darum, den postmodernen Menschen **für sich** per Freizeitgüter zu gewinnen (so klingt es bei *Nahrstedt* 1994, S. 293, an). Wenn gemeinsame Akteure einen Handlungsrealitätsbereich fokussiert haben, dann können sie als ein ausdifferenziertes System verstanden werden.

## 3. Freizeit als System

Ohne große historische Ausflüge zu wagen, kann festgestellt werden, daß Freizeit und Freizeitgestaltung schon seit geraumer Zeit thematisiert werden. Wer heute in das Freizeitgeschäft einsteigen möchte, muß nicht bei Null anfangen. Es steht eine gespeicherte Erfahrung bereit, auf deren Basis angeknüpft werden kann und die die Grundlage für die Kommunikation über Freizeit bildet. Kurz, es liegt eine spezifische symbolisch-sprachliche Struktur vor, die Freizeit von Politik, Recht oder Familie abtrennt und die nur hier einen Sinn macht: Die Ergebnisse der freizeitpädagogischen und freizeitgemanagten Operationen haben nur für das System „Freizeit" eine Relevanz (*operative Geschlossenheit*). Was von der Umwelt hereinkommt, wird im Lichte dieser Basis beobachtet, bearbeitet und thematisiert, und dies heißt, daß historisch gewordene Freizeitsystem produziert seine *Identität selbstreferentiell*.

Freizeit erscheint nach dieser Sicht als ein Subsystem der Gesellschaft, die funktional und nicht (mehr im Namen eines Systems) hierarchisch differenziert ist (vgl. *Luhmann* 1984). Durch die Existenz des Freizeitsystems wird einmal mehr das hohe Niveau der funktionalen Differenzierung einer Gesellschaft unterstrichen, deren Teilsysteme autopoetisch operieren und die sich fortlaufend selbst reproduzieren. Die operative Geschlossenheit des Freizeitsystems gewährleistet ein Tolerieren höchster Komplexität in ihrer Umwelt und eine Verarbeitung der aufgegriffenen externen Komplexität, ohne ihre Existenz zu gefährden. Die Integration erfolgt durch diesen Mechanismus. Dies bedeutet umgekehrt aus der Sicht der anderen Systeme wie z. B. der Wirtschaft: Sie nimmt die Ergebnisse des Freizeitsystems unter der Perspektive der eigenen Reproduktion auf, indem etwa in Tarifverträgen nicht nur die Urlaubszeit, sondern auch Anlässe definiert sind, die einen freien Tag begründen. Die Familie, die Schule (z. B. in der didaktischen Analyse) und gar die Politik integrieren ebenfalls das Freizeitsystem. Offenheit wird also durch Geschlossenheit gewährleistet, d.h., daß das, was in das System hereinkommt, nach systeminternen Operationen verarbeitet wird.

Wie das interne Prozessieren im Freizeitsystem abläuft, ist in Abb. 4 grob aufgezeigt. Über den postmodernen Menschen ist es prinzipiell fremdreferentiell mit der Umwelt bzw. anderen Teilsystemen verbunden; das operative Ergebnis kommt ohne den externen Human-Faktor nicht zustande. Als selbststeuerndes System wird das Freizeitsystem dadurch extern jedoch nicht determiniert. Umweltereignisse zwingen vielmehr zur Entwicklung von eigenen *Selektionskriterien*, mittels derer jene Umweltqualitäten absorbiert werden, die zur eigenen Stabilisierung notwendig sind (didaktische oder Marktanalyse bewirken eine strukturelle Koppelung; vgl. hierzu allgemein *Maturana* 1982, S. 150). Im Sinne von transferentiellen Operationen (*Willke* 1993, S. 48) kann das Freizeitsystem beim Prozessieren über die Folgen seiner Operationen für die Umwelt auch aus der Sicht anderer Systeme nachdenken und u. U. Operationen stoppen, die zu unerwünschten, negativen externen Effekten führen. Das Freizeitsystem kann so über ökologische und moralische Effekte seines Tuns

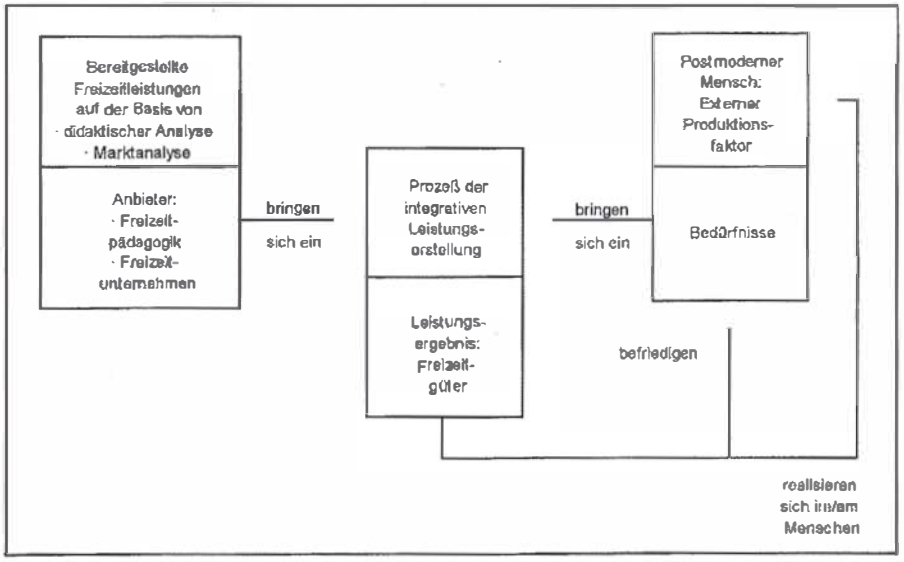



Abb. 4. Freizeitgütererstellung und -konsumption

nachdenken. Es kann reflektieren, ob es seiner Handlungsrationalität entgegenkommt, diese oder jene externen Effekte zu produzieren, die dann wieder intern aufgearbeitet werden müssen. Freizeit und negative externe Effekte wie z. B. Bedrohung der Tierwelt durch Sportaktivitäten können beispielsweise Gegenstand interner Arbeit werden.

Mit dieser doppelten Problemstellung – Selektionskriterien und operative Fähigkeiten eines Systems – kann die vermeintliche Dichotomie öffentlicher Freizeitbildung und marktorientierten Freizeitmanagements wieder aufgenommen werden. Denn nun lautet die Frage: Wieviel *Fremdbezug* bzw. *Offenheit* kann ein System ertragen, damit es es selbst bleibt? Diese Frage verweist auf die interne Differenzierung des Freizeitsystems. Danach werden Freizeitbildung und Freizeitmanagement schlicht und einfach auf Indikatoren der internen Differenzierung des Freizeitsystems zurückgeschnitten. Nicht eine zentrale, hierarchische und somit beherrschende Instanz wie z.B. eine humanistische Gegeninstitution stellt die Re-Integration des Freizeitsystems sicher. Die Integration des Freizeitsystems – also der Bezug auf sich selbst – ist dezentral und entwickelt sich in diskursiver Abstimmung autonomer Akteure im Freizeitsystem. Zentrale Akteure stellen z.B. die Freizeitpädagogik und das private Freizeitunternehmertum dar.

Danach befindet sich das Freizeitsystem derzeit in einer Phase der fortschreitenden Binnenspezialisierung, die das System erschüttert. Dies ist für Systeme normal. Differenzierung heißt, daß z.B. Freizeitpädagogik als spezifisches Subsystem des Freizeitsystems bestimmte externe Umwelten für sich als relevanterklärt und ihren Out-

put in Einklang mit dem Ganzen bringen muß (= Integration). So nimmt sie z. B. Managementideen auf, und das marktorientierte Freizeitmanagement adaptiert pädagogische Elemente. Beides muß in Einklang gebracht werden. Ein „Non-profit-Management" könnte als eine Vermittlungsform aufgefaßt werden, die keinen gegeneinander ausspielt und die die komplexe Einheit des Freizeitsystems ebenso aufrecht- wie innovativ offenhält.

Das Freizeitsystem erweist sich gerade deshalb als stabil, weil es mit seinen Teilsystemen grenzüberschreitende Kommunikation aufbaut bzw. aufbauen muß. Eine Tagung ist beispielsweise eine temporär festgesetzte grenzüberschreitende Kommunikation, die alle Teilbereiche des Freizeitsystems durchdringt und sie „im Ganzen" zusammenhält. Diese Integrationsaufgabe ist wie in anderen Systemen nicht leicht lösbar. Schließt sich indes das Freizeitsystem im Namen eines ihrer Teilsysteme, so mag dies z. B. in einem moralischen Totalitarismus enden. Eine zwanghafte Durchsetzung einer „Weltsicht" (also: einheitliche Selektionskriterien und Operationen) würde das Freizeitsystem nicht nur innovationsresistent machen. Es würde vielmehr so oder so ausmachbar sein und damit für andere Systeme der Gesellschaft instrumentalisierbar werden (siehe beispielsweise die Freizeitbewegung im Dritten Reich oder in der DDR). Solange es intern differenziert bleibt, ist es in der komplexen Umwelt lebensfähig – allerdings um den Preis der ständigen Integration.

## 4. Kontextsteuerung

Stimmt man dieser Analyse zu, dann befindet sich das Freizeitsystem in einem Zustand der internen Erneuerung. Die Freizeitpädagogik als Teilsystem bzw. Ausschnitt des übergeordneten, größeren Freizeitsystems muß dabei erfahren, daß sie lediglich relativ autonom ist: Sie hängt von Ressourcen ab, die nicht innerhalb ihrer Grenzen verfügbar sind. Was die Freizeitbildung ebenso wie das Freizeitmanagement systemextern existentiell zum Operieren benötigt, ist, wie bereits dargelegt, die Humanressource. Dort ist es der Kunde und hier ist es für die Freizeitbildung der „Lernende", über den beide Teilsysteme in die Systemumwelt eingeschlossen sind (= strukturelle Koppelung). Diese externe Ressource bedingt nicht nur die Existenz des Freizeitsystems – sie hat auch das, was das System begründet: Freizeit. Sie ist überdies der „Stoff", auf den sich die internen Operationen beziehen und somit die Überlebens- und Entwicklungsfähigkeit des Systems sicherstellen (ein Auto läßt sich auch ohne Kunden herstellen, nicht aber z. B. das Handlungssystem „Freizeitpädagogik", das den Humanfaktor benötigt; siehe auch Abb. 4). Die Frage ist, wie auf diese lebenswichtige Humanressource (selektiv) reagiert wird.

Da das zu bildende bzw. zu managende Individuum mit der Gesellschaft soziokulturell rückverbunden ist und es dadurch stets „die" Gesellschaft in das Freizeitsystem transportiert, stellt sich diese Frage immer auch gesellschaftlich: Welchen Grad an gesellschaftlicher Anpassung können sich die Subsysteme des Freizeitsystems leisten, um (noch) ihre Identität zu wahren, d. h., um nicht zu zerfallen (dies schwingt

z. B. bei *Popp* 1995 mit)? Zwingen externe soziokulturelle Strukturen die im Freizeitsystem möglichen Prozesse in einen bestimmten Rahmen, der dann als Ordnungskraft des Ganzen, des Freizeitsystems, fungiert? Dramatisch lassen sich diese Fragen auch so formulieren: Ist die Freizeitbildung Verlierer und das Freizeitmanagement Gewinner der modernen Gesellschaftsentwicklung?

Diese Fragen lassen sich beantworten, wenn sie auf ihren systemtheoretischen Kern zurückgeführt werden (neben *Luhmann* 1994 vgl. zum folgenden *Willke* 1993, S. 61ff.). Wie nachweisbar, ist die Geschichte und somit auch die Gegenwart der Freizeitbildung bzw. -pädagogik als eine Geschichte der Relation zu ihren Kontextumwelten zu verstehen (vgl. etwa *Popp* 1995). Ganz deutlich wird heute, daß die Ära der Selbststeuerung wenn nicht vorbei, so doch aber nicht mehr in ihrer Reinform system- und somit überlebensgerecht ist: Die Umweltkomplexität läßt sich nicht länger dadurch abfangen bzw. bewältigen, daß die Freizeitbildung ohne Rücksicht auf ihre zentrale Relationierung (= die zu bildenden Schüler, Jugendlichen, Erwachsenen und Alten in ihren jeweiligen Milieus stellen diese Relationierungen dar) kontextfern arbeitet, sich also selbst steuert. Externe Komplexität wird bei einer Selbststeuerung zwar zugelassen, doch intern taucht sie nicht mehr auf – ein Wesensmerkmal der Pädagogik, der nicht selten ein Modernitätsrückstand nachgesagt wurde. Wie *Nahrstedt* (1994) eindrucksvoll nachweist, muß die freizeitpädagogische Aufgabe darin bestehen, externe Komplexität wie beispielsweise Gewalt von Jugendlichen intern aufzunehmen und zu verarbeiten. Sich z. B. der PC-Jugend selbst als telekommunikativer Freizeitpädagoge mit Computerspielen in der Freizeitbildung zu stellen, bedeutet nichts weiteres, als daß im Zusammenspiel mit der Kontextumwelt überlebensfähige Binnenwelten geschaffen werden. Kurz, statt der Selbststeuerung ist eine Kontextsteuerung im Gange. Nichts anderes betreibt aber ein Freizeitmanagement, dessen Binnenwirklichkeit sich nur im unmittelbaren Zugriff auf die gelebte Welt ihrer Klientel herstellt.

Der „Preis" für diese Kontextausrichtung heißt Strukturänderung. Gerade diese externen Vorgaben für freizeitpädagogisches Handeln produzieren intern Diskurse über Strukturen, Prozesse und Ziele (was soll pädagogisch in welchen Freizeiteinrichtungen wem vermittelt werden?). Diese Diskurse spitzen sich auf das Problem zu, wie sehr die Freizeitpädagogik im gesellschaftlichen Konzert mitspielen kann, ohne gänzlich versklavt zu werden. Versklavung heißt, man lebt unter einer Führung nach eigenen Mustern (weiter). Sich im Binnenbereich so zu geben, wie es in der Kontextumwelt gang und gäbe ist und darauf strukturell die Operationen abzustimmen, heißt, die Identität gänzlich unter Kontextbedingungen zu stellen.

## 5. Freizeitbildung als kollektives oder privates Gut?

Bei einer Kontextsteuerung läuft ein System Gefahr, daß sich bestimmte Systemelemente auf Kosten anderer Elemente im Zeitverlauf entwickeln (vgl. zum folgenden auch *Haken* 1981). Eine Kontext- und damit Marktausrichtung bestimmter freizeit-

pädagogischer Aufgaben (= Elemente) wie beispielsweise „aktive Freizeitgestaltung an Wochenenden" könnte etwa so attraktiv mit Surfen, Beisammensein und Kneipenbummel ausgefüllt sein, daß dieses (Currieulum-)Element „Erlebnisorientierung" einen Vorteil gegenüber anderen Elementen erhält. Weil es hohe Präferenzen besitzt, können sich andere Elemente genötigt sehen, in der gleichen Weise ihre Operationen auszuführen. Dieser Vorgang ließe sich als Versklavung charakterisieren. Die Systemelemente werden nicht eliminiert, sondern lediglich von einer Ordnungskraft dominiert. Genau dieser Umstand ist gemeint, wenn davon gesprochen wird, die Freizeitpädagogik gehe auf den Markt bzw. werde selbst ein Teil des Marktes (*Nahrstedt* 1994, S. 292f.).

Gesetzt den Fall, im obigen Beispiel seien Surfen und Kneipenbummel marktlich koordiniert, man müßte dafür also einen Preis zahlen, dann fungiert der Markt in der Tat als Ordnungskraft. In die Freizeitbildung bzw. -erziehung hätte der Markt Einzug gehalten. Freizeitbildung wäre in den Status eines privaten Gutes gehoben worden. Das hätte bzw. hat Konsequenzen für diejenigen, die diese Güter nutzen wollen (vgl. hierzu allg. *Musgrave* 1966): Zahlungsunwillige oder -unfähige können vom Genuß/Konsum eines Gutes wie z. B. der „aktiven Freizeitgestaltung am Wochenende" ausgeschlossen werden (*Ausschlußprinzip*). Darüber hinaus herrscht *Rivalität*. So kann beim erwähnten Surfen das Brett nicht gleichzeitig von einem anderen mitbenutzt werden. Die Bereitstellung von Freizeitbildung als privatem Gut, bei dem also das Ausschluß- und Rivalitätsprinzip vorliegen, wird demzufolge zu Lasten eines privaten Budgets veranlaßt – ein Umstand, der z. B. bei sog. Schulfreizeiten stets zu beobachten ist. D. h., ein Individuum, das in den Genuß dieses Gutes kommen will, muß kundtun, daß es bereit ist, einen Preis zu zahlen. Dadurch wird Freizeitbildung oder -erziehung marktgängig, d. h., Freizeitpädagogen und nachfragende Individuen einigen sich ohne Vermittlung des Staates: „Haste bezahlt, kannste mitmachen!".

| Inanspruchnahme / Konsum | | Ausschluß Ja | Nein |
|---|---|---|---|
| Rivalität | Ja | Privates Gut | Mischgut |
| | Nein | Mischgut | Öffentliches Gut |

Abb. 5. Güterkategorien nach *Musgrave*

Wie die Abb. 5 demonstriert, steht einem privaten Gut das öffentliche Gut diametral gegenüber. Wird die Leistungserbringung der Freizeitpädagogik (z. B. „Vorbereitung auf interkulturelles Lernen") in Form eines öffentlichen Gutes erbracht, dann

liegt kein Ausschlußprinzip und keine Rivalität vor: Auch wenn kein Beitrag zu dessen Erstellung geleistet wird, kann niemand vom Genuß dieses Gutes ausgeschlossen werden. Und Nichtrivalität besagt, daß der Konsum bzw. die Inanspruchnahme dieses Gutes durch A den Konsum des gleichen Gutes durch B nicht vermindert. Die Bereitstellung dieses Gutes erfolgt durch die öffentliche Hand.
Mit der Bereitstellung eines öffentlichen Gutes „Freizeitbildung/-erziehung" greift der Staat in die Präferenzen der Konsumenten ein. Weil der Marktpreis für seine Inanspruchnahme *null* ist, ist es nicht notwendig, daß ein Individuum seine Präferenzen kundtut. Das Gut kann uneingeschränkt genutzt werden. Doch daraus läßt sich nicht ableiten, daß ein öffentlich genutztes Gut den Präferenzen der Nutzer folgt. Der Schüler nimmt beispielsweise selbst dann an einem „freizeitlich gestalteten Unterricht" teil, wenn er diesen ablehnt. Es kann überdies bei *neuen* öffentlichen Gütern, die in der Schule als freizeitpädagogische Aufgabe definiert werden (vgl. *Nahrstedt* 1994, S. 293), nicht gesagt werden, diese kämen den Präferenzen der Schüler entgegen. Es fehlt schlicht ein Indikator wie der Preis, der anzeigt, daß mit der Zahlungsbereitschaft Präferenzen bzw. Nutzenerwägungen (Bedürfnisbefriedigungen) offenbart werden.

Vor diesem Hintergrund erscheint eine Kontextsteuerung im Freizeitteilsystem „Freizeitpädagogik" intern nur durchzuschlagen, wenn die Präferenzen der Nutzer tatsächlich getroffen werden. Ein Systemversagen liegt vor, wenn es öffentliche Freizeitleistungen zur Verfügung stellt, die nicht das Resultat von Präferenzbildungen sind. Dies erklärt, warum private Freizeitanbieter erfolgreich sind: Sie stellen Leistungen bereit, für die der nutzenmaximierende Nachfrager bereit ist, einen Angebotspreis zu bezahlen. Die Zahlungsbereitschaft signalisiert dem Leistungsbereitsteller, ob er bei der anvisierten Klientel ankommt, und dies heißt, daß die angebotenen Güter als Mittel der Realisierung von Wünschen und Bedürfnissen wahrgenommen werden. Ist damit der totalen Ökonomisierung der Freizeitgestaltung das Wort geredet?

## 6. Marktgang

Wenngleich sich die Einsicht verbreitet, daß die Freizeitpädagogik im Markt ansetzen muß und ihre Klientel bei ihren Konsumbedürfnissen zu packen hat (vgl. *Nahrstedt* 1994, S. 292f.), so bleibt unklar, ob das von ihr produzierte Leistungsbündel „Freizeitbildung" als marktliches oder öffentliches Gut anzubieten ist. Da zugestanden wird, daß „der Markt vor allem über Freizeit und das Freizeit- und Mediensystem erzieht" (*Nahrstedt* 1994, S. 292), ist ein Marktgang unabweislich. Zwei strategische Ansatzpunkte sind möglich, um als Freizeitteilsystem unter Marktbedingungen zu überleben:

1. Freizeitbildung/Freizeitpädagogik wird selbst Teil des Marktes. Sie vermarktet ihre eigenen Freizeitaktivitäten. Aufgrund der Kontextsteuerung moderner Systeme wird sie nicht umhinkommen, ihre Leistungsangebote marktgängig zu

machen (= mit Preisen zu versehen). Werden allerdings Leistungen angeboten, die von der Öffentlichkeit als so bedeutend angesehen werden, der Markt diese aber nicht in hinreichendem Maße zur Verfügung stellt und/oder ein entsprechendes Entgelt für die Inanspruchnahme nicht realisierbar ist, dann könnte die Freizeitpädagogik lizensiert werden, diese Leistungen per staatlicher Subvention zu erbringen. Eine freizeitorientierte offene Jugendarbeit könnte es etwa „verdient" haben, in größerem Umfang angeboten zu werden, als dies der Markt, wenn überhaupt, tut (vgl. *Popp* 1995a, S. 189). Offene Jugendarbeit, die die Jugendlichen bei ihren Konsumbedürfnissen „packt", wäre dann ein gemischt öffentliches Gut (*meritorisches Gut* nach *Musgrave* 1966, S. 13).

Offene Jugendarbeit, schulische Freizeitpädagogik mit dem Ziel der *Vorbereitung auf Freizeit* (!), soziokulturelle Gemeinwesenarbeit oder Freizeitpädagogik im Krankenhaus werden als freizeitliche Mischgüter privat konsumiert, ohne daß das Ausschlußprinzip angewandt wird. Es wird kein Preis erhoben, obwohl das Angebot knapp ist und im Konsum Rivalität herrscht. Weil der Staat aus politischen Gründen keine Preise erheben kann (und/oder will) und unentgeltlich bereitgestellte Leistungen gemeinhin zu Übernutzungführen, kann der Staat die Nachfrage limitieren und/oder das Angebot ausdehnen. Eine Ausdehnung des Angebotes läßt sich u. a. auch durch Einstellung von staatlich alimentierten Freizeitpädagogen und/oder durch Einrichtung von freizeitorientierten Ausbildungsgängen erreichen (vgl. *Popp* 1995a, S. 191f.).

Es kann darüber hinaus dem Staat bzw. dem Politsystem vorgerechnet werden, daß Freizeit neue Arbeitsplätze im Profit-Bereich schafft (vgl. *Nahrstedt* 1994, S. 288; *Popp* 1995a, S. 191). Daher müsse der Staat die entsprechende freizeitberufsqualifizierende Aufgabe übernehmen (Berufsausbildung und berufliche Fortbildung), finden sich doch private Unternehmen (also der Markt) wegen der ihren eigenen Rentabilitätslogik nicht bereit, die notwendigen Ausbildungskapazitäten zur Verfügung zu stellen. Eine derartige Ausbildung wäre ebenfalls als Mischgut zu bezeichnen – Nichtausschließbarkeit und Rivalität sind hier ebenso vermengt wie private und öffentliche Interessen.

2. Denkbar ist auch, daß ein Mischgut bereitgestellt wird, bei dem das Ausschlußprinzip anwendbar ist, aber (weitgehend) keine Rivalität herrscht. D. h. genauer, daß alle zum Konsum Zugelassenen das Gut nutzen können, ohne einander zu stören. Ausschluß und damit der Zugang zu Leistungen nur per direktem Entgelt können beispielsweise durchgesetzt werden bei allen Freizeiteinrichtungen, bei der Vorbereitung und dem Erlernen von Freizeitaktivitäten (vom Angeln bis zum Orgelspielen) oder bei der Inanspruchnahme von Reiseleitern und Gästebetreuung. Bis zur Kapazitätsgrenze können bei diesen Beispielen Nachfrager bedient werden, ohne daß die Qualität abnimmt oder zusätzliche Kosten entstehen.

Diese Freizeitgüter können zu positiven Preisen angeboten werden, also für private Märkte. Freizeitpädagogik ist dann insofern Teil dieser Märkte, als sie entweder die dort tätigen Leistungserbringer qualifiziert hat oder die Leistungsprogramme pädagogisch-didaktisch entwirft bzw. anreichert. Eine staatliche Intervention in diesen Märkten ist zunächst nicht erforderlich. Stellt sich jedoch heraus, daß Unternehmen z. B. im kommunalen Freizeit- und Tourismusbereich (etwa Schwimmbäder, Stadtführungen) nicht kostendeckend arbeiten (können), dann könnte der Staat/die Kommune anfallende Defizite übernehmen. Derart bereitgestellte Freizeitgüter weisen zugleich Merkmale privater und öffentlicher Güter auf.

Gemeinsam ist diesen beiden Strategien, daß die Freizeitpädagogik Güter produziert, die vom privaten Markt (auf Dauer) nicht bzw. nicht hinlänglich bereitgestellt werden. Der Staat bzw. die öffentliche Hand wird also aktiv, wenn der Markt versagt. Daraus ließe sich schlußfolgern, die staatlich geförderte Freizeitpädagogik arbeite besser als der Markt. Eine solche Schlußfolgerung wäre voreilig, ist doch nicht klar zwischen Bereitstellung und Produktion (Herstellung) unterschieden worden. Bereitstellung umfaßt die Sicherstellung des Angebotes. Produktion bezieht sich dagegen auf die Herstellung des gewünschten bzw. präferierten Gutes. Wenn ein Marktversagen z. B. im Sektor der Offenen Jugendarbeit vorliegt, dann muß sich der Staat in erster Linie um die Bereitstellung kümmern. Ob er dieses Freizeitgut auch selbst produzieren soll, steht auf einem anderen Blatt.

| | | **Produktion** | |
|---|---|---|---|
| | | Staat | Markt |
| **Bereitstellung** | Staat | Staatliche Eigenproduktion und -bereitstellung | Entstaatlichung, Privatisierung, Contracting Out |
| | Markt | Staat/öffentliche Hand als Konkurrent zu privaten Anbietern | Rückzug des Staates, Marktkräfte, Schutz der Eigentumsrechte durch den Staat |

Abb. 6. Organisation des Staatseingriffs

Wie die Abb. 6 demonstriert, gibt es vier Möglichkeiten der Organisation des Staatseingriffs. Auf Freizeitgüter bezogen bedeutet dies, daß

(1) bei der staatlichen Eigenproduktion Freizeitgüter unter der Regie des Staates mit eigenem Personal her- und bereitgestellt werden;

(2) bei der Entstaatlichung bzw. Privatisierung die öffentliche Hand den Dienst von privaten Freizeitgutanbietern in Anspruch nimmt und diese privat erbrachten Leistungen als öffentliche Güter bereitstellt;

(3) bei der Konkurrenzsituation die öffentliche Hand Freizeitgüter herstellt, diese mit Preisen versieht und dem Markt anbietet;

(4) der Rückzug des Staates eine Situation kennzeichnet, in der der Staat keine Freizeitgüter her- und bereitstellt. Er überläßt dies den Marktkräften. Der Staat schützt lediglich die Eigentumsrechte.

Akzeptiert man einmal die Prämisse, daß es die heutige Gesellschaft aus übergeordneten Gründen bitter notwendig hat, Freizeitgüter vorzuhalten bzw. bereitzustellen (vgl. *Nahrstedt* 1994, S. 288: Freizeit als Gegenwelt zur Arbeitswelt und als neue Arbeitsplatzwelt), so scheidet die Marktlösung bei der Bereitstellung aus – also (3) und (4). Marktversagen wird also unterstellt. Der Staat greift ein, um die Bereitstellung von Freizeitgütern sicherzustellen. Damit reduziert sich die Frage, wer denn effizienter arbeite – private oder öffentliche Freizeitgutanbieter –, auf die Frage der *Produktion* gewünschter Freizeitgüter.

Freizeitbildung oder Freizeitmanagement erscheinen demnach auch unter wohlfahrtstheoretischen Annahmen (= Bereitstellung von Freizeitgütern muß gewährleistet sein) als Probleme der Selektionskriterien und der operativen Fähigkeiten: *Was* muß aus der Systemumwelt via Humanressource aufgenommen und wie intern verarbeitet werden? Wird die Humanressource – der postmoderne Mensch – als ein individualisierter und postmaterieller Faktor des Erlebnismarktes diagnostiziert (siehe Abb. 4), den es für die Produktion eines Freizeitgutes zu beschaffen gilt, so steht in der Tat fest: Beide Freizeitteilsysteme müssen sich auf dem Markt behaupten und „sich der Mittel des Marktes und des Marketings bedienen" (*Nahrstedt* 1994, S. 293). Selbst wenn eine staatliche Eigenproduktion vorliegt, die hier mit Freizeitbildung gleichgesetzt wird, so muß sie unter dem Ordnungsprinzip „Markt" erfolgen. Das Freizeitsystem schließt sich im Namen einer Ordnungskraft und operiert (= produziert) nach dominanten Marktkriterien.

## 7. Freizeit als Interpenetrationsprodukt

Daß sich die Freizeitpädagogik vom Markt(-geschehen) dominieren läßt, ist kein Zufall. Spätestens mit der Über- und Annahme des Paradigmas der „Erlebnisgesellschaft" (*Schulze* 1992, vgl. auch *Nahrstedt* 1994, S. 290f.) ist ihr einerseits ein (Legitimations-) Modell für die Beschäftigung mit der Freizeit „frei Haus" geliefert worden. Und andererseits entspricht dieses Paradigma zutiefst ihrem pädagogischen Impetus: An die Stelle von kulturellen und ökonomischen Abhängigkeiten tritt die offene, dynamische Wohlfahrtsgesellschaft, in der „die Individuen das existentielle Grundproblem haben, ihr Leben zu erleben" (*Schulze* 1992, S. 140). In der Erlebnisgesellschaft wird die Außenorientierung von einer Innenorientierung abgelöst. Der individualisierte postmoderne Mensch fragt sich permanent: „Was will ich eigentlich?" (*Schulze* 1992, S. 33). Er will viele Lebenssituationen, in denen er sich selbstverwirklichen und inszenieren kann (vgl. hierzu neuerdings den Sammelband

von *Hartmann/Haubl* 1996). Die Freizeitpädagogik bzw. -bildung bietet nicht nur diese sinnstiftenden Lebenssituationen an, sie bereitet ihn vielmehr auch darauf vor – eben auf die Freizeitwelt als Erlebniswelt.

Weil die Freizeitpädagogik erkannt hat, daß sie die Sinnleere des postmodernen Menschen nicht nur auffüllen, sondern zugleich mit zivilisatorischen Orientierungen anreichern kann, sieht sie sich als zentrale Transmissionsinstitution, die aus bedingungslosen Individuen doch noch verantwortungsbewußte Menschen formt (*Nahrstedt* 1994, S. 291, spricht von der Freizeit als „post-materieller Sozialarbeit"). Die Freizeitpädagogik kann darüber hinaus noch eine weitere Verknüpfung zur Erlebnisgesellschaft herstellen: Nicht mehr die materiellen wirtschaftlichen Organisationen und politischen Institutionen werden auf ihre charakterbildenden Leistungen hin befragt. Der einzelne postmoderne Mensch bezieht seine Orientierungen von der Freizeitwelt. Und da in dieser Freizeitwelt die Erlebnisorientierung am stärksten ausgebreitet ist, ist hier die optimale Chance für seine Selbstverwirklichung gegeben. Eine Freizeitpädagogik, die sowohl „Selbstverwirklichungstraining" als auch Erlebnisorientierung im Leistungsangebot führt, muß sich symbiotisch mit der Erlebnisgesellschaft verbinden, hängt doch ihr Bestand von dieser strukturellen Koppelung ab.

Eine strukturelle Koppelung mit der Erlebnisgesellschaft, also die Absorbierung von System-Umweltqualitäten zur eigenen Stabilisierung, ist der Freizeit*pädagogik* eo ipso „wesensnah": Pädagogisches Handeln zielt nicht zuletzt auf die Befähigung von Individuen ab, sich selbstverantwortlich zu verwirklichen. Immer wieder müssen pädagogische Handlungsträger erfahren, daß bei der Realisierung dieses Ziels geschlossene soziale Räume als massive Hemmfaktoren wirken. Ungleichheitslagen (Herkunft, Berufspositionen, Bildung und Einkommen) sowie „horizontale" Merkmale (Geschlecht und Alter) der ihr anvertrauten und/oder zugeführten Klientel stellen Barrieren bei der Selbstverwirklichung dar. Die Erlebnisgesellschaft, die heute mehr denn je ausgebreitet ist (vgl. *Schulze* 1992, S. 15), ist dagegen entvertikalisiert und individualisiert. Der soziale Raum wird demzufolge in seiner Vertikalität von immer mehr Menschen als offen wahrgenommen (kognitiv wie interaktiv). Eine Pädagogik, die auf Emanzipation setzt, also auf „Freilassung" und Selbstverwirklichung, findet somit in einer Erlebnisgesellschaft ein geradezu paradiesisches Handlungsmilieu vor, das nicht von „Go-home-Phänomenen" konterkariert wird: Freizeitpädagogisches und gesellschaftliches Milieu sind identisch – beide sind als offene Räume der Selbstverwirklichung konzipiert (vgl. die Abbildung 2 bei *Nahrstedt* 1994, S. 291). Da Freizeitpädagogik und Gesellschaft über Input und Output (vornehmlich den Humanressourcen/der Klientel) miteinander verbunden und durchdrungen sind, Erlebnisorientierung als von beiden Seiten gemeinsame „Sprache" fungiert, gelingt es nahezu kinderleicht, den postmodernen Menschen gerade auch über Freizeitrollen (federführend) zu integrieren.

Faktisch vollzieht sich eine solche Integration dergestalt, daß beispielsweise in der Familie, der Schule oder im Berufsleben Freizeitprogramme installiert sind. Ein

schulpflichtiges Kind wird von den Eltern nicht nur in bezug auf seinen Schülerstatus geortet und bewertet, sondern es wird auch unter dem Blickwinkel seiner (kostspieligen) Freizeitaktivitäten „organisiert" und beurteilt. Die Familie kann sich dabei auf einen gesellschaftlichen Konsensus stützen, der nicht zuletzt – bei einer gleichzeitigen Ökonomisierung, Politisierung und Solidarisierung – einer Kulturalisierung der Gesellschaft folgt (vgl. *Münch* 1991, S. 302ff.): Wenn gegen das Ladenschlußgesetz mit einem Transparent „Lieber feiern und saufen als abends verkaufen" demonstriert wird, so drückt sich darin zunächst einmal der Protest gegen eine fortschreitende Ökonomisierung des Lebens aus. Daß Freizeit(-rollen) als Legitimation für politisches und ökonomisches Handeln herangezogen werden, zeigt einmal mehr den Grad der Integrationsfunktion differenzierter Teilsysteme. Wenn Freizeit Gegenstand der Kommunikation wird, so gelingt in unterschiedlichen Teilsystemen wie der Familie oder dem Berufssystem offensichtlich Verständigung. Mehr noch, es entwickelt sich gar – siehe „Saufen statt Verkaufen" – über das Verlangen nach Freizeitgütern ein Solidaritätsgefühl. Wer möchte nicht lieber saufen (= Freizeit) statt verkaufen (= Arbeit)? Darin sind sich alle ebenso einig wie beim (mancherorts bereits realisierten) Vorschlag, Freizeit gegen Arbeitszeit aufzurechnen, um so der Arbeitslosigkeit und der Flexibilisierung der Arbeit Herr zu werden.

Freizeit ist demzufolge ein *Interpenetrationsprodukt* geworden. Sie steuert, indem sie von außen hineingetragen wird, die jeweiligen Prozesse der gesellschaftlichen Teilsysteme mit. Stellvertretend steht sie in den unterschiedlichen Teilsystemen als Repräsentant für eine „andere Welt", auf die sich alle einigen können. Insofern fungiert sie als „vermittelnde Institution" (*Münch* 1991, S. 306f.). Freizeit hat sich in der Moderne als ein „Muttersystem" entwickelt, das einerseits eine spezifische Logik in andere Systeme hineinträgt und andererseits die Logiken anderer Systeme an- und aufnimmt. Die zentrale Vermittlungsleistung besteht in der symbolhaften Demonstration von Handlungskontingenz: „Ich bin und kann noch wer anderes sein als Schüler, Vater, Arbeiter, Manager etc." ist die (Sinn-)Botschaft, die von Freizeitsystemen ausgeht. Und damit ist nicht zuletzt die Selbstverwirklichung gemeint, die die Erlebnisgesellschaft mit ihren offenen sozialen Räumen verheißt. Vermitteln Freizeitpädagogik und Freizeitunternehmen diese Handlungskontingenz, so dienen sie der sozialen Integration in empirische Verhältnisse. Erlebnisorientierung macht vieles erträglicher.

Die Eindringung des Freizeitsystems in verschiedene Teilsysteme der Gesellschaft läßt sich nun auch funktional betrachten. Die steigende Nachfrage nach Freizeitgütern und damit verbunden die Ausbreitung der Erlebnisorientierung sind ein Indiz für die Entschärfung des Wettbewerbs um soziale Positionen. Wenn in der Erlebnisgesellschaft die subjektive Relevanz der sozialen Ungleichheit abnimmt bzw. latent wird (so nach *Schulze* 1992), dann liegt dies vornehmlich darin begründet, daß die Erlebnisorientierung stets Muster der Gegeninterpretation und -handlung bereithält, wenn der harte „Ungleichheitsalltag" nicht gelingt (vgl. *Schulze* 1992, S. 66ff.): „Keine Lust", „Mach' mich für beruflichen Erfolg nicht kaputt", „Streben

nach Geld ist sinnentleert" oder „Leben muß Spaß machen" sind handlungsleitende Deutungen, die es dem postmodernen Menschen ermöglichen, sich der Wettbewerbsgesellschaft zu entziehen, ohne jedoch aus ihr auszusteigen. Freizeitgüter stellen aus dieser Perspektive gesellschaftliche „Befriedungsgüter" dar. Die Freizeitpädagogik kann daher sicher sein, stets willkommen zu sein, wenn sie sich auf die Erlebnisgesellschaft beruft und sie in ihr Programm aufnimmt. Sie muß aber sehen, daß sie dann Marktgüter produziert, die komplementär zum ökonomischen System sind.

## Literatur


Buddrus, V. (1995): Zeitkompetenz – Skizze eines Trainingskonzepts, in: Freizeitpädagogik, 17, 1995, S. 86–106.

Haken, A. (1981): Erfolgsgeheimnisse der Natur. Frankfurt/M. 1981.

Hartmann, H. A./Haubl, R. (Hrsg.) (1996): Freizeit in der Erlebnisgesellschaft. Opladen 1996.

Hoffmann, D. (1992): Freizeit und 'Neue Medien' im Wandel, in: Freizeitpädagogik, 14, 1992, S. 107–112.

Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme. Frankfurt/M. 1984.

Maturana, H. R. (1982): Erkennen: Die Organisation von Wirklichkeit. Braunschweig 1982.

Münch, R. (1991): Dialektik der Kommunikationsgesellschaft, Frankfurt/M. 1991.

Musgrave, R. A. (1966): Finanztheorie. Tübingen 1966.

Nahrstedt, W. (1994): Freizeit und Gewalt: Haben Schulpädagogik und Freizeitpädagogik versagt?, in: Freizeitpädagogik, 16, 1994, S. 279–296.

Popp, R. (1995): Freizeitpädagogik – vom „Mega-Konzept" zur „neuen Bescheidenheit", in: Freizeitpädagogik, 17, 1995, S. 41–47.

Popp, R. (1995a): Wachsendes Interesse an Freizeitwissenschaft in Österreich, in: Spektrum Freizeit 17, 1995, S. 188–192.

Schulze, G. (1992), Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/M. 1992.

Torkildsen, G. (1992): Leisure and Recreation Management, 3. Aufl., London u. a. 1992.

Willke, H. (1993): Systemtheorie entwickelter Gesellschaften, 2. Aufl., Weinheim und München 1993.

Wöhler, Kh. (1996): Marktorientiertes Tourismusmanagement 1. Tourismusorte: Leitbild, Nachfrage- und Konkurrenzanalyse, Berlin u. a. 1996.


**Anschrift des Verfassers:** Univ. Prof. Dr. Karlheinz Wöhler, c/o Universität Lüneburg, Scharnhorststraße 1, D-21335 Lüneburg

Wöhler, K.: Freizeitbildung oder Freizeitmanagement. Zur Ökonomisierung eines postmodernen Integrationsmechanismus. In: SPEKTRUM FREIZEIT, 19. Jg., Heft 1–2/1997, S. 101ff.

DISKUSSIONSBEITRÄGE

FRANZ PÖGGELER · AACHEN

# Alter und Bildung

## Perspektiven der Lebenslaufforschung

Im Prozeß der Alterung hat Weiterbildung für viele Menschen inzwischen große Bedeutung erlangt. Obgleich Weiterbildung von immer mehr Senioren als eine wichtige Freizeitaktivität favorisiert wird, hat sich die Freizeitforschung bisher nur wenig um dieses Problem gekümmert. Eine Freizeitgerontologie steckt noch in den Anfängen und hat die Chance, sich in Neuland zu betätigen (Jörn Kuhr u. a., 1988). Auf Weiterbildung im Alter sollte sich die *gesamte* Erziehungswissenschaft einstellen, weil sie den ganzen Lebenslauf betrifft (Walter Braun, 1981 und Pro Senectute 1981).

## I. Zum Sachstand

Die meisten bisherigen Untersuchungen zum Thema *Alter und Bildung* wurden von der Andragogik (der Wissenschaft von der Erwachsenenbildung) sowie von der Gerontagogik (der Wissenschaft von der Weiterbildung im Prozeß der Alterung) vorgelegt. Die Entfaltung einer neuen Wissenschaftsdisziplin *Gerontagogik* bzw. *Geragogik* (Wissenschaft von der Weiterbildung der bereits im höheren Alter Lebenden) deutet daraufhin, daß die Pädagogik sich bislang nur unzureichend und peripher mit Bildungsfragen bei zunehmenden Alter beschäftigt hat und eher auf Kindheit und Jugend konzentriert war. Früher waren alte Menschen eine numerische Minderheit der Bevölkerung; seit Jahrzehnten wächst nicht nur ihr prozentualer Anteil an der Gesamtbevölkerung, sondern auch ihre Geltung in Politik und Gesellschaft. Das wachsende Interesse an der Erforschung der Weiterbildung im Alter wird durch die neueren Untersuchungen dokumentiert. Aus der deutschsprachigen Literatur sind zu erwähnen:

Elisabeth Bubolz-Lutz: Bildung im Alter, 1984; Heidi Behrens-Cobet: Bildungsarbeit mit älteren Erwachsenen, 1984; Hermann Crämer: Aspekte der Gerontologie, 1977, Erich E. Geißler: Bildung für das Alter – Bildung im Alter, 1990; Ursula Lehr u. a.: Weiterbildung im höheren Erwachsenenalter, o.J.; Hermann Loddenkemper/ Norbert Schier: Altenbildung, 1981; Judith Marggraf/Ekkehard Nuissl/Hans-Joachim Paatsch: Weiterbildung zur Vorbereitung auf Alter und Ruhestand, 1986; Hilarius Petzold/Elisabeth Bubolz (Hrsg): Bildungsarbeit mit alten Menschen, 1976; Franz Pöggeler: Bildung für das Alter – Zentrale Zukunftsaufgabe der Erwachse-

nenbildung, 1987; Mechthild Rennkamp: Weiterbildung im Alter, 1976; Klaus Schneider: Alter und Bildung, 1993; Hans-Dieter Schneider: Bildung für das dritte Leben, 1975.

Auf diesem Hintergrund ist auch die Etablierung einer neuen Lebenslaufforschung zu sehen, die interdisziplinär orientiert ist. In ihr haben nicht nur Psychologie und Soziologie etwas zu sagen, sondern auch medizinische Wissenschaften, Philosophie und Theologie sowie die Teilbereiche der Erziehungs- und Bildungswissenschaft. Lebenslaufforschung untersucht die einzelnen Phasen des menschlichen Lebens von der frühen Kindheit bis ins späte Alter, die von Phase zu Phase sich verändernden Interessen und Aufgaben, Möglichkeiten und Grenzen der Leistung im Wandel der Lebensabschnitte, phasenspezifische Chancen der Sinn- und Wertverwirklichung, die Veränderung der Lebensformen und Verhaltensweisen sowie Krisen, die die Lebensplanung relativieren oder gar annullieren.

Die Periodisierung der Lebensabschnitte ist oft in Art einer psychisch-physischen *Gesetzlichkeit* interpretiert worden, der sich jedes Individuum einfügen muß, ob es will oder nicht; heute werden die individuellen Varianten in Lebensläufen betont, zugleich die Chancen einer bewußten Planung des Lebens, freilich in Ansehung der in den einzelnen Lebensabschnitten unumgehbaren Faktoren der Entwicklung.

Ein Überblick über die Literatur zur Lebenslaufforschung (Kaltschmidt, 1994, S. 98–121) zeigt, daß eine interdisziplinäre Zusammenarbeit – etwa zwischen der mehr empirisch orientierten Psychologie, Medizinforschung und Soziologie einerseits und Andragogik, Gerontagogik, Philosophie und Theologie andererseits – weitgehend unterblieben ist. Die Beschränkung auf rein empirische Forschung muß defizitäre Einsichten erbringen, weil empirische Untersuchungen des Verhaltens beim Älterwerden (selbst wenn es Langzeituntersuchungen sind) im Grunde nur *Momentaufnahmen* bieten können und bei der Beurteilung der Fakten auf Kriterien der Deutung angewiesen sind, die nur von metaempirischen Vorgehensweisen geboten werden können. Alter verändert sich nicht automatisch aus sich selbst, sondern wird durch Menschen (deren Lebensziele und -werte) bestimmt.

Da die bei uns gängige Literatur zur Problematik von Lebenslauf, Altern und Bildung zumeist aus Europa und den USA stammt und die dortigen Verhältnisse beschreibt, darf man nicht außer acht lassen, daß es erhebliche Unterschiede zu Alter und Lebenszeit in anderen Kontinenten und Kulturen gibt, so z. B. in Japan, Indien, Australien und Neuseeland, von Afrika ganz zu schweigen (Imhof, 1988, S. 228–278).

Was den Beitrag empirisch orientierter Wissenschaften betrifft, so ist aufschlußreich, daß sich z. B. die Entwicklungspsychologie jahrzehntelang ausschließlich mit Kindheit und Jugend befaßt hat, die Entwicklung des Erwachsenen und alten Menschen aber mehr oder weniger unbeachtet ließ. Inzwischen ist diese Lücke durch eine Psychologie des Alterns ausgefüllt worden.

## II. Alter und Bildung als Herausforderung an Markt und Staat.

Das neue Interesse anthropologischer Wissenschaften an der zweiten Lebenshälfte erhielt seit den siebziger Jahren dadurch starke Impulse, daß in Politik und Wirtschaft plötzlich das starke Anwachsen des Einflusses älterer Menschen sichtbar wurde. Daß freiwillige Weiterbildung Erwachsener „free trade in knowledge" ist, wie John Henry Newman bereits 1856 betonte, wird heute auf die Formel gebracht: Alter und Altenbildung sind eine Herausforderung sowohl an den freien Markt als auch an den Staat als die Institution, die das „Recht auf Bildung für alle Altersgruppen (also auch für Senioren) zu ermöglichen hat. Dieses Recht ist in der Vergangenheit aber auf Kinder und Jugendliche beschränkt worden" (Pöggeler, 1988). Als ich 1965 meine Schrift „Bildung für das Alter" (Pöggeler, 1965 und 1993) veröffentlichte, galt sie als Novum, für manche Fachkollegen als Fiktion oder Kuriosität. *Altenbildung* war ein völlig ungeläufiges Fremdwort, das allenfalls ironisch kommentiert wurde. Damals war Erwachsenenbildung ganz auf junge Erwachsene eingestellt – nach der Parole: Mehr Aufstieg durch mehr Bildung. Nur langsam tauchten altersspezifische Themen in den Angeboten der diversen Einrichtungen der Erwachsenenbildung auf. Es entwickelte sich in den siebziger Jahren eine Disproportion zwischen dem stark wachsenden Anteil alter Menschen an der Bevölkerung und der nur sehr zögernden Zunahme von Menschen ab 50 Jahren unter den Besuchern von Veranstaltungen der organisierten Erwachsenenbildung. Diese bequemte sich erst zu einer stärkeren Umstellung auf ältere Menschen, als diese aus eigener Initiative neue Einrichtungen der Seniorenbildung gründeten und die Gefahr aufkam, daß Seniorenbildung sich zu einem separaten Gebiet der Weiterbildung entwickeln könnte.

Als aktive Seniorengruppen in den achtziger Jahren ihre Ansprüche an die (staatlich subventionierten) Einrichtungen der Weiterbildung anmeldeten, z. B. in den Universitäten, war klar, daß Bildung für das Alter ein Politicum geworden war, das die Politiker hellhörig machte. Sie begriffen, daß in Zukunft die Wahlen durch Menschen der zweiten und nicht der ersten Lebenshälfte entschieden würden. Ein Beispiel: Als die Universitäten durch das Hochschulrahmengesetz zur wissenschaftlichen Weiterbildung verpflichtet wurden und Seniorengruppen die Einrichtung eines neuen *Seniorenstudiums* durchsetzten (Pöggeler, 1990, S. 344–350), fand dieses sofort einen starken Zuspruch „der für die Universitätsleitungen völlig überraschend kam. Was man zunächst für eine Marginalie hielt, wurde bald zur Dauereinrichtung mit einer Publizität, die an manchen Orten bereits größer ist, als die traditionelle Erwachsenenbildung; an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Universität Aachen waren im Wintersemester 1994/95 492 Seniorenstudenten (bei einer Gesamtzahl von 34000 Studierenden) eingeschrieben". Außer den als „Seniorenstudenten" eingeschriebenen Senioren waren ca. 200 Studierende, die älter als 45 Jahre waren, immatrikuliert.

Die Entstehung der Seniorenbildung ist ein Beispiel für die *Eigeninitiative* älterer Bürger, die nicht als *altes Eisen* gelten wollen, sondern als *lernfähig*. Freilich: „Der

ältere Mensch lernt ... anders als der jüngere und steht ... spezifischen Schwierigkeiten gegenüber, die auf einer erschwerten Erfassung des Lernmaterials beruhen. Ebenso wirkt sich eine mangelnde Lernmotivation, welche in der Meinung zum Ausdruck kommt, daß man im fortgeschrittenen Alter nicht mehr lernen könnte, aus. Der ältere Mensch braucht demnach eine andere Didaktik als der jüngere" (Schmitz-Scherzer, 1975, S.18). Langjährige Erfahrung in der Seniorenbildung hat uns gezeigt, daß vor allem wichtig ist

- das Lerntempo dem Auffassungsvermögen der Teilnehmer anzupassen,
- die auch an die Weiterbildung gerichtete Freizeiterwartung zu erfüllen, Lernen so unterhaltsam und gesellig wie möglich zu gestalten,
- die Bereitschaft der Teilnehmer zum Zuhören nicht überzustrapazieren,
- Lebenserfahrung der Teilnehmer im Lernprozeß zur Geltung zu bringen,
- den jeweiligen Lernstoff (das Thema) altersspezifisch zu interpretieren,
- Bildung als Muße statt als Arbeit zu realisieren.

Die Einrichtungen der Weiterbildung, die früher meist nur den erkennbaren Bildungsbedarf abzudecken suchten, haben inzwischen begriffen, daß die altersspezifischen Lerninteressen kräftig gestiegen sind, so daß die Curricula total verändert werden müssen. Nicht nur Deckung vorhandener sondern auch Weckung neuer Bildungsinteressen mittels neuer Angebote ist jetzt das Erfordernis des Bildungsmarktes. Dabei entsteht für den Staat insofern eine neue Marktlage, als er im Bildungsbudget für Seniorenbildung Mittel bereitstellen muß, die früher nicht erforderlich zu sein schienen.

Zur Herausforderung an Markt und Staat ist die ältere Bevölkerung geworden, weil sich die Lebensbedingungen für Senioren in den letzten Jahrzehnten erheblich verbessert haben – durch Fortschritte der Medizin, längere Erhaltung der Vitalität und Aktivität und nicht zuletzt dadurch, daß Senioren durch Weiterbildung lernen, ihr Leben bewußter zu steuern und Werte und Chancen des Alters besser zu nutzen, als es früher üblich war. Nicht Eliminierung aus der Gesellschaft sondern neue Positionierung *in* der Gesellschaft hat dazu geführt, daß *Partizipation* das Alter zu einem wichtigen Faktor in Politik und Wirtschaft, Arbeit und Freizeit aufgewertet hat. Diese Aufwertung ist also als *Eigenleistung* der Senioren einzuschätzen und nicht als eine Art Geschenk durch den Staat. Natürlich hat diese Aufwertung auch neue Konsumbedürfnisse geweckt: Senioren partizipieren besonders stark am Freizeitkonsum und werden deshalb mehr umworben als je zuvor, etwa von den Tourismusveranstaltern.

Übrigens hat sich ergeben, daß das Durchschnittsalter sowohl bei der Seniorenbildung und bei Reiseveranstaltungen wie z. B. Kreuzfahrten etwa das gleiche ist, nämlich 58 Jahre.

## III. Älterwerden als Problem und Aufgabe der Weiterbildung

*Mündigkeit* als Selbstbestimmung des Erwachsenen (Pöggeler, 1970, S. 125–136 – Wiater, 1994) erweist sich u. a. in der Fähigkeit, seinen eigenen Lebensweg weitgehend in freien Entscheidungen zu planen und zu verwirklichen. Eingeschränkt wird der Wille nach einem möglichst freien Lebensweg durch Bindungen an die sozialen Bezüge, in denen man lebt, (Familie, Beruf usw.). Trotz mancher wachsender Nachteile, die die Alterung mit sich bringt (z. B. Krankheit, Vereinsamung, Kräfteschwund) erhoffen sich heute viele Menschen vom Älterwerden eine *Zunahme* an Freiheit vor allem durch das Ausscheiden aus der vollen Berufsverantwortung. Als *Späte Freiheit* (Titel eines Buches von Leopold Rosenmayr) soll das Alter viele Wünsche erfüllen, die sich im bisherigen Lebenslauf angesammelt haben, und insofern erhält der Gang des Lebens beim Älterwerden eine neue Dynamik und optimistische Grundstimmung. Fortschritte der Medizin tun das Ihre dazu, damit die Erwartung des Alters nicht mehr wie in früheren Zeiten nur mit Verzicht und Resignation besetzt wird. In die Phasen des Alterns in der zweiten Lebenshälfte werden immer mehr Mittel und Methoden der Prävention eingefügt, die den Kräfteschwund vermindern und verzögern. Aktivität statt Passivität, Optimismus statt Pessimismus haben inzwischen früher gültige Defizittheorien von der menschlichen Alterung ad absurdum geführt. (Lehr, 1984, Thomae/Lehr, 1977, S. 72ff).

Defizittheorien unterstellten z. B. zunehmende Lernunfähigkeit älterer Menschen. Einen vehementen Gegenbeweis liefert ihre Zunahme an der Teilnehmerpopulation in der Erwachsenenbildung – und überhaupt die Tatsache, daß heute Weiterbildung ein wichtiges Instrument der Planung und Steuerung des Lebenslaufes beim Älterwerden ist (Volkshochschulstatistik, 1995, S. 52–55). Die Statistiken belegen das: Der Anteil von Mensehen über 50 Jahre an der Gesamtzahl der Volkshochschulbesucher in der Bundesrepublik Deutschland stieg von ca. 10% im Jahre 1970 auf 17% im Jahre 1994. Daß er weiter steigt, erklärt sich zwar teilweise aus der generellen Bevölkerungsentwicklung (immer weniger Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, immer mehr ältere Menschen), aber mehr noch aus einem grundlegenden *Wandel des Bildungsbewußtseins* : Bildung ist heute lebenslanges, lebensbegleitendes Lernen bis ins hohe Alter (Nacke/Dohmen, 1996). Seniorenbildung bewirkt, daß Weiterbildung im Lebensgang ältere Menschen als neuer Faktor eine große Rolle spielt: Man informiert sich über das Altern als einen Prozeß psychischer, physischer und mentaler Veränderung und lernt zugleich, ihn nicht tatenlos passieren zu lassen. Man erfährt durch Weiterbildung, wie man diesen Prozeß mitsteuern und intervenieren kann, wenn von außen kommende Faktoren in ihn eingreifen. Planung und kritische Begleitung des eigenen Lebens werden heute von denjenigen Senioren, die sich weiterbilden, nicht nur wahrgenommen und regelmäßig revidiert, sondern möglichst in eigener Regie gestaltet. Die Chance hierzu kann nachlassen, wenn sich z. B. ein alter Mensch auf Grund von Hilfsbedürftigkeit in die Ordnung eines Seniorenheims einfügen muß und so einen Teil seines Eigenlebens aufgibt. Aber selbst

dann sind solche Institutionen bemüht, die Wahl- und Entscheidungsfreiheit zu artikulieren, indem sie die Insassen animieren, aus einer Vielzahl von Freizeitangeboten die ihnen adäquaten auszuwählen und zu praktizieren. Die pauschale Behauptung alte Menschen würden in Seniorenheimen sukzessiv entmündigt, trifft nicht die Realität.

Weil Weiterbildung zur mentalen Bewältigung des Alters verhilft, haben wir es mit einer neuen Art von Weiterbildung zutun, die sich nicht mit den landläufigen Vorstellungen von Erwachsenenbildung deckt.

Es geht nicht mehr um Qualifikationen für Beruf und Karriere oder für bestimmte soziale Aufgaben (Elternsein u.a.), sondern um die Umsetzung und Anwendung der Lebenslehren, die die Seniorenbildung vermittelt. Seniorenbildung ist subjektiver, direkter und lebensbezogener orientiert als die mehr auf Objektivität bedachte Art des Lernens und Trainierens in den Phasen des Jungerwachsenseins und der Lebensmitte. Wenn in irgendeinem Abschnitt des Lebenslaufes, dann ist der Terminus *Lebenshilfe* bei der Seniorenbildung zutreffend.

Seniorenbildung macht überkommene Begriffe wie z. B. den der „abgeschlossenen Ausbildung" illusorisch, weil jeder mündige Bürger heute weiß, daß man in Kindheit und Jugend nicht ein Wissen und Können ansammeln kann, das man nach drei oder vier Jahrzehnten abrufen kann, falls man es braucht. Lange Lebenserfahrung beweist gerade den älteren Menschen, daß Wissen zeitbedingt ist und genau so schnell obsolet werden kann wie technische Instrumente oder alte Hilfsmittel der Information. Wer aus der eigenen langjährigen Erfahrung in der Erwachsenenbildung das Lernverhalten junger und alter Menschen vergleichen kann, weiß, daß die Chance, sein Leben sachlich kennen zu lernen und es bewußt zu steuern, im Alter viel intensiver genutzt wird als in früheren Phasen des Erwachsenseins, in denen man verschwenderisch mit seiner Zeit und Kraft umgehen zu können glaubt. Weil Lebenszeit im Alter knapp wird, oft sogar als Rest erfahren wird, wird sie um so höher eingeschätzt. Den Vorteil hat dabei auch Zeit als Frei – Zeit, Zeit, über die man frei verfügen kann (Pöggeler, 1989).

## IV. Neues Lebensmuster des Alters

Noch vor vier oder fünf Jahrzehnten dachte man nicht an Weiterbildung im Alter, auch nicht in Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung. Heute kann man sich kaum noch vorstellen, daß Altern als allmählicher Schwund der Bildungsfähigkeit interpretiert wurde, so daß sich das Bildungssystem nicht um alternde Menschen zu kümmern brauchte. Die seit dem eingetretenen Veränderungen im Erscheinungsbild und Verhaltensmuster alternder Menschen lassen uns (wenn auch ein wenig euphemistisch) von *Verjüngung des Alters* sprechen. Um 1900 galten schon 35-Jährige als alternd, das Leben endete in der Regel 30 bis 40 Jahre früher . Heute erreichen Menschen von mehr als 50 Jahren Leistungen, die früher allenfalls mit 30 oder 40 möglich waren. Alternde und selbst alte Menschen sehen viel jünger aus als Men-

schen gleichen Alters in früheren Zeiten. Albrecht Dürers berühmte Zeichnung seiner Mutter zeigt eine vom harten Arbeitsleben verhärmte Greisin; sie war 62 Jahre alt, als er das Bild schuf. Der Vergleich mit dem Phänotyp einer Sechzigerin heute dokumentiert drastisch die Verjüngung, die inzwischen eingetreten ist. Das objektiv jüngere Aussehen hat freilich zu einem Kult der Jugendlichkeit verleitet, der erkennen läßt, daß manche Senioren ihre Alterung nicht akzeptieren und durch kosmetische Techniken zu annullieren suchen, – zweifellos ein Zeichen von Unreife und Selbstverlust. Weiterbildung zielt darauf ab, den alternden Menschen über seinen jeweiligen Alterszustand aufzuklären und ihn dazu zu motivieren, das jeweils erreichte Alter einsichtig anzunehmen – mit den Chancen und auch den Molästen, die dazu gehören. Die „Kind-Erwachsenen" (vor allem unter Frauen erkennbar) sind eine Karikatur des Alterns (so Neil Postman).

Das oft verfrühte Ausscheiden vieler alternder Menschen aus der beruflichen Verantwortung (Frühverrentung ab 50 Jahren) kontrastiert kraß mit dem neuen Lebensmuster von den *jungen* oder *neuen* Erwachsenen. Berufsträger tun zwar viel zur Vorbereitung auf Verrentung und Pensionierung, damit man auf den folgenden Ruhestand angemessen vorbereitet wird (u. a. durch Erlernen neuer Freizeittätigkeiten).

Die oft explosiv anmutende Ausdehnung der Bildungsaktivitäten nach Pensionierung und Verrentung erklärt sich zum Teil aus dem Wunsch, in Freizeit und Bildung etwas nachzuholen, was man vorher – während des Berufslebens – nicht oder nur unzureichend realisieren konnte.

Für die Senioren, die heute an der Weiterbildung teilnehmen, gilt dies auch auf Grund ihrer Generationszugehörigkeit. Ihr Leben ist durch NS-Zeit, Krieg, Flucht und Vertreibung, u. U. durch Aufbau eines neuen Lebensrahmens nach 1945 und 1989 derart kraftaufwendig verlaufen, daß für die Erfüllung von Freizeit- und Bildungswünschen keine Zeit übrig blieb. Nicht nur die Freizeit, „... auch die Bildung kam zu kurz" (Opaschowski, o. J. S. 7ff)

Scheidet der alternde Mensch zu abrupt aus dem Beruf aus, statt in Stufen durch Verringerung der Arbeitszeit darauf vorbereitet zu sein, so kann das einer partiellen Disqualifikation des Berufstätigen gleichkommen. Er kommt sich dann in der Gesellschaft überflüssig vor, und der vorzeitige Ruhestand kommt in den Geruch einer erzwungenen Dauerfreizeit. Diese soll im Alter ja etwas anderes sein als eine Art von Beschäftigungstherapie oder ein Quietiv zur gesellschaftlichen Ausgliederung. Sozial- und Freizeitpolitik sind sich darin einig, daß der Zeitpunkt zum Ausscheiden aus dem Beruf individuell zu regeln ist – längere Berufstätigkeit denen, die dazu fähig sind und die sie wünschen. Möglich bleibt ebenso ein stufenweiser Übergang in den Ruhestand durch allmähliche Minderung der beruflichen Arbeitszeit. Gesellschaftspolitisch ist abzulehnen, daß die Aussicht auf frühen Ruhestand als Zuwachs an Freizeit als ein Lockmittel zum Einverständnis in die verfrühte Aufkündigung des Beschäftigungsvertrages mißbraucht wird. Verfrühte berufliche Entpflichtung erzeugt junge Alte, die ihre Unzufriedenheit durch Überaktivität in der Freizeit ausgleichen.

Das neue Lebensmuster von aktiven *neuen* Alten hat viele Lebensbereiche stark innoviert. Senioren – Bildung, Senioren – Politik, Senioren – Tourismus, Senioren – Sport usw. machen das deutlich. Verjüngung und Aktivierung haben bewirkt, daß die traditionellen optischen Unterscheidungsmerkmale zwischen jüngeren und älteren Erwachsenen weitgehend eliminiert worden sind: Traditionelle Alterskleidung, die früher zumindest Frauen ab 50 zu tragen hatten (lang, dunkel, hochgeschlossen), Verzicht auf Kosmetik und Schönheitspflege und modisches Aussehen sind heute einer optischen Angleichung jüngere und älterer Menschen gewichen, so daß die Altersunterschiede verblassen. Senioren (vor allem wenn sie organisiert sind) treten heute in der Öffentlichkeit mit viel Selbstbewußtsein auf. Ihr politischer und ökonomischer Einfluß ist erheblich gestiegen. Bei Wahlen geben sie den Ausschlag und nutzen dies als Machtfaktor bei der Durchsetzung ihrer Lebensinteressen. Politische Parteien solidarisieren Senioren in eigenen Seniorenabteilungen (Seniorenunion der CDU und CSU als Kontrapunkt zur Jungen Union), und der Anteil der politischen Weiterbildung in der Seniorenbildung wächst, wiewohl z.B. bei Volkshochschulen Kunst und kreatives Gestalten, Literatur sowie Kunst- und Geschichtsexkursionen unter den wählbaren Interessenfeldern dominieren. Das gilt auch für das Seniorenstudium an Universitäten.

Übrigens ist die Wahl der Lernbereiche in der Seniorenbildung bei vielen Teilnehmern nicht sach-, sondern personenbezogen motiviert: Veranstaltungen der Weiterbildung sind für sie nicht nur eine anspruchsvolle Form der Freizeiterfahrung, sondern auch eine Chance zu neuen sozialen Kontakten. Zum Erscheinungsbild heutiger Senioren gehören eben auch Vereinsamung und Isolation derer, die nach dem Ausscheiden aus Beruf oder Ehe, nach dem Ende der aktiven Mutterperiode in der Familie auf sich selbst gestellt worden sind. Zumal bei Wochenendtagungen Evangelischer und Katholischer Akademien oder ähnlicher Institute gibt es eine Gruppe von Dauerbesuchern, die jedwedes Thema akzeptieren, weil sie Mitmenschen in kultivierter Freizeit erleben möchten.

Vielleicht hat die bisherige Lebenslaufforschung sich primär mit den das Leben im Alter von außen beeinflussenden, ja angeblich oft determinierenden Faktoren beschäftigt, zu wenig aber mit der individuellen Freiheit zur *Variabilität* der Altersfreizeit infolge der stark gewachsenen Angebotsvielfalt. Die individuelle Variabilität des Lebensganges im Alter ist zwar kein Gegenbeweis gegen den Sinn der Typisierung von einzelnen Lebensabschnitten, aber diese müssen die individuelle Variabilität berücksichtigen und sind nicht anthropologische Schemata, die dem Lebenjedes Menschen aufgezwungen werden.

Die heute von den *jungen* oder *neuen* Alten favorisierten Lebensmuster sind reine Zeitmuster und können in naher oder ferner Zukunft durch andere Muster abgelöst werden ( Schultz, 1982; Karl/Tokarski, 1989). Der Zeitgeist ist an der Prägung von Lebensmustern beteiligt. Schon deshalb können Versuche zur Typisierung von Phasen des Lebenslaufes immer nur zeitbedingt verstanden werden.

## V. Zur Problematik der Gliederung des Lebenslaufes in Phasen

Jeder Mensch hat *seinen* Lebenslauf. Das ergibt sich allein schon aus der unterschiedlichen Dauer des Lebens. Gleichwohl lohnt es sich, auf Grund der heute durchschnittlichen Lebensdauer einen bestimmten Zeitabsehnitt als Lebens*mitte* zu bezeichnen, die zugleich als Beginn der Alterung gilt. August Vetter datiert die Lebensmitte etwa zwischen dem 42. und 44. Lebensjahr, sieht aber zwei verschiedene *Lebensbögen*, die sich zur Zeit der Lebensmitte überschneiden: einen *somatischen* und einen *pneumatischen*; letzterer steigt noch für längere Jahre an, während der somatische von der Lebensmitte an zu sinken beginnt; damit ist die Erfahrung des Arztes verbunden, daß die geistige Lebenskraft noch steigen kann, wenn die somatisch-biologische schwächer zu werden beginnt (Vetter, 1961, S. 49ff.).

Solche Zeitbestimmungen darf man nicht schematisch auffassen, – sie sind Mittelwerte, die beim Individuum über- und unterschritten werden können. Das hängt nicht nur von der physisch-psychischen Konstitution ab, sondern auch von der Berufstätigkeit, von Milieuumständen, Schichtzugehörigkeit und epochalen Ereignissen wie Krieg, Not und Entbehrung; auch genetische Faktoren wirken bei der Alterung entscheidend mit, ebenso gesundheitsbewußte Lebensführung mit Ausschaltung oder Minimierung von Schwächungs- oder Krankheitseinflüssen. Ein Gliederung des Lebenslaufs in Phasen orientierte sich bisher oft an Aussagen der Entwicklungspsychologie. Ehe man diese aber zur Geltung bringt, sollte man mehrere Kriterien der Phasengliederung in ihrem Zusammenwirken beachten:

Die ersten wissenschaftlichen Versuche, den Lebenslauf in Phasen zu strukturieren, wurden von der *Philosophie* unternommen, und zwar seit der Antike. Zum Thema „Lebensphasen" meldet sich auch die Philosophie der Gegenwart zu Wort und unterscheidet sich von Periodisierungsbemühungen der Psychologie dadurch, daß – bei angemessener Beachtung biologischer Fakten – Phasen unterschiedlicher Verwirklichung des Menschseins typisiert werden, und zwar unter dem Aspekt von Sinn- und Wertorientierung, die für die jeweiligen Phasen charakteristisch sind. Dabei geht aus der hermeneutischen Deutung des jeweiligen Lebensabschnittes ein ethisch-anthropologisches Lebensmusterhervor, eine Art Zielangabe dessen, was in der Phase erlebbar ist. Da es immer einen Plural von philosophischen Positionen gibt, kommen unterschiedliche Lebensmuster zur Geltung – je nach Weltanschauung. Die Deutungsmusterdes Alterns fallen in der personalistischen und existentiellen Philosophie christlicher Provenienz anders aus als etwa bei Nihilisten oder Materialisten.

Wenn heute oft das Alter als „das zweite Leben" bezeichnet wird (Woltereck, 1956), womit frühere Theorien vom Altern als eines Prozesses sukzessiver Abnutzung ad absurdum geführt werden sollen, so geschieht das letztlich auf Grund von Sinn- und Wertmustern ethisch-philosophischer Art und in dem Bewußtsein, daß die Gerontologie (und als deren Teilbereich die Gerontagogik) interdisziplinärund integrativdie Erkenntnisse aller Wissenschaften, die das Alter erforschen, synthetisiert. Dabei

werden empirische mit normativen Einsichten verbunden – ohne Verwischung der Grenzen zwischen den Disziplinen. Die Frage „Why educate in the later years?" (Lowy/O'Connor, 1986) setzt nicht nur Bildungsfähigkeit im Alter voraus, sondern basiert auf der Überzeugung, daß es sich lohnt, ein hohes Alter zu erreichen, und daß der alte Mensch lernen kann, seinem Alter einen Sinn abzugewinnen.

Die Philosophie des Alterns hat im Laufe der Jahrhunderte so viele praktische Einsichten zur Lebensführung im Alter gezeitigt, daß es sich lohnt, diese als Anleitung zur eigenen Lebensführung alternder Menschen anzubieten (Mendelssohn-Bartholdy, 1959). Gerontologie und Gerontagogik wenden sich heute nicht nur an Experten, die in Altenbildung oder -hilfe Verantwortung tragen, sondern auch an die Senioren selbst. Das ist um so eher möglich, als es bei der Lebenslehre für Senioren nicht nur um Vermittlung von Wissenschaft, sondern auch von (wissenschaftlich geläuterter) Weisheit geht, die sich jedem denkenden Menschen erschließt, und dies vor allem dann, wenn sie ihn auch die angenehmen, heiteren Seiten des Alters sehen lehrt (Mohr, 1989 und Schürer-Winter, 1987).

- Jedes Individuum hat die Chance, nach Erlangung der Mündigkeit und Selbständigkeit einen *individuellen Lebensplan* zu entwerfen, welcher Phasen der Ausbildung, der Berufstätigkeit ebenso umspannt wie Phasen des sozialen Engagements in Ehe, Partnerschaft und Elternrolle, eine Phase der aktiven Mutterschaft mit oder ohne außerfamilialer Berufstätigkeit, ferner Phasen der Weiterbildung und schließlich Phasen der Lebensgestaltung im Alter (nicht nur „Ruhestand" sondern auch Zeiten nachberuflicher Tätigkeiten). Aus dem aktiven Dienst ausgeschiedene Führungskräfte der Wirtschaft z.B. vermitteln Wissen und Erfahrungen beim Aufbau neuer Betriebe in der Dritten Welt (Broja/Schuster, 1990). Exogene Faktoren entscheiden mit darüber, ob sich eine solche Lebensplanung als Gliederung des Lebenslaufes realisieren läßt; etwa ungeplante Zeiten von Arbeitslosigkeit oder Krankheit können Teile des Zeitverlaufs durchkreuzen, aber die Lebensplanung verliert dadurch nicht ihren Wert. Zum Begreifen der je individuellen Situation ist nicht nur die Vermittlung rezenter gerontologischer Erkenntnisse nötig, sondern auch der Versuch, mit Alten über das Alter zu *reden*, wobei dann auch die Selbsterfahrung der Alten spruchreif wird (Schützendorf, 1985).
- Die individuelle muß mit einer *sozialen* Lebensplanung in Einklang gebracht werden, die durch Normen und Gesetze des politisch und rechtlich geordneten Zusammenlebens bestimmt wird. Dazu gehören z.B. Regeln für die Dauer der institutionellen Erziehung in Kindergarten, Schule, Berufsausbildung und Studium, auch Zeiten gradueller Zuweisung von Mündigkeit (z.B. sog. Religionsmündigkeit ab 14 Jahre, Wahlmündigkeit ab 16 bzw. 18 Jahre ), Zeiten sozialer Verpflichtungen (Wehrdienst bzw. Zivildienst), Zeitpunkte für die Beendigung der Berufstätigkeit (Rentenalter u.a.). Diese gesellschaftlich vorgegebenen, von individueller Zustimmung weitgehend unabhängigen Einschnitte in den Lebenslauf werden vielen Menschen eher bewußt als etwa die entwicklungspsychologischen Phasenmodelle. Derzeit wird in der Öffentlichkeit kontrovers darüber diskutiert, inwie-

fern die gesetzliche Fixierung des Endes der Berufstätigkeit auf 65 Jahre die Lebensplanung verändert und zugleich die Relation zwischen Alter und Freizeit gravierend verändert. Obendrein empfinden viele Menschen solche gesetzlichen Umdatierungen von Wendepunkten des Lebens als Einschränkung ihrer individuellen Lebensplanung und Entscheidungskompetenz (Pieper, 1978; Kuhr u. a., 1988).

- Die Faktizität der *biologischen*, psychosomatischen Lebensabschnitte zu erkennen und zu akzeptieren, gehört zur Reife des erwachsenen und des alten Menschen. Während man diese Art der Periodisierung früher mehr oder weniger als statisch ansah, hat die Entwicklung des 20. Jahrhunderts gezeigt, wie sehr auch biologische Phasenveränderungen durch exogene Faktoren (technischer Fortschritt, Motorisierung usw.) eintreten können. Simples Beispiel hierfür ist die mental-psychische Akzeleration in der Pubertät, die junge Menschen heute oft früher als erwachsen erscheinen läßt. Auch die Reaktionen auf diese biologischen Veränderungen spielen in der Bestimmung von Lebensphasen eine Rolle: Dazu gehört z. B. die Datierung des Heiratsalters (in asiatischen und afrikanischen Kulturen meist sogleich nach Eintritt der Geschlechtsreife, in Hochkulturen und Industriestaaten ca. 10 Jahre später).
- Am deutlichsten werden heute die Veränderungen der biologischen Phasengliederung im *Alter*: Die Verlängerung der Lebenszeit hat dazu geführt, daß man zumindest von *einer* zusätzlichen Phase im hohen Alter spricht. Während in der Psychologie der Alterung in den Jahren nach 1945 von fünf Erwachsenenphasen die Rede war (Moers, 1953), ist für das neunte Lebensjahrzehnt und die darauf eventuell noch folgenden Jahre eine sechste Phase anzusetzen: die der unmittelbaren Vorbereitung auf das Lebensende zwischen dem 80., 90. oder 95. Lebensjahr. Es ist kaum noch möglich, die vorhergehende (fünfte) Phase der psychischen Entwicklung (bei M. Moers u. a. datiert vom 68.–80. Lebensjahr) als Zeit der *Vollendung des Lebens* zu bezeichnen, wenn das Leben über das 80. Jahr hinaus weitergeht (Hayslis Jr., 1989; Baltes u. a., 1979; Kegan, 1986; Redaktion Psychologie heute, 1989).
- Die *psychologischen* Phasentheorien (durchaus nicht mehr unumstritten) können nur mit ungefähren Zeitangaben unterschieden werden, die 1. Erwachsenenphase (die des Jungerwachsenseins) zwischen 21/24 und 30/32 Jahren (Moers, 1953), die 2. Erwachsenenphase (auch oft als *Lebensmitte* umschrieben) vom Anfang der dreißiger bis Anfang/Mitte der vierziger Jahre, die 3. Phase („Erfahrung der Grenze") von 42/44 bis 56/58 Jahren, die vierte Erwachsenenphase („aktives Alter") von 56/58 bis zum Ende der sechziger Jahre und die fünfte Phase (bis zum Beginn der achtziger Jahre). Erik Eriksons Gliederung des Lebenszyklus in acht Phasen (Erikson, 1989, S. 107–126) setzt voraus, daß die Phasen nicht gleich lang sind und z. T. wie *Passagen* zu beschreiben sind, Übergänge von Vergangenheit in Zukunft des individuellen Lebens. Das gesamte Leben stellt sich dann als *Zyklus* dar, der sich schließt, und für die einzelne Phase ist wichtig, inwiefern sie eine Funktion im Lebenszyklus ausübt (Pöggeler, 1970). Bei der Gliederung der

Phasen ist nicht nur deren Datierung problematisch, sondern auch deren Charakterisierung. Entsprechend dem Thema unserer Untersuchung ist kurz auf die *inhaltlichen* Verläufe der Phasen ab Beginn der Alterung einzugehen.

## VI. Phasen des Alters

Mit der *Lebenswende* sieht Vetter eine *Reifungskrisis* verbunden (Vetter, 1961) . Der Mensch spürt in der Lebenswende die Grenzen seiner physischen und psychischen Leistungsfähigkeit. Jetzt wird erkennbar, daß nicht alle Wünsche sich erfüllt haben und die Lebensplanung vielleicht nicht so realisiert wurde, wie man es sich erhofft hatte. Die Erfahrung zunehmender Begrenztheit des Könnens erzeugt Nervosität, Spannung, vielleicht auch Enttäuschung, weckt aber auch neue Energie und Dynamik, oft sogar Euphorie zum Beginn eines *zweiten Lebens.* Das hängt vom Grad der Erfolge oder Mißerfolge in Beruf und Gesellschaft ab.

Längst gilt es als zu pauschal und plakativ, die Phase der Lebenswende nur als *Midlife-crisis* einzuschätzen, wiewohl dafür biologische Veränderungen (u. a. Zunahme von Krankheiten, Klimakterium) zu sprechen scheinen, mitunter auch Krisen in Ehe und Partnerschaft oder bei der Verselbständigung der eigenen Kinder.

Ein früher unüblicher Kontrast tritt heute bei vielen Erwachsenen nach der Lebensmitte ein: Einerseits kumuliert sich jetzt berufliche und allgemeine Lebenserfahrung und Leistungsfähigkeit (auch durch Weiterbildung), andererseits besteht auf dem Arbeitsmarkt die viel zu frühe Aussonderung von Fünfzig- bis Sechzigjährigen aus dem Arbeitsprozeß, weil dort das Leistungsverhalten junger Erwachsener zur Norm erhoben worden ist. Eine Reifungskrisis ist die Lebenswende insofern, als sich jetzt erweisen muß, daß der Mensch die beginnende Alterung als Gegebenheit begreift, sie nicht einfach passiv hinnimmt, sondern zur Aufgabe eines neuen Lebens gemäß den veränderten Existensbedingungen macht. Krisen gehören zum Menschsein, sind in diesem keine Anomalie, verlangen neue Wertorientierung, Bewährung trotz allen Versagens (Liening, 1981). *Krise als Lernchance* (Schuchardt,1995) zu nutzen, indem man durch sie das Ausmaß des Menschenmöglichen verständig aufsich selbst bezieht, ist gerade fürdie Zeit der Lebenswende besonders wichtig. Es ist ein Zeichen von Reifemangel, wenn der alternde Mensch die Krise zum blinden Schicksal macht.
Nach früher Verrentung oder Pensionierung verlagert sich das Leistungs- und Erlebnisinteresse in Freizeitaktivitäten, so daß das alte Lebensmuster vom „Ruhestand" nicht mehr allgemein zutrifft.

Die zweite Altersphase wird mit der Formel *Aktives Alter* für viele Menschen zwischen dem Ende fünfziger und dem der sechziger Jahre sicherlich zutreffend stigmatisiert. Früher sah man als für diese Phase typisch die Loslösung aus beruflichen und sozialen Bindungen an, während man heute die Suche nach neuen Formen der Betätigung für dominant hält, freilich in Art einer selbstbestimmten, freien Beanspru-

chung. Wenn diese neu erlangte Zeitfreiheit, wie schon in Kapitel III erwähnt, als *späte Freiheit* (Rosenmayr, 1993) definiert wird, so setzt man voraus, daß die vorhergehende Berufstätigkeit bei vielen Erwachsenen ein hohes Maß an Fremdbestimmung verursachte.

Zur Ruhestandsideologie gehörte die Ansicht, nach dem Ausscheiden aus dem Beruf trete mehr oder weniger zwangsläufig bei vielen alternden Menschen eine Pensions*neurose* oder ein Renten*schock* als neue Sozialkrankheit ein. Die Beibehaltung der Leistungsfähigkeit vieler älterer Menschen kann einer bewußten selbstbestimmten Lebensplanung neue Impulse geben. Indes: Man darf zunehmendes Alter nicht idealisieren, denn Krankheit, Isolation und Kräfteschwund melden sich an.

In der 3. Altersphase, die manche Autoren vom Ende der sechziger bis Beginn der achtziger Jahre datieren, findet das Leben der Mehrheit von alten Menschen sein Ende, aber nicht nur im biotischen Sinn, sondern im Geistigen: als *Vollendung*, als Höhepunkt und Erfüllung des Lebenssinns. Muße und Besinnung sorgen für das Bewußtsein des Genügens. Freilich bedingen Zunahme von Erkrankungen und Schwächen neue Abhängigkeit, ein oft ungewolltes Angewiesensein auf Hilfe, die organisierte, institutionalisierte Dimensionen annehmen muß, wodurch ein Teil an Individualität verloren zu gehen scheint. Altershilfe und -pflege ist für Angehörige dieses Lebensabschnittes in einem Ausmaß, das man sich in früheren Epochen nicht vorstellen konnte, institutionalisiert worden, und die Institutionalisierung nimmt rapide zu, schafft für jüngere Generationen neue Belastungen und gibt Anlaß zu radikalen Veränderungen der Altersvorsorge. Nicht wenige auf Heime angewiesene Alte empfinden die Institutionalisierung ihres Lebens als Verlust an Freiheit oder gar als Indiz von partieller Entmündigung. Für manche Alte bedeutet das Leben im Seniorenheim eine willkommene Hilfe, anderen eine Art Gettoisierung und eine Reglementierung ihrer Zeit. Eine gemeinwesenorientierte ganzheitliche Sozialarbeit mit alten Menschen fordert: „Öffnet die Altersheime!" (Wallrafen-Dreisow, 1984; Hummel, 1989).

So führt derzeit ein Gegentrend in Richtung auf eine Refamiliarisierung der Altenpflege, wovon sich die betroffenen Alten eine neue Individualisierung ihres Lebens versprechen. Für den Staat wird diese Refamiliarisierung u. U. preisgünstiger als die Institutionalisierung der Altenpflege.

Durch Zunahme der Lebensverlängerung in der 4. Altersphase (ab 90 Jahre) wird die moderne Konsum- und Leistungsgesellschaft mit einem radikalen Sinnproblem konfrontiert: Lohnt sich die Ausdehnung des Alters in immer mehr Lebensjahre? Wenn heute nach dem Ausscheiden aus der beruflichen Verantwortung für viele Menschen nicht mehr wie zu Anfang des Jahrhunderts nur wenige, sondern dreißig und mehr Jahre folgen, kann man diesen langen Zeitraum nicht einfach ignorieren. Prinzipiell ist Lebensverlängerung ein Fortschritt der Humanisierung des Lebens, und die Faktoren, die den Fortschritt geschaffen haben, dringen auf Sinnerfüllung. Das gilt für Medizin und Hygiene ebenso wie für vernünftige Ernährung, kluge Lebensführung und Sicherung günstiger Lebensbedingungen.

Daß die Sinnerfüllung des Alters allein durch Institutionalisierung nicht erreichbar ist, zeigt u. a. die oft unwürdige Art des Lebensendes in Kliniken und Heimen. Hier kann nicht der ökonomische Kosten-Nutzen-Faktor gelten, sondern hier ist eine metaökonomische Philosophie des würdigen Alters gefragt (Guardini, o.J.). Guardini schreibt den Lebensstufen eine *ethische* und *pädagogische* Bedeutung zu; das heißt: Jede Phase bietet spezifische Chancen der Wert- und Sinnverwirklichung und läuft nicht automatisch-kausal ab, sondern kann vom menschlichen Willen geplant, gelenkt und als Teilaufgabe des Lebens realisiert werden. Arthur Imhof registriert eine „Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren„ und plädiert für eine „neue Einstellung zu Leben und Sterben". Die Frage, was uns die „gewonnenen Jahre" gebracht haben, kann sowohl mit Positiva als mit Negativa beantwortet werden, insgesamt jedoch mit mehr Positivem als mit Negativem (Imhof, 1989).

## VII. Neue Negationen des Alterns

Wiewohl die Lebenswende in den fünfziger Jahren des menschlichen Lebens wegen der spürbaren Veränderungen im individuellen Leben viel Unangenehmes beschert und z. B. auch den Willen zur Weiterbildung schwächen kann, ist es doch unseriös, die Krise zu dramatisieren und als monokausal zu erklären. Man sollte nicht zu pauschal von der „Revolte der Fünfzigjährigen" reden (Bergler, 1955) und bei allen Männern dieses Alters eine Unzufriedenheit mit der sozialen Umgebung, mit dem Beruf und mit dem eigenen Leben vermuten. Die Dramatisierung der *midlife crisis* erweist sich oft als publizistisches Konstrukt, das im Kontrast zu seriösen wissenschaftlichen Erkenntnissen steht. Anders als eine solche künstliche und erfundene Negation des Alterns ist die wachsende Negation des Bedeutungs- und Machtzuwachses der älteren Bevölkerung. Die Ausdehnung der Lebenszeit auf Grund medizinischer Hilfen hat dazu geführt, daß die traditionelle Normvorstellung von der Alterspyramide (wenige Alte, viele Erwachsene und sehr viele Kinder) von der Populationsentwicklung annulliert worden ist. Chancen zum längeren aktiven Leben werden aber nicht nur zur Fortsetzung der Bildung und anderer geistiger Aktivitäten genutzt, auch nicht nur zu neuem sozialen oder karitativen Engagement, sondern oft zu einem einseitig materialistischen Auskosten der freien Zeit. Ein *Generationskrieg* zwischen Alt und Jung (Gronemeyer, 1989) deutet sich dadurch an, daß die Alten sich als „unersättliche Esser" gerieren, materiellen Konsum über Gebühr auskosten und davon ihr Wohlsein abhängig machen, ihr Älterwerden verleugnen, sich in einen Freizeitaktivismus stürzen, der Freizeit zur Karikatur werden läßt, und unreflektiert verlangen, daß die Jüngeren durch ihre Erwerbsarbeit ein solches Leben ermöglichen, auch wenn dies bereits jetzt die Jungen zu überfordern beginnt.

Es läßt sich darüber streiten, wie man diesen Zustand erklärt und wie man ihn zu beheben versucht.

Man muß der Prognose, daß der derzeitigen *Macht der Alten* eine *Diktatur der Jungen* im 21. Jahrhundert folgen wird, nicht zustimmen. Indessen: Das Konfliktpoten-

tialzwischen Jung und Alt ist groß geworden und verlangt politische Korrekturen am System der Alterssicherung (etwa durch mehr individuelle Vorsorge während der Zeit der Berufsausübung). In die negative Beurteilung des Alters aber auch das lebenslange Lernen einzubeziehen und „die Alten als Ausbildungswüste" zu betrachten „die bewässert werden will" (Gronemeyer, 1989, S.156), ist ein Indiz für ein totales Mißverständnis von Bildung im Alter. Natürlich hat diese – wie auch die Bildung in Schule, Hochschule und Beruf – wie alle Kultur und Zivilisation – ihre Schattenseiten mit Entartungserscheinungen, aber der Praxis des Lernens von vernünftiger Lebensführung im Alter wird das Verdikt nicht gerecht. Eine so negative Sicht des Alters und der Altenbildung wie hier geboten läuft auf eine Rückkehr zu wissenschaftlich längst überholten Defizittheorien des Alters hinaus und läßt sich mit den rezenten Erkenntnissen der Gerontologie nicht absichern.

Aktualität und Popularität der Seniorenbildung verleiten gelegentlich zu einem Euphemismus, der das Altern illusorisch einschätzt, weil dessen zeitliches und existentielles *Ende* verschleiert wird, statt sich – auch durch Weiterbildung – darauf vorzubereiten. „Reif werden zum Tode" (Kübler-Ross, 1984) wird heute als Ziel von Altenpflege und -pastoral akzeptiert, aber noch zu wenig auch als Ziel der Altenbildung. Todeserwartung erzeugt für viele Alte eine tiefgreifende Existenzangst, die ihren Ursprung darin hat, daß man den Tod als Schritt ins Nichts auffaßt (Amery, 1976). Dann ist der (im Alter besonders häufige) Suizid eine logische Folge. Angesichts medizinischer Hilfen bei der Lebensverlängerung trotz todbringender Krankheit werden „Gespräche gegen den Tod" und Krankheit als „Weg zum Leben" (Tausch, 1984) eine Initiative der Suche nach sinnvoller Erfüllung des Lebens. Neuerdings wird in der therapeutischen und auch pastoralen Altenbildung Sterbebegleitung als Bildungsaufgabe eingeschätzt, die nicht nur religiös, sondern auch philosophisch-ethisch motiviert sein kann (Schultz, 1986; Ghoos, o.J.; Jouhandeau,1956; Hengstenberg, 1938). Übrigens würde es auch der Freizeitforschung gut anstehen, wenn sie in Zukunft beim Thema „Freizeit im Alter" Phänomene wie Isolation, Schwächung und Tod berücksichtigen und sich nicht nur für die meist optimistisch motivierten Aktivitäten in der Freizeit von Senioren interessieren würde.

## VIII. Alter prägt die Zukunft der Freizeit

Wie andere Bereiche des Lebens, hat sich auch das Bildungssystem noch nichtgenügend an die neue „Gesellschaft des langen Lebens" gewöhnt, und „die Unkenntnis über demographische Zusammenhänge ist weit verbreitet". (Natorp, 1996, S. 10). Der veränderten und gestiegenen Problematik des Alters als des langen Lebens kann sich unsere Gesellschaft nicht mit bloß medizinischen, pflegerischen und fiskalischen Maßnahmen entledigen. Ein Wandel der Mentalität ist erforderlich, weil die Probleme des *neuen* Alters in Zukunft viele Bürger betreffen werden, also nicht nur eine gesellschaftliche Minderheit oder gar eine Randgruppe. Der Mentalitätswandel geschieht nicht von selbst, sondern muß intendiert, geplant und bewußt vollzo-

gen werden. Das gelingt am ehesten durch eine Erziehung und Bildung, die sich den Wandel zur Aufgabe macht, und zwar in allen Bereichen des Bildungswesens – von früher Kindheit an.

Wie das Bildungs- so wird sich auch das Freizeitbewußtsein unserer Gesellschaft in Ansehung des Bedeutungszuwachses des Alters total verändern müssen. Denn: Den größten Anteil unserer Lebenszeit, der auf die Freizeit entfällt, erleben wir bereits heute und noch mehr in Zukunft in unserem Alter.

## Literatur


Amery, Jean: Über das Alter – Revolte und Resignation, Stuttgart 1976, 5. Auflage.

Baltes, Paul E. u.a. (Hrsg.): Entwicklungspsychologie der Lebensspanne, Stuttgart, Klett Cotta 1979.

Behrens-Cobet, Heidi: Bildungsarbeit mit älteren Erwachsenen, Frankfurt a.M., Pädagogische Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschulverbandes 1984.

Bergler, Edmund: Die Revolte der Fünfzigjährigen, Zürich/Stuttgart/Wien „ Europa-Verlag 1955.

Braun, Walter (Hrsg.): Die ältere Generation, Bad Heilbrunn, Klinkhardt 1981.

Broja, German / Schuster, Rudolf: Senioren helfen der Dritten Welt, Köln, Deutscher Institutsverlag 1990.

Bubolz-Lutz, Elisabeth: Bildung im Alter, Freiburg i.Br., Lambertus 1984.

Crämer, Hermann: Probleme der Weiterbildung alter Menschen – Andragogische Aspekte der Gerontologie, Aachen (Diss.) 1977.

Erikson, Erik: Der vollendete Lebenszyklus (von ihm kommentiert), in: Das Ich im Lebenslauf – Thema: Lebens-Phasen, hrsg. v. d. Redaktion „Psychologie heute", Weinheim 1989, S. 107–126.

Geißler, Erich E. (Hrsg.): Bildung für das Alter – Bildung im Alter, Bonn, Bouvier 1990.

Ghoos, Jo: In de schaduv van de dod, Leuven, Davidsfonds o. J.

Gronemeyer, Reimer: Die Entfernung vom Wolfsrudel – Über den drohenden Krieg der Jungen gegen die Alten, Düsseldorf, Claassen 1989, S. 156.

Guardini, Romano: Die Lebensalter, Würzburg, Werkbund o. J.

Hayslis jr., Bert: Adult Development and Aging, New York, Harper & Row 1989.

Hengstenberg, Hans-Eduard: Einsamkeit und Tod, Regensburg, Pustet 1938.

Hummel, Konrad: Öffnet die Altersheime ! Weinheim, Beltz 1989.

Imhof, Arthur E.: Die Lebenszeit – Vom aufgeschobenen Tod und von der Kunst des Lebens, München, C.H. Beck 1988, S. 228–278. Die gewonnenen Jahre, München, C.H. Beck 1981.

Jouhandeau, Marcel: Re'flexions sur la vieillesse et la mort, Paris, Grasset 1956.

Kaltschmidt, Jochen: Biographische und lebenslauftheoretische Ansätze in der Erwachsenenbildung, in: Handbuch Weiterbildung / Erwachsenenbildung, hrsg. v. Rudolf Tippelt, Opladen, Leske & Budrich 1994, S. 98–121.

Karl, Fred /Tokarski, Walter (Hrsg.) Die „neuen" Alten, Kassel, Gesamthochschulbibliothek 1989.

Kegan, Robert: Die Entwicklungsstufen des Selbst – Fortschritte und Krisen des Selbst, München, Kindt 1986.

Kübler-Ross, Elisabeth: Reif werden zum Tode, Gütersloh, Mohn 1984, 4. Auflage.

Kuhr, Jörn u. a.: Alter und Freizeit – Zur Grundlegung einer Freizeitgerontologie, Erkrath, Deutsche Gesellschaft für Freizeit 1988.

Lehr, Ursula u. a.: Weiterbildung im höheren Erwachsenenalter, Bonn, Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit u. Kohlhammer, Stuttgart o. J.

Liening, Hubert: Lebenskrisen – Anthropologische Perspektiven, Paderborn, Schöningh 1981.

Loddenkemper, Hermann / Schier, Norbert: Altenbildung, Bad Heilbrunn, Klinkhardt 1981.

Lowy, Louis / O'Connor, David: Why educate in the later Years? Lexington /Toronto, Heath 1986.

Marggraf, Judith / Nuissl, Ekkehard / Paatsch, Hans-Joachim: Weiterbildung zur Vorbereitung auf Alter und Ruhestand, Heidelberg, AFeB 1986.

Marten, Rainer: Der menschliche Tod – Eine philosophische Revision, Paderborn, Schöningh 1987.

Mendelssohn-Bartholdy: Der Lebensabend, Gütersloh, Mohn 1959, 2. Auflage.

Moers, Martha: Entwicklungsphasen des menschlichen Lebens, Ratingen, Henn 1953.

Mohr, Gerd-Hein: Von wegen altes Eisen! Heiteres aus späten Lebensjahren, Freiburg i. Br., Herder 1989.

Nacke, Bernhard / Dohmen, Günther (Hrsg.): Lebenslanges Lernen – Erfahrungen und Anregungen aus Wissenschaft und Praxis, Bonn, Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie 1996.

Natorp, Paul: Gesellschaft des langen Lebens, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 115, 16.05.1996, S. 10.

Newman, John Henry: University Sketches (Text of 1856), Tierney, Westminster 1953.

Opaschowski, Horst W. (Hrsg.): Freizeit im Ruhestand, hrsg. vom BAT-Freizeitforschungsinstitut Hamburg o.J., S. 7 ff.

Petzold, Hilarius / Bubolz, Elisabeth (Hrsg.): Bildungsarbeit mit alten Menschen, Stuttgart, Klett 1976.

Pieper, Michael: Erwachsenenalter und Lebenslauf, München, Kösl 1975.

Pöggeler, Franz: Bildung für das Alter, – Zentrale Zukunftsaufgabe der Erwachsenenbildung, Bonn, Deutsche Bischofskonferenz 1987, in: Bildungsarbeit mit alten Menschen, S. 9-50.
Der Mensch in Mündigkeit und Reife – Anthropologie des Erwachsenen, 2. Auflage, Paderborn, Schöningh 1970, S. 125–136. Zeit im Alter (Hrsg.): Freizeit – Alter – Lebenszeit, Erkrath, Deutsche Gesellschaft für Freizeit 1989. Bildung im Alter – Hilfe im Leben, hrsg. v. d. Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1993, S. 103–115. Das Grundrecht auf Bildung, in: Erwachsenenbildung als Wissenschaft, Bd. 15 – Menschenrecht auf Bildung?, hrsg. von Horst Ruprecht und Gerhard h. Sitzmann, Weltenhurger Akademie 1987.

Postman, Neil: Wir vergnügen uns zu Tode, Frankfurt 1982.

Psychologie heute (Redaktion) (Hrsg.): Das Ich im Lebenslauf – Thema: Lebens-Phasen, Weinheim, Beltz 1989.

Rennkamp, Mechthild: Weiterbildung im Alter, Bad Heilbrunn, Klinkhardt 1993.

Rosenmayr, Leopold: Die späte Freiheit, Berlin, Severin & Siedl, 1993.

Schneider, Hans-Dieter: Bildung für das dritte Leben, Zürich/Köln 1975.

Schneider, Klaus: Alter und Bildung, Bad Heilbrunn, Klinkhardt 1993.

Schmitz-Scherzer: Reinhard: Alter und Freizeit, Stuttgart/Köln/Mainz, Kohlhammer 1975, S. 18.

Schuchardt, Erika: Krise als Lernchance, Düsseldorf, Patmos 1995.

Schürer-Winter, Sabine: Glück im Alter – Emotionale Betrachtungen zur dritten Lebensphase, Köln, Deutscher Institutsverlag 1987.

Schützendorf, Erich: Mit Alten über Alter reden, Frankfurt a. M., Pädagogische Arbeitsstelle des DVV 1985.

Schultz, Hans-Jürgen (Hrsg.): Die neuen Alten, Stuttgart, Kreuz 1982, 2. Auflage. Letzte Tage – Sterbebegleitung aus zwei Jahrtausenden (Hrsg.), München, DTV 1986.

Pro Senectute (Hrsg.) Vorbereitung auf das Alter im Lebenslauf, Paderborn/München/Wien 1981.

Tausch, Anne-Marie: Gespräche gegen den Tod – Krankheit – ein Weg zum Leben, Reinbek, Rowohlt 1984.

Thomae, Hans / Lehr, Ursula: Altern – Probleme und Tatsachen, Wiesbaden, Akademische Verlagsgesellschaft 1977, S. 72 ff.

Volkshochschulstatistik – Arbeitsjahr 1994, hrsg. vom Deutschen Institut für Erwachsenenbildung, Frankfurt a.M. 1995, S. 52-55.

Wallrafen-Dreisow: Tagebuch aus dem Altenheim, Weinheim, Beltz 1984.

Wiater, Werner (Hrsg.): Erwachsenenbildung und Lebenslauf – Mündigkeit als lebenslanger Prozeß, München, Vögel 1994.

Woltereck, Heinz: Alter ist das zweite Leben, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1956.

**Anschrift des Verfassers:** Univ. Prof. Dr. Dr. h.c. Franz Pöggeler, Eichendorffweg 7, D-52064 Aachen. (Zu F. Pöggeler siehe auch S. 192ff. im vorliegenden Heft.)

Pöggeler, F.: Alter und Bildung. Perspektiven der Lebenslaufforschung. In: SPEKTRUM FREIZEIT, 19. Jg./ Heft 1–2/1997, S. 118ff.

WALTER TOKARSKI · KÖLN

# Lebensstile: Ein brauchbarer Ansatz für die Analyse von Alter, Bildung und Freizeit?

## 1.

Wenn von Lebensstilen älterer und alter Menschen die Rede ist, so fällt auf, daß wir uns in der Regel schwertun. Häufig konstruieren wir Bilder von Älteren, vom Altwerden, vom Leben im Alter, wissen aber nie so richtig, ob sie stimmen. Insbesondere decken sich die gemachten Vorstellungen oft nicht mit den Bildern, die die Älteren selbst von ihrem Leben haben. Dieses Fremdbild-Selbstbild-Problem kann für die Altenarbeit, für die Schaffung von Seniorenangeboten und für die Betreuung von alten Menschen fatale Folgen haben, wie sich leicht vorstellen läßt. Und auch die Wissenschaften präsentieren immer wieder Lebensstilmodelle Älterer, deren reale Existenz häufig genug angezweifelt werden muß. Dennoch – dies muß an dieser Stelle ausdrücklich gesagt werden – hat die Lebensstilforschung eine Reihe von Resultaten hervorgebracht, die geholfen haben, die unterschiedlichen Lebenslagen der Älteren besser zu identifizieren und die z. T. enorm große Differenzierung innerhalb der Gruppe der Älteren deutlich zu machen.

Mit diesen Aspekten beschäftigt sich der folgende Beitrag. Ein erster Block beschäftigt sich dabei mit den **Resultaten der Lebensstilforschung** im Hinblick auf ältere Menschen: Dieser umfaßt die allgemeine Betrachtung von Lebensstiltypologien Älterer, die wichtigsten Elemente des Altersstrukturwandels und veränderter Lebensstile sowie Aspekte von Freizeitstilen Älterer. Ein zweiter Block behandelt auf dieser Basis den **Lebensstilansatz** und seine theoretischen und methodischen Implikationen.

## 2.

Wie bereits gesagt: Die Welt ist voller Versuche, das Leben älterer Menschen in Typen und Stile einzuteilen. Manchmal sind diese Typen und Stile originell, manchmal hilflos, manchmal sind sie diskriminierend, manchmal euphorisch. Grundsätzlich lassen sich alle diese Versuche in zwei Gruppen einteilen, nämlich in die Gruppe der als solche oft erkennbaren „erfahrungsorientierten" Versuche und in die Gruppe der auf Forschungsresultate basierenden Versuche.

Lebensstiltypologien der ersten „erfahrungsorientierten" Art sind allgemein bekannt, bestimmen das alltägliche Bild von älteren Menschen in hohem Maße und regeln damit weitgehend das intergenerationale Zusammenleben. Der „klassische" Lebensstil im Alter ist ein Konglomerat von Zuweisungen sowie Zustandsbeschreibungen und eindeutig negativ ausgelegt Abbildung 1):

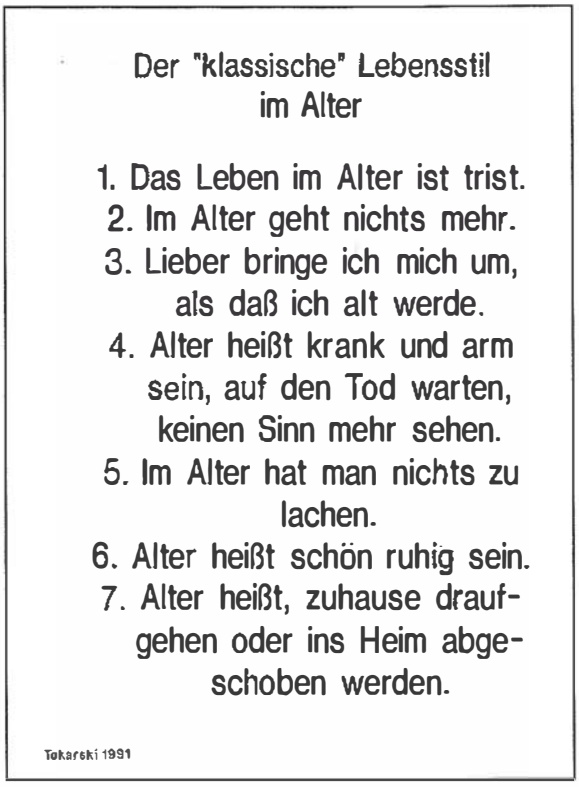



Abb. 1. Der „klassische" Lebensstil im Alter

Die Überhöhung dieser Zuweisungen und Zustandsbeschreibungen finden manchmal ihren Niederschlag in z.T. durchaus komischen Typologien, die – in vielen Fällen – zwar immer noch das Alter im „klassischen" Sinne direkt oder indirekt negativ bewerten, jedoch bereits leichte Differenzierungen erkennen lassen (Abbildung 2):

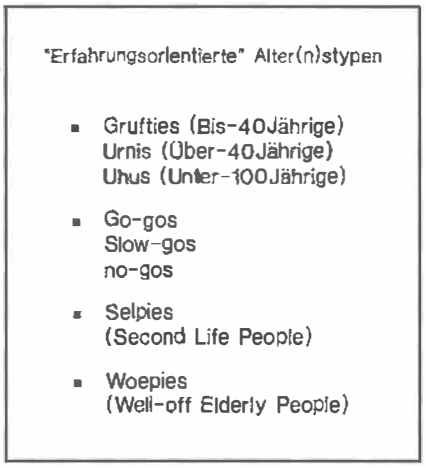



Abb. 2. Von Grufties und Woepies – Altern im Wandel

Was sich mit den beiden Lebensstiltypen, den „Selpies" und den „Woepies" bereits andeutet, nämlich die Hervorhebung von positiven Aspekten, führt heute in zunehmendem Maße zu einer totalen Überzeichnung der positiven Seiten des Alters (Abbildung 3):

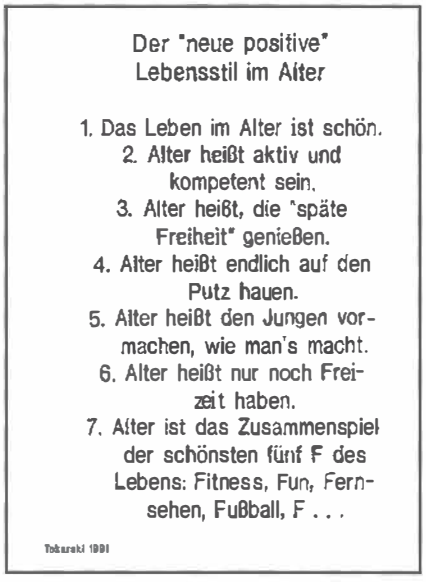



Abb. 3. Der „neue positive" Lebensstil im Alter

Die neben diesen „erfahrungsorientierten" auf Forschungsarbeiten basierenden Stilisierungs- bzw. Typisierungsversuche sind scheinbar „sachlicher" in ihren Bezeichnungen, wenn auch manchmal nicht weniger „unsachgemäß", was das Leben im Alter und die dahinterstehenden Inhalte und Altersbilder angeht. Ein solcher Versuch stellt der von Gluchowski (1988) dar (Abb. 4).

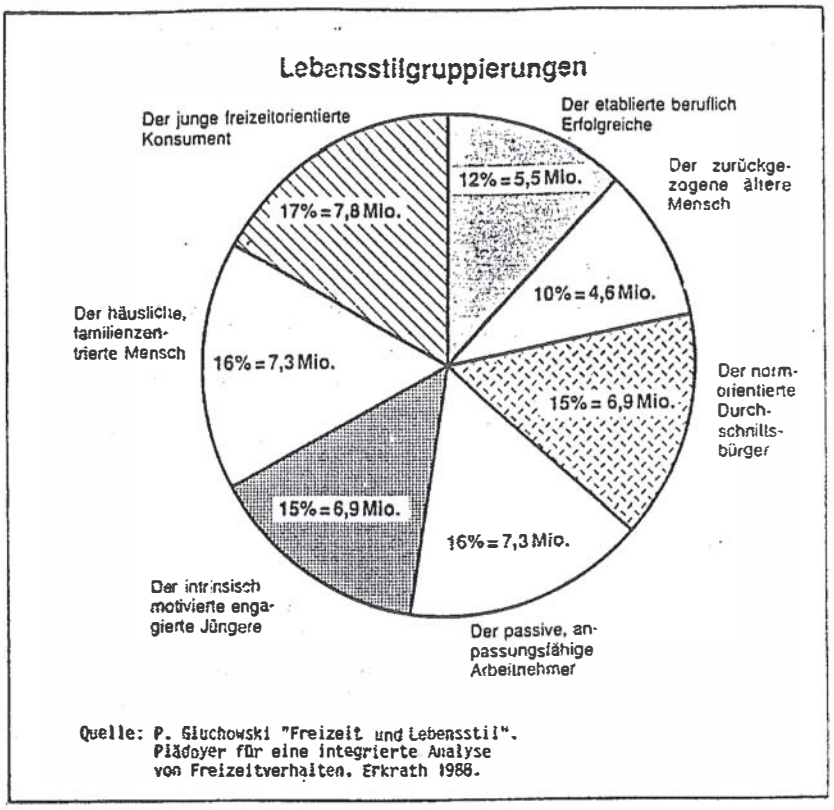



Abb. 4. Lebensstilgruppierungen nach Gluchowski

Dieser Versuch geht davon aus, daß es sich bei älteren Menschen um eine auf homogene Art und Weise strukturierte soziale Gruppierung handelt, die nicht weiter differenziert werden muß. „Der zurückgezogene ältere Mensch" ist nach Gluchowski der Prototyp des älteren Menschen. Jeder weiß, daß Ältere nicht unbedingt so leben bzw. so leben müssen, dennoch taucht als Ergebnis empirischer Studien immer wieder dieser Prototyp auf. Wer die übrigen in Abbildung 4 aufgeführten Lebensstiltypen näher betrachtet, dem fällt sofort auf, daß sich viele ältere Menschen auch hinter den anderen hier aufgeführten Gruppierungen verbergen müssen, da die für den Prototyp angegebene Zahl weitaus geringer ist, als der tatsächliche Anteil der Älteren an der Bevölkerung zum Zeitpunkt der Erhebung.

Es gibt jedoch auch andere Versuche, die zeigen, daß das höhere Lebensalter durchaus differenzierter abgebildet werden kann, wenn auch immer wieder die Absolutheit der Bezeichnungen irritiert, wie z.B. bei den einigen amerikanischen Studien (Abbildungen 5, 6 und 7).

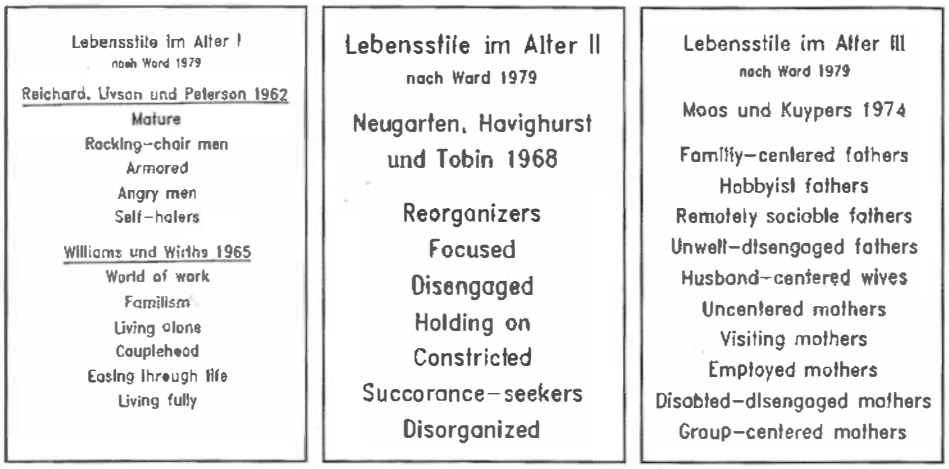



Abb. 5, 6, 7. Lebensstile im Alter

Studien aus dem Werbemilieu und der allgemeinen Umfrageforschung überziehen die Art der Charakterisierung Älterer z.B. noch weiter, wie die Abbildungen 8 und 9 zeigen.

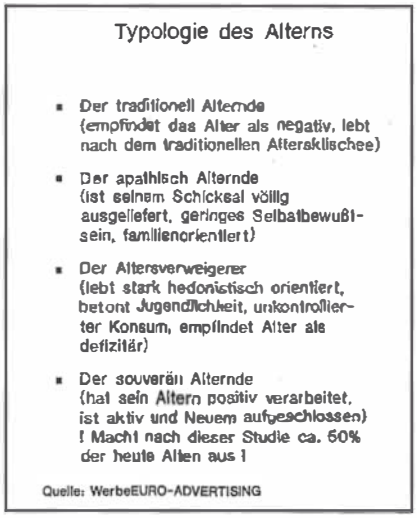



Abb. 8. Typologie des Alterns nach WerbeEURO-ADVERTISING 1989

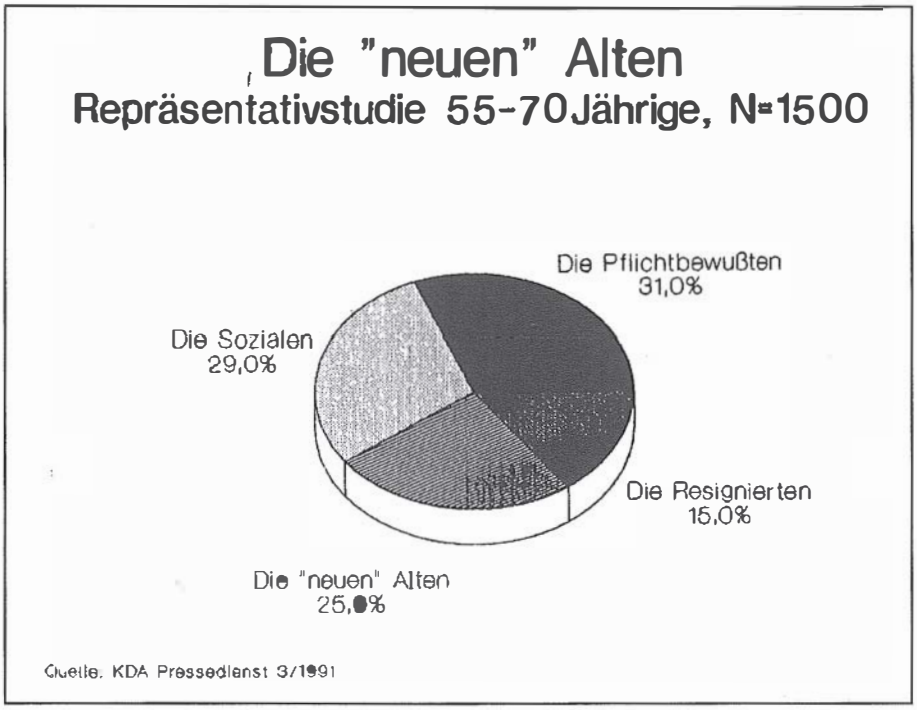



Abb. 9. Die „neuen" Alten nach INFRATEST,SINUS,HORST BECKER 1991

Die Zahl der nicht näher bezeichneten „neuen" Alten wird in der Studie von INFRATEST, SINUS; HORST BECKER (1991) mit 25 % der 55- bis 70 Jährigen angegeben, was einem Anteil von 15 % der gesamten Altenbevölkerung entspricht. Beschrieben werden die „neuen" Alten in dieser Studie so:

„Sie wollen die Chancen, die das Älterwerden in ihren Augen bietet, aktiv nutzen. Selbstverwirklichung, Kreativität, Persönlichkeitswachstum, Aufgeschlossenheit für das Neue stehen im Zentrum ihrer Lebensansprüche. Lebensgenuß ..., Mobilität..., vielfältige Kommunikation, soziale Kontakte, das Wahrnehmen kultureller Angebote kennzeichnen diesen Lebensstil. ...Bei den meisten aktiven 'neuen' Alten finden wir gutsituierte Verhältnisse. Das monatliche Haushaltseinkommen übersteigt nicht selten 5.000 DM. Vermögen ... ist zumeist ebenfalls vorhanden. Ohne die materielle Basis könnte sich die epikureische Ruhestands-Philosophie der 'neuen' Alten wohl gar nicht entwickeln" (86).

**Fazit**: Über einen Mangel an Versuchen, Lebensstile im Alter zu identifizieren, brauchen wir uns insgesamt gesehen nicht zu beklagen; die Analyse der einschlägigen Literatur würde noch eine ganze Reihe mehr solcher Versuche hervorbringen (siehe zusammenfassend Tokarski 1989).

Die hier diskutierte kleine Auswahl soll jedoch ausreichen um zu zeigen, wie sich das Bemühen im Hinblick darauf, das Leben im Alter in Lebensstile einzuteilen, in bisherigen Resultaten darstellt, das Bemühen also darum, das Alter(n) in den Griff zu bekommen, es zu strukturieren und mit der Schaffung von Typen bzw. Stilgruppen planerische, organisatorische, werbemäßige, pädagogische etc. Antworten – je nach Ausgangspunkt und spezifischem Interesse – auf tatsächliche oder vermutete Problembereiche Älterer zu finden. Die Analyse hat dabei gezeigt, daß sich das negative Altersbild in ein positives gewandelt und daß das Bemühen um Differenzierung das weitere Verharren in Klischees überwunden hat. Beides hat mit dem seit längerer Zeit zu beobachtenden Strukturwandel des Alters zu tun, der für Veränderungen der Lebensstile im Alter ursächlich verantwortlich gemacht wird.

## 3.

Die Veränderungen der Lebensstile im Alter werden in den Diskussionen an sieben Merkmalen des strukturellen Wandels im Alter festgemacht (Tews 1989, 1993; Tokarski 1991a):

(1) **Die frühere Berufsaufgabe**: Dieser Trend, der – trotz aller wirtschaftlicher Krisen – seit längerem zu beobachten ist, ist in nahezu allen Industriegesellschaften festzustellen. Die damit verbundene Verkürzung der Lebensarbeitszeit und Verlängerung der Zeit, die ohne Erwerbsarbeit verbracht werden kann, haben zur Veränderung der Ansprüche und Erwartungen an das Leben im Ruhestand geführt. Damit erlangt die Freizeit i.w.S. und ihre Gestaltung für die Betroffenen besondere Bedeutung. Verbunden mit den in den letzten Jahren verfolgten Zielen der offiziellen Altenpolitik, nämlich der sog. Aktivierung Älterer, führt dies dazu, daß verstärkt Bereiche in den Blick genommen werden, die bislang eher der Domäne der Jüngeren zugerechnet worden sind: Reisen, Unterhaltung und Spiel, Fitness und Sport sowie Bildung.

(2) **Die Verkleinerung der Familien**: Großfamilien gibt es fast keine mehr und auch die Dreigenerationenfamilie (Großeltern, Eltern, Kinder) ist immer weniger die vorherrschende Form des Familienlebens. Stattdessen findet sich der Trend zur „Singularisierung" des Lebens, d. h. jede Generation strebt nach Unabhängigkeit von den jeweils anderen Generationen. Unter den Älteren führt dies dazu, daß nur noch ca. 20% mit ihren Angehörigen zusammenleben. Nicht bei allen Betroffenen führt dies zur Unabhängigkeit, zur „späten Freiheit", dennoch kann dies bei bestimmten Gruppierungen der Altenpopulation beobachtet werden.

(3) **Die relativ hohe materielle Absicherung**: Es läßt sich heute ohne großen Widerspruch behaupten, daß die finanzielle Absicherung des Alters insgesamt ein vergleichsweise hohes Niveau erreicht hat, wenn auch in letzter Zeit zunehmend häufiger wieder von der „neuen Armut im Alter" die Rede ist. Konsequenzen daraus sind: Verbesserte Freizeit-, Bildungs- und Konsumchancen, höhere Mobilitäts-

chancen und Möglichkeiten für ein höheres Selbstbewußtsein. An diese Faktoren knüpft ein großer Teil der Vorstellungen über Seniorenfreizeitangebote an. Trotzdem werden bei den Partizipationsraten der Älteren an diesen Angeboten immer wieder deutliche Defizite festgestellt.

(4) **Die höhere Lebenserwartung**: Die Lebenserwartung ist in den letzten 100 Jahren dramatisch angestiegen und sie steigt (immer) noch. Damit verbunden ist ein längeres Bewahren der Gesundheit bzw. ein herausgezögertes Auftreten von ernsthaften Krankheiten, von Behinderung oder Pflegebedürftigkeit. Sprachen wir noch vor ca. 10 Jahren davon, daß ab dem 75. Lebensjahr der „gesundheitliche Einbruch" auftrete, so hat sich dieser „Einbruch" in der Zwischenzeit um 5 bis 8 Jahre nach oben verschoben. Entsprechend mobil sind die heute Älteren und Alten. Die Mehrheit der älteren und alten Menschen ist also weder krank noch pflegebedürftig noch behindert und von daher nicht so eingeschränkt, daß sie deshalb auf ein ausgeprägtes Freizeitleben verzichten müßte.

(5) **Der höhere Bildungsgrad**: Das insgesamt höhere Bildungsniveau der Älteren macht sich bereits seit geraumer Zeit bemerkbar, auch wenn nicht alle davon betroffen sind. Es sind nicht nur die traditionellen Bildungseinrichtungen, die vermehrten Zulauf verzeichnen, sondern auch Universitäten, kommerzielle Einrichtungen, kommunale Bildungsstätten und vor allem auch selbstinitiierte und selbstorganisierte Gruppen und Grüppchen, die sich z.T. ihre Referenten und Übungsleiter selbst suchen. Freizeit taucht hierbei als explizites Thema zunehmend häufiger auf, insbesondere unter dem Gesundheitsaspekt.

(6) **Die größere Flexiblität und die größeren intellektuellen Fähigkeiten**: Neuere Untersuchungen in der Psychologie zeigen, daß ältere Menschen flexibler geworden sind sowie eine Erhöhung ihrer Intelligenzmaxima und ein späterer Abfall der Intelligenz im höheren Alter zu beobachten ist. Solche Ergebnisse „korrigieren die für die heutigen Generationen alternder Menschen immer noch vorherrschenden Auffassungen von einer Zunahme der Rigidität im Alter" (Olbrich 1989) sowie die Auffassung, man könne ältere Menschen nicht mehr intellektuell fordern. Viele Studien zeigen, daß die Verhaltensflexibilität und die Flexibilität von Einstellungen jüngerer Altengenerationen signifikant besser sind als die älterer Altengenerationen (Brody 1996). Eine der möglichen Schlußfolgerungen daraus ist die, daß älteren Menschen durchaus mehr zugemutet werden kann, als wir es manchmal tun, und daß aufgrund der vorliegenden Befunde sich auch die Art der Angebote eher an denen für Personen im mittleren Lebensalter anlehnen können, denn an Angeboten für Ältere früherer Jahrgänge. Daten und Forschungsbefunde über ältere Menschen von vor 10 bis 20 Jahren sind als Basis für die Arbeit mit den „neuen" Alten daher nicht mehr brauchbar.

(7) **Das Auseinanderklaffen der Generationen im Alter**: Die Alten gab es nie, gibt es auch heute nicht und wird es nie geben, sondern die Altenbevölkerung differenziert sich wie die übrige Bevölkerung auch. Das Leben und die Vorstellungen mancher Über-65jährigen haben dabei manchmal mehr Ähnlichkeiten mit denen Jünge-

rer als mit denen anderer gleichen Alters. Die Kluft zwischen Menschen, die bereits vor 20 oder 30 Jahren in den Ruhestand gegangen sind, und denen, die dies vor 5 oder 10 Jahren getan haben, ist ebenso groß, wie die zwischen heute 30- und 50-Jährigen. Als gemeinsame Bindeglieder im Freizeitbereich fungieren dagegen eher der Lebensstil und – damit verbunden – die gemeinsamen Interessen. Und diese sind eben häufiger, als manchmal vermutet, nicht generationenimmanent. Jüngere Alte haben daher nicht selten Schwierigkeiten mit älteren Alten und wollen keinen Umgang mit ihnen – und dies gilt natürlich auch umgekehrt.

Gerade dieser letzte Punkt verursacht für viele Kopfzerbrechen, da diese Variabilität das Alternsbild, so wie es sich aufgrund der zuvor diskutierten Befunde ergibt, sowie den Umgang damit verkompliziert. Lassen Sie mich dies kurz verdeutlichen: Die Resultate gerontologischer Forschung, so z.B. auch der einzigen deutschen Längsschnittstudie des Alterns, der sog. Bonner Längsschnittstudie des Alterns (BOLSA), haben gezeigt, daß Altern ein in hohem Maße individueller Prozeß ist, in dessen Folge eine hohe intra- und interindividuelle Variabilität im Verlaufe des Alterns zu verzeichnen ist.

Nicht nur ältere Menschen können sich nach diesen Resultaten erheblich voneinander unterscheiden, sondern auch der ältere Mensch ist nicht zu allen Zeitpunkten gleich, d.h. Konstanz, Stabilität und Kontinuität bei einer Person treten über längere Zeiträume kaum auf, vielmehr sind Schwankungen eigentlich die Regel. Dies macht sich im Wechsel von Motivationen, Einstellungen, Verhalten und Erlebensweisen bemerkbar (Tokarski 1989). Die Zugehörigkeit zu bestimmten Lebensstilgruppierungen schwankt also über die Zeit, z.T. sogar erheblich, was u.a. darauf hindeutet, daß aktuelle situative Bezüge und ihre Veränderungen häufiger auftreten, als manchem in der Altenarbeit Stehenden lieb ist (Tokarski 1989a; Tokarski und Schmitz-Scherzer 1992).

Einige weitere Details über das Freizeitleben im Alter und seine Rahmenbedingungen lassen sich anführen und ergänzen damit die allgemeinen Aussagen über den Strukturwandel des Alters:

Ein erster wichtiger Aspekt dabei ist das **Zeitbudget** Älterer. 4 Stunden 45 Minuten lang pro Tag nutzten 1992 deutsche Rentner und Rentnerinnen sowie Pensionäre und Pensionärinnen im Durchschnitt ihre Zeit nach eigenen Angaben für Medien, Sportaktivitäten und Kultur; deutsche Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren wendeten mit 5 Stunden 5 Minuten nur wenig mehr Zeit für die gleichen Aktivitäten auf (BMFuS 1994).

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist das **Konsumverhalten**: Es ist bei einem Teil der Älteren, insbesondere bei den jüngeren Älteren, flexibler und vielseitiger geworden (GfK 1992). Die sog. „50+ -Generation" orientiert sich zunehmend an den Verhaltensweisen Jüngerer, sie nimmt i.d.R. ihr Verhalten aus den jüngeren Jahren mit in ihre Altersphase hinüber, was sich z.B. im Gesundheits-, Fitness-, Sport-, Reise-, Mode-, Medien-, Produkt- und auch im Sexualverhalten ausdrückt.

Schaut man sich die Art der **Freizeitgestaltung** im Alter etwas
näher an, so zeigt sich, daß erwartungsgemäß oft der Wunsch größer ist als die tatsächlichen Möglichkeiten der Realisierung, manchmal tun Ältere aber auch etwas häufiger, was sie sich vorher so nicht vorgestellt haben (DGF 1993) (Abbildung 10).

**Zur Freizeitgestaltung im Alter 1993 (Auszug)**

| | Berufstätige: Was würden Sie gerne machen? % | Rentner: Wie verbringen Sie Ihre Zeit? % |
|---|---|---|
| Reisen | 77 | 46 |
| sich um Kinder, Enkel kümmern | 53 | 49 |
| Lesen | 50 | 57 |
| sich um Garten, Haus kümmern | 48 | 62 |
| Wandern, Spazierengehen | 39 | 13 |
| Konzert, Theater, Oper | 38 | 21 |
| Museen, Ausstellungen | 30 | 18 |

Abb. 10. Zur Freizeitgestaltung im Alter (Auszug)

Fragt man nach der **Wichtigkeit von Freizeit** für Ältere, so zeigt sich interessanterweise eine abnehmende Kurve, und dies muß uns zu denken geben, wenn wir etwa Freizeit als Lebensinhalt für das
Alter propagieren wollen (Abbildung 11).

**Wichtigkeit von Freizeit und Sport 1993**

| | 40-49 Jahre % | 50-59 Jahre % | 60 + Jahre % |
|---|---|---|---|
| Freizeit wichtig/sehr wichtig | 65 | 64 | 49 |
| unwichtig/ völlig unwichtig | k.A. | 5 | 15 |
| Sport wichtig/sehr wichtig | 29 | 21 | 14 |
| unwichtig/ völlig unwichtig | 24 | 36 | 49 |
| Sportlich aktive Lebensweise haben nach eigenen Angaben | 16 | 9 | 8 |

Abb. 11. Wichtigkeit der Freizeit nach Alter
Quelle: SOKO 1993

Die Wichtigkeit von Freizeit nimmt mit zunehmendem Alter ab, ebenso sportliche Betätigung, etwas, was viele den Älteren heute als besonders wichtig anzupreisen versuchen. Es stellt sich hier die Frage, ob das Abnehmen der Wichtigkeit der Freizeit mit zunehmendem Alter vielleicht daran liegt, daß Freizeit im Alter andere Namen hat: Enkel, Familie, Freunde u. ä. Möglicherweise, so müssen wir uns alle fragen, ist der Freizeitbegriff für die Anwendung auf das Leben im Alter nicht adäquat, weil er seine Inhalte aus den aktuelle Vorlieben und Betätigungen von den heute Jungen bezieht, die in einerschnellebigen Zeit immer neue Reize und deren Steigerungen sowie Fun und Unterhaltung suchen. Die Frage nach einem altersadäquaten Begriff für Freizeit ist nach wie vor offen.

Die **Freizeitinteressen** älterer und alter Ehepaare sind über den Zeitverlauf betrachtet grundsätzlich nicht gleichgerichtet, sie scheinen sich jedoch mit zunehmendem Alter anzupassen, wie eine kanadische Studie zeigt, die retrospektiv 25 Ehejahre in dieser Hinsicht beleuchtet (Horna 1984). Während zu Beginn einer Ehe relativ viel zusammen gemacht wird, verändert sich dies im Verlaufe des Ehelebens und nähert sich dann – was die Aktivitäten angeht – wieder an.

**Bildung** spielt nach Tews (1993a, 234ff.) im Alter mindestens eine dreifache Rolle, nämlich:

(1) es ist eine um das kommunikative Element erweiterte Altenbildung als Allgemeinbildung,

(2) es ist eine um Entwicklung und Nutzung von Kompetenzen und Potentialen angereicherte psychologisch-individualistische Bildung und

(3) es ist eine auf die gesellschaftliche Entwicklung und Nutzung neu zu bestimmende Produktivität im Alter.

Weitere Stichworte hierzu sind nach Tews: Antizipation und Bewältigung von Alter(n)sproblemen, Strukturierung des Alltags im Alter, Lebenshilfe (239f.), Erwerb, Aufrechterhaltung sowie Förderung kognitiver Fähigkeiten, Entwicklung von Interessen und Motivationsstrukturen, Entwicklung von Kompetenz (242), Nutzung des Erfahrungswissen, Förderung der Selbstorganisation und Autonomie (243ff.).

Insgesamt sind es nur Minderheiten, die an Bildungsaktivitäten teilnehmen, und diese haben in der Mehrheit auch schon früher an diesen Aktivitäten teilgenommen. Nur ca. 8% beginnen Umfragen zufolge neu mit Bildungsaktivitäten im Alter (Tews 1993a, 234); eine ähnliche Zahl liegt auch für den Sport im Alter vor (Allmer und Tokarski 1996). Für die Teilnahme an Bildungsaktivitäten sind häufiger als vermutet die Rahmenbedingungen, die Einbindung in Tages- und Wochenabläufe, die kommunikative Seite etc. wichtiger als die Inhalte – um es einmal drastisch auf den Punkt zu bringen (Tokarski 1996). Nach einer Repräsentativuntersuchung für Schleswig-Holstein (Schütz und Tews 1991) nehmen 75% der Befragten nicht an Bildungsveranstaltungen teil, nur 6% tun dies regelmäßig. Die Volkshochschule steht dabei mit 41% an der Spitze der Anbieter, die Kommune folgt mit 21% und die Kirche mit 17%. Vorträge werden mit 59% bevorzugt besucht, Kurse mit 20%.

Im Kontext der Diskussion der Elemente des Altersstrukturwandels ist gesagt worden, daß sich ein höheres Bildungsniveau unter den Älteren bemerkbar macht, jedoch dies nicht alle sozialen Gruppen gleichermaßen betrifft. In der Tat machen sich bildungsorientierte Lebensstile bisher nur bei Minderheiten bemerkbar. Problemgruppen sind nach wie vor ältere Arbeitnehmer, ältere Frauen, ältere Arbeitslose und „alte" Alte. Lernen und Bildung, so wird allenthalben behauptet, sei lebenslang und bis ins hohe Alter möglich, die empirischen Daten und auch die Erfahrungen der Bildungsträger zeigen z. Z. noch, daß dies i.d.R. nur bei Minderheiten mit gehobenem Lebensstil der Fall ist.

Voraussetzung für ein befriedigendes Freizeitleben im Alter ist, daß es keine **Barrieren** – seien sie psychologischer oder soziologischer Art – gibt. Generell gilt (Tokarski 1996):

(1) Ältere Menschen verbringen ihre Freizeit – trotz der o.a. Trends noch immer überwiegend im näheren Umfeld der Wohnung oder in der Wohnung selbst, weiter weg liegende außerhäusliche Freizeitaktivitäten werden immer noch relativ selten unternommen.

(2) Keine Zeit, Gesundheitsgründe und fehlender Kontakt zu anderen sind die am häufigsten genannten Gründe für die Nichtteilnahme an außerhäuslichen Freizeit-

aktivitäten, allerdings verändert sich die Reihenfolge mit zunehmendem Alter: bei Hochaltrigen werden Gesundheitsgründe an erster Stelle genannt, kein Kontakt an zweiter und keine Zeit an dritter Stelle.

(3) Mit zunehmendem Alter treten fehlende Transportmöglichkeiten und Sicherheitsprobleme als Gründe hinzu.

(4) Darüber hinaus gibt es noch weitere einschränkende Bedingungen, die für das Freizeitleben von Bedeutung sind, nämlich Tageszeiten, Lebensrhythmen, vorhandene Alltagsstrukturen und – natürlich auch – das Freizeitangebot.

Untersuchungen zum Ende der 80er und zu Beginn der 90er Jahre zu den zeitlichen Strukturen des Alltags Älterer sind von Tokarski (1989) zu einem durchschnittlichen **Tagesablauf** zusammengestellt worden, der aufgrund fehlender weiterer Analysen heute in seinen Grundzügen immer noch seine Gültigkeit hat (Abbildung 12).

**Konzentration von Aktivitäten im durchschnittlichen Tagesablauf Über-60-Jähriger (Basis: mittlere Werte)**

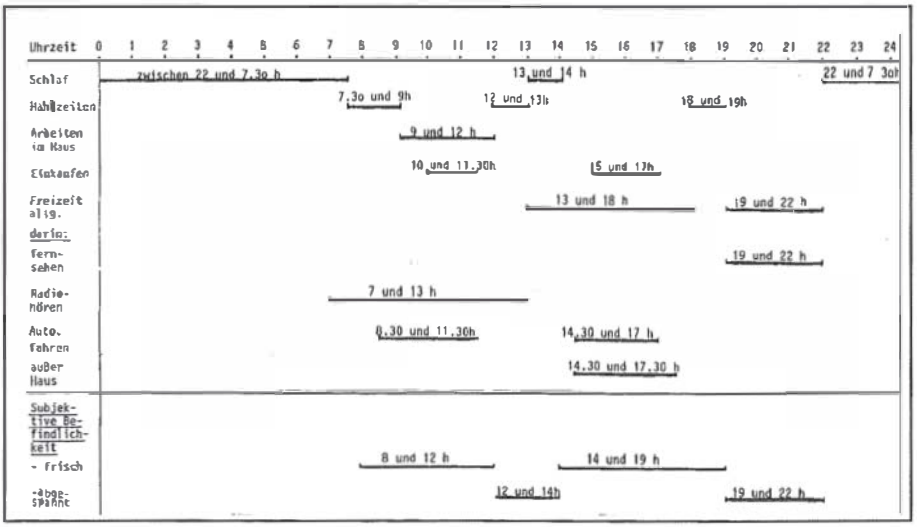



Abb. 12. Konzentration von Aktivitäten im durchschnittlichen Tagesablauf

Dabei wird deutlich, daß die Zeit für Freizeit eher in den Nachmittagsstunden liegt, und zwar im Hinblick auf außerhäusliche Aktivitäten, während der Vormittag den Alltagsverrichtungen gewidmet ist und der Abend eher der häuslichen Freizeit, genauer: dem Fernsehen. In solchen Tagesabläufen können wichtige Informationen für Anbieter hinsichtlich Zeit und Ort für neue Angebote liegen, es empfiehlt sich also, solche Analysen vorher zu machen, so wie es m.E. generell notwendig ist, tiefgehender Analysen über das Leben im Alter zu machen, da einige der hier vorgetragenen Teilergebnisse nicht mit den allgemeinen Aussagen über den Strukturwandel des

Altersk ompatibel sind. Möglicherweise wird also über den Wandel des Alters mehr geredet, als tatsächlich nachweisbar ist (Tews 1989, 134).

Die Forderung nach tiefergehenden Analysen betrifft auch einen anderen Bereich: Wie bereits gesagt, treten **Stabilität, Konstanz und Kontinuität** über längere Zeiträume im Alter kaum auf, vielmehr sind in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle Instabilitäten und diskontinuierliche Verläufe der Lebensstile zu beobachten. Daraus folgt, daß stärker auf die Bedeutung der aktuellen situativen Bezüge und ihrer Veränderungen sowie die Reaktionen älterer Menschen darauf bei der Betrachtung der Freizeit hingewiesen werden muß, der Rückbezug auf Freizeitaktivitäten, die „früher" einmal eine Rolle gespielt haben, zwar relevant ist, jedoch nicht in dem Maße, wie manchmal behauptet wird. Damit wird aber auch für die Beantwortung der Frage nach adäquaten Angeboten für Ältere deutlich, daß die aktuellen Interessen im Vordergrund stehen sollten, nicht das, was jemand einmal gemacht hat. Daraus folgt, daß die Ideologie der Kontinuität, so wie sie oft im Zentrum der Altenhilfe steht, neu überdacht werden muß. Im Alternsprozeß „sich verändernder" Individuen in einer „sich verändernden Welt" muß eher im Bewußtsein der aktuell gegebenen Situation begegnet werden, denn im Bewußtsein früherer Situationen. Biographische Einflüsse werden damit zwar nicht ausgeschlossen, jedoch relativiert. Es gilt also, vergangene Handlungsmuster nicht zu imitieren bzw. an ihnen krampfhaft festzuhalten, sondern neue Sinnorientierungen für das jetzige und zukünftige Leben zu entwickeln. Dazu gehört auch, neue Handlungsmöglichkeiten auszuprobieren (Allmer und Tokarski 1996a). Der Ausgestaltung gegenwärtiger Situationen sollte daher in der Altenarbeit besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, Flexibilität gegenüber Veränderungen bei den Älteren und Akzeptanz dieser Veränderungen sind heute in der modernen Altenarbeit unerläßlich.

Da die meisten Untersuchungen, die sich mit der Veränderung der Freizeit älterer und alter Menschen über die Zeit hinweg beschäftigen, lediglich aus einem Vergleich von zwei im Abstand von zwei bis drei Jahren durchgeführten Querschnittsuntersuchungen – meist vor und nach dem Eintritt in den Ruhestand – bestehen, wird in der Literatur unverändert das Bild der Konstanz aufrechterhalten, da sich über einen solchen kleinen Zeitraum i.d.R. nichts oder fast nichts verändert. Beobachtungen und Berichte von alten Menschen selbst bestätigen jedoch, daß über einen längeren Zeitraum hinweg sehr wohl Veränderungen der Freizeit stattfinden, sei es, daß Neues hinzukommt, sei es, daß einiges wegfällt oder bewußt aufgegeben wird, sei es, daß altes neue Bedeutung erhält bzw. alte Bedeutungen in Neuem gesucht werden. Das hiermit angesprochene Erleben von Freizeitaktivitäten bei Älteren ist leider noch nicht soweit untersucht, daß schlüssige Antworten vorlägen. Für die Altenarbeit bedeutet dies, daß sie nicht aufhören darf, immer wieder neue Angebote zu machen, damit sich jeder ältere Mensch mit seiner Person und seinen – auch wechselnden – Interessen wiederfinden kann, manchmal ist es auch erforderlich, ältere und alte Menschen erst an neue Angebote heranzuführen: Stichwort in diesem Zusammenhang könnte das der „Zugehenden Altenarbeit" (Karl 1989) sein.

## 4.

Standen bislang primär die Ergebnisse der Lebensstilforschung für Alter, Bildung und Freizeit im Vordergrund der Betrachtung, so soll im weiteren der **Lebensstilansatz** selbst und einige seiner theoretischen und methodischen Implikationen im Zentrum stehen.

Fassen wir die inhaltlichen Erkenntnissen der Lebensstilforschung im Hinblick auf ältere und alte Menschen zusammen, so ergeben sich für die Anwendung des Lebensstilansatzes bei der Analyse von Alter und Freizeit folgende Konsequenzen (Tokarski 1989, 264f.; 1992, 90f.; 1993, 130f.):

(1) Die Lebensstilforschung hat dazu beigetragen, daß das Alter, der Altersprozeß und die Lebensgestaltung im Alter **differenzierter** betrachtet werden: die simplen Vorstellungen früherer Tage sind komplexeren Bildern des Alterns und des Alters gewichen; **vertikale** Differenzierung wird durch **horizontale** ergänzt.

(2) Die Verwendung des Lebensstilansatzes im Hinblick auf das Alter und den Alternsprozeß erfolgt in den überwiegenden Fällen mit dem Ziel, **„neue" Formen** des Alters und des Alters **„alten" Formen** gegenüberzustellen.

(3) Der Lebensstilansatz bringt sowohl **strukturelle** als auch **prozessuale** Aspekte des Alterns miteinander in Beziehung. Er kombiniert weiterhin die Analyse von **Mikro- und Makroaspekten.**

(4) Der Ansatz bietet mit dem Begriff des Lebensstils einen Terminus an, der den Versuch beinhaltet, eine Vielzahl von ansonsten separat betrachteten **Teilprozessen zu integrieren.**

(5) Er bringt nicht zuletzt durch die Betrachtung von Lebensstilverläufen die **Dynamisierung der Perspektive** mit sich.

(6) Sowohl mit dem allgemeinen Strukturwandel als auch mit dem **Altersstrukturwandel** wird ein Set von Determinanten angeboten, das die Veränderung und Entwicklung von Lebensstilen im Alter erklären kann: Strukturwandlungen sind die Auslöser, sich wandelnde Lebensstile sind das Resultat.

(7) Trotz aller Entwicklungen gilt jedoch: **Vertiefende Analysen** von Lebensstilen Älterer stehen erst noch aus.

So faszinierend der Lebensstilbegriff ist, so schwierig ist er methodisch und forschungstechnisch in adäquater Weise anzuwenden; entsprechend widersprüchlich und vielfältigsind seine Erscheinungs- und Verwendungsweisen. Die Erklärungdessen, was eigentlich mit Lebensstil gemeint ist, wird oftmals nicht dem Anspruch des Gemeinten gerecht.

**Lebensstil** ist ein Begriff, der allgemein gesprochen nichts anderes meint, als die **„typische" individuelle oder kollektive Form der Lebenslage, der Lebensführung und/ oder der Organisation des Lebens.** Einige Autoren verbinden mit Lebensstil bestimmte Funktionen, z. B. der sozialen Identifikation, der persönlichen Identitätsfindung und Selbstdarstellung sowie der sozialen Abgrenzung, andere verwenden

Lebensstil als offenes, sog. „ganzheitliches" Denksystem, ohne jede spezifische Funktion, oder lediglich als Synonym für Typologien jeder Art.

Oftmals schwingen alle drei Denkrichtungen mit, wenn von Lebensstil die Rede ist, was die hohe Komplexität und die Schwierigkeit der Umsetzung sowie die große Unsicherheit hinsichtlich der „richtigen" Verwendung des Begriffs deutlich macht.

Dennoch, oder vielleicht gerade deswegen, erfreut sich der Terminus Lebensstil überaus großer Faszination. Man spricht von Lebensstilen, Erziehungsstilen, Bildungsstilen, Copingstilen, Alternsstilen, Freizeitstilen, Konsumstilen etc. in den unterschiedlichsten Zusammenhängen. In der Tat hat letztlich alles, was zumindest die Sozialwissenschaften untersuchen, irgendwie mit Lebensstilen zu tun, egal, ob es nun gerontologische Fragestellungen, Aspekte abweichendes Verhalten, schulische Bildung, Versorgungsforschung, Intelligenzmessung oder was auch immer ist. Die Beschreibung und Erklärung menschlichen Verhaltens, seine Motivation und sein Erleben in gegebenen Situationen stehen immer im Vordergrund, seine Ausdifferenzierung in individuelle bzw. gruppenspezifische Formen beziehen sich immer auf bestimmte Lebensstile (Tokarski und Schmitz-Scherzer 1985, Tokarski 1989, Tokarski 1993).

Eine direkte Bezugnahme auf ältere Menschen findet sich bei Thomae in seiner Abhandlung über **Alternsstile** und Altersschicksale (1983): Nachdem die Forschung jahrzehntelang eine unüberschbare Fülle von Einzeldaten zum Alternsprozeß und seinen Manifestationen gesammelt hat, orientiert sie sich heute zunehmend an ganzheitlichen Perspektiven, an Verknüpfungen von Alternsvariablen mit denen des sozialen Umfeldes, an der persönlichen Biographie eines Individuums, an Abgrenzungen und sozialen Ungleichheiten sowie an Differenzierungen des Lebens im Alter generell. Die Termini Lebensstil, Lebensführung (Baur et al. 1995) oder Lebensweise werden in diesem Zusammenhang allerdings seltener verwendet, statt dessen sind eher die Begriffe „erfolgreiches Altern", Anpassung oder Adaptation etc. im Gebrauch.

Wenn der Begriff Lebensstil explizit verwendet wird, so bezieht er sich in der Regel darauf, die mit speziellen statistischen Verfahren des Clusterns ermittelten Verhaltenstypen im Alter näher zu bezeichnen. Auch hier finden sich Definitionen sowie systematische Operationalisierungen selten. Zum Lebensstil wird also oft ein im Nachhinein verliehenes Etikett für in einer Faktorenanalyse gefundene Faktoren oder für eine per Cluster- oder Diskriminanzanalyse ermittelte Typologie. Es wird häufig dabei übersehen, daß die gefundenen Produkte keine realen, sondern künstlich (d. h. statistisch) geschaffene Lebensstile abbilden, die überdies nur Lebensstilausschnitte darstellen. Das Ausmaß und die Art der sozialen Kontakte sowie der Grad der Zufriedenheit, wie sie z. B. von Havighurst (zit. nach Thomae 1983, 36) zur Entwicklung von Lebensstilen im Alter benutzt werden, oder auch die zuvor gezeigten Lebensstiltypen von Reichard, Livson und Peterson (1962), die Formen der Anpassung an das Alter bzw. an den Ruhestand bezeichnen, sind Beispiele dafür. Die von Thomae (1983) über Belastung und Zufriedenheit sowie Aktivität und Kompe-

tenz ermittelten Alternsstile und Altersschicksale stellen lediglich über die Korrelation von Einzelmerkmalen gefundene Klassifikationen dar und werden als Stile deklariert; allerdings spricht Thomae im Text – anders als im Titel – von „Alternsformen im Hinblick auf bestimmte Merkmale" und nicht von Alternsstilen. Bei einer solchen Vorgehensweise ergibt sich eine unübersehbare Zahl von Lebensstilausschnitten, die wenig kompatibel und letztlich auch zu wenig umfassend sind, als daß sie Realität angemessen widerspiegeln könnten.

## 5.

Ohne an dieser Stelle zu tief in die theoretische und methodische Diskussion eintreten zu wollen, muß jedoch auf zwei **Fragen** Bezug genommen werden, da sie für die Erforschung von Lebensstilen essentiell sind,

(1) auf die Frage nach dem Verhältnis von **„Bedingungsfaktoren"** und **„Bestimmungsgrößen"** des Lebensstils zueinander und – damit eng verknüpft –

(2) auf die Frage nach der adäquaten **Operationalisierung** von Lebensstilen.

Zu (1): Unter „Bedingungsfaktoren" werden hier die Determinanten des Lebensstil verstanden, unter „Bestimmungsgrößen" die
Indikatoren, über die sich Lebensstil messen läßt (siehe hier und im folgenden Tokarski 1993, 122ff.).

In der Lebensstilforschung gibt es eine breit gestreute Palette von nicht immer empirisch nachgewiesenen **„Bedingungsfaktoren"** bzw. Determinanten des Lebensstils, die sich kaum sinnvoll zusammenfassen lassen, da sie je nach untersuchtem Teilbereich des Lebensstils variieren. Sozioökonomische Variablen spielen dabei eine gewisse Rolle, doch können sie nur ca. 30% der Varianz erklären. Die übrigen 70% werden offensichtlich durch andere Größen erklärt, wobei die Stellung im Lebenszyklus sowie Einstellungs- und Lebensorientierungen von Bedeutung sind. Wir müssen heute davon ausgehen, daß sich durch diese anderen Variablen schicht- oder klassenübergreifende und/oder unterhalb davon liegende Lebensstile ergeben, deren mögliche „Bedingungsfaktoren" eher Lebensorientierungen oder intellektuelle Haltungen, Lebenswünsche o.ä. sind, nicht aber primär die Schichtzugehörigkeit oder das Einkommen, wie es in hierarchisch gegliederten Gesellschaften, als der in Deutschland existierenden, der Fall ist.

Was die **„Bestimmungsgrößen"** des Lebensstil angeht, so lassen sich diese aufgrund ihrer offenen Systematik ebenfalls kaum sinnvoll zusammenfassen und allenfalls als auf die Person, das engere Umfeld und die gesellschaftlichen Strukturen bezogen darstellen. Diese drei Grundelemente werden in den verschiedenen Lebensstilmodellen unterschiedlich variiert und z. T. noch durch „querliegende" Systematiken ergänzt, wie z. B.

- Motivationen, Einstellungen, Verhalten und Erleben,
- Zeitstrukturen, soziale Netze und Konsummuster,
- Räumliche, zeitliche und soziale Netze etc.

Damit ergibt sich aber für das Verhältnis von „Bedingungsfaktoren" des Lebensstils und seiner „Bestimmungsgrößen" die Situation, daß sich beide Bereiche aus ein und demselben Variablenpool rekrutieren, theoretisch im Prinzip zunächst also identisch sind. Die bisher hier geführte Diskussion der Lebensstilkonzepte implizierte immer, daß es sich bei den „Bedingungsfaktoren" des Lebensstils um die unabhängigen Variablensets handelt, während ein durch bestimmte Größen bestimmter Lebensstil als abhängiges Variablenset fungiert. Die Akzeptierung, daß der Lebensstil durch mehr als nur Verhalten definiert ist, führt zu dem Schluß „ daß – zumindest einige – Kategorien der „Bedingungsfaktoren" gleichzeitig auch Bestimmungsgrößen sein können. Im Variablenmodell gibt es also zwischen den selektiven Indikatoren von Lebensstilen (Explanandum) und den Bedingungen ihrer Variation sowohl im objektiven als auch im subjektiven Feld der Lebenslage (Explanans) eine Überschneidung „in Form von flexibel gerichteten 'Generatoren' oder intervenierenden 'Rückmeldern'", wie Lüdtke (1985, 4) diesen Sachverhalt bezeichnet.

Zu (2): Damit ergibt sich eine deutliche Widersprüchlichkeit des Lebensstilbegriffs und seiner Operationalisierung: Der Ganzheitlichkeit des Begriffs wird ein zwar vom Ansatz her umfassendes, multidimensionales Operationalisierungsgebäude gegenübergestellt, der Begriff läßt sich jedoch kaum in der geforderten Breite und Ausdifferenzierung analytisch zergliedern; zugleich „überschneiden" sich die Determinanten- und die Indikatorensysteme.

Läßt sich das zweite Problem noch logisch bzw. theoretisch lösen, bleibt im Hinblick auf das erste Problem nur die Forderung nach der Berücksichtigung von „Minimalkriterien" bzw. „zentralen" Aspekten bei Lebensstilanalysen. Diese sind zumindest mit Zeit-, Sozial- und Raumkriterien auf der einen Seite sowie mit Motivations-, Einstellungs-, Verhaltens- und Erlebensmustern unter Berücksichtigung von sozio-demographischen und -ökonomischen Bedingungen auf der anderen Seite gegeben. Diese Kriterien lassen sich in einem dreidimensionalen System anordnen und stellen so ein offenes operationales System dar, das je nach wissenschaftlicher Fragestellung variierbar ist (Tokarski 1989, 48ff.;1993, 125f.) (Abbildung 13):

**Modell zur operationalen Erfassung von Lebensstilen auf der Basis „zentraler" Kriterien (Quelle: Tokarski, 1989, S. 49)**

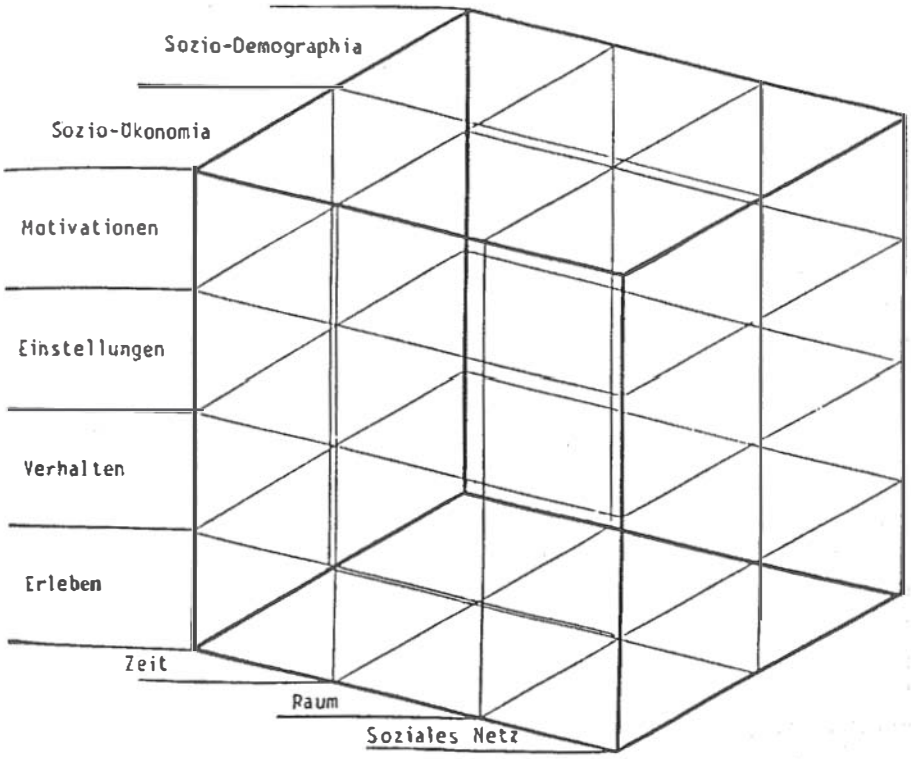



Abb. 13. Modell zur operationalen Erfassung von Lebensstilen

Unter dem Gesichtspunkt der hier im Zentrum stehenden Frage nach Lebensstilen älterer Menschen sowie unter dem zuvor Aspekt der Berücksichtigung „zentraler" Charakteristika der für eine Untersuchung ins Auge gefaßten sozialen Gruppe bzw. Fragestellung, lassen sich die für eine Operationalisierung infragekommenden Variablensysteme ohne weiteres ausweiten und in das hier vorgeschlagene Basismodell einfügen.

## 6.

Im Hinblick auf die theoretische und methodische Diskussion von Lebensstilen ergibt sich natürlich noch eine Fülle anderer Fragen, auf die an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden soll. Insbesondere betrifft dies Stilbildungsprozesse und -verläufe, es sei hier auf die einschlägige Literatur verwiesen (z. B. Lüdtke 1985,

Tokarski 1989). Eines ist m.E. bei der hier vorgenommenen Analyse deutlich geworden: Wenn man die im ersten Teil des Beitrags dargestellten Lebensstile, Lebensstilelemente und Merkmale des Strukturwandels im Hinblick auf ältere Menschen mit den im zweiten Teil gemachten Ausführungen zu den theoretischen und methodischen Implikationen vergleicht, so läßt sich sagen, daß noch viel für eine adäquate Anwendung von Lebensstilprojekten auf das Alter zu tun bleibt. Allein die quantitative Seite des Alters wird uns in Zukunft dazu zwingen, uns mehr mit solchen Fragen zu beschäftigen: 34% der Bevölkerung sind heute älter als 50 Jahre, 20% älter als 60 Jahre und 10% älter als 70 Jahre.

Im Jahre 2010 werden aller Voraussicht nach 38% der Bevölkerung älter als 50 Jahre, 24% älter als 60 Jahre und 14% älter als 70 Jahre sein (Statistisches Bundesamt 1992). Im Jahre 1995 betrug der Anteil der Bevölkerung im Alter von 65 und mehr Jahren 23%, im Jahre 2005 sollen es 26% sein (EU 1996, 12f.). Von der „demographischen Zeitbombe" ist dabei die Rede. Eine der möglichen praktischen Antworten auf diese Entwicklung gibt der Schriftsteller Dieter Höss (1996):

> Liebe Rentner,
> genießt euren
> Lebensabend!
> Wenn die Jüngeren
> an den ihren denken,
> sagen sie im
> Hinblick auf die
> Renten heute schon
> gute Nacht.

## Literatur


Allmer, H. und Tokarski, W. (1996): Strukturelle Merkmale von Angeboten von Sport und Bewegungsaktivitäten Älterer. Schriftenreihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaft. Köln

Allmer, H., Tokarski, W. (1996a): Sport, Spiel und Bewegung im Alter: Die Zukunft hat gerade erst begonnen. In Forschung-Innovation-Technologie. Wissenschaftsmagazin der Deutschen Sporthochschule Köln 1, 1, 38–40

Baur, J. et al. (1995): Seniorensport in Ostdeutschland. Zwischen Powersport und Kaffeeklatsch. Reihe Sportentwicklungen in Ostdeutschland 1. Potsdam

BMFuS – Bundesminister für Familie und Senioren (Hrsg.) (1994): Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland. Wiesbaden

Brody, J.E. (1996): Man ist so alt, wie man sich macht. In Welt am Sonntag vom 03.03.1996, 14

DGF – Deutsche Gesellschaft für Freizeit (1993): Freizeit in Deutschland '93. Erkrath

EU – Generaldirektion für Beschäftigung, Arbeitsbeziehungen und soziale Angelegenheiten der Europäischen Kommission (1996), Soziale Sicherheit in Europa 1995. Brüssel/Luxemburg

GFK – Gesellschaft für Konsum-, Markt- und Absatzforschung (Hrsg.) (1992): Die neuen Alten – Schlagwort der Medien oder marketingrelevante Zielgruppe? GfK-Tagung '92. Nürnberg

Gluchowski, P. (1988): Freizeit und Lebensstil. Erkrath

Horna, J. (1984): Desires and preferences for leisure activities: more of the same? Paper presented on the World Congress on Leisure and Free Time in Marly-le-Roi/France, Sept. 24-28, 1984

INFRATEST Sozialforschung, SINUS, HORSTBECKER (1991): Die Älteren. Zur Lebensgestaltung der 55- 70jährigen. Bonn

Karl, F. (1989): Alte Menschen im Stadtteil. Kasseler Gerontologische Schriften 8. Kassel

Lüdtke, H. (1985): Zur theoretischen Bedeutung von Lebensstilen. Vortrag auf dem Symposium Lebenslauf und Familie der Sektion Familien- und Jugendsoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bielefeld. Marburg

Olbrich, E. (1988): Die „neuen" Alten – psychologische Perspektiven. In Karl, F., Tokarski, W. (Hrsg.): Die „neuen" Alten. Kasseler Gerontologische Schriften 6. Kassel, 144-158

Reichard, S., Livson, F., Peterson, P. (1962): Aging and personality. New York

Schütz, R.-M., Tews, H.P. (1991): Ältere Menschen in Schleswig-Holstein. Kiel

Tews, H.P. (1989): Die „neuen" Alten – Ergebnisse des Strukturwandels des Alters. In Karl, F., Tokarski, W. (Hrsg.), Die „neuen" Alten. Kasseler Gerontologische Schriften 6. Kassel, 126-143

Tews, H.P. (1993): Neue und alte Aspekte des Strukturwandels des Alters. In Naegele, G., Tews, H.P. (Hrsg.), Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik. Opladen, 15-42

Tews, H.P. (1993a): Bildung im Strukturwandel des Alters. In Naegele, G., Tews, H.P. (Hrsg.), Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik. Opladen, 234-247

Thomae, H. (1983): Altersstile und Altersschicksale. Ein Beitrag zur Differentiellen Gerontologie. Bern

Tokarski, W. (1989): Freizeit- und Lebensstile älterer Menschen. Kasseler Gerontologische Schriften 10. Kassel

Tokarski, W. (1989a): Continuity and discontinuity of leisure life styles in old age: results of a reanalysis. In World Leisure & Recreation 31, 1, 28-31

Tokarski, W. (1991): Unterhaltung in der Seniorenarbeit. In Neifeind, H., Strey, G. (Hrsg.), Unterhaltung im Spannungsfeld zwischen Pädagogik und Kommerz. Ravensburg, 118-120

Tokarski, W. (1991a): Neue Alte – alte Alte, alter oder neuer Sport? In Tokarski, W., Allmer, H. (Hrsg.), Sport und Altern. Brennpunkte der Wissenschaft. Sankt Augustin, 5-21

Tokarski, W. (1993): Lebensstile. In Naegele, G., Tews, H.P. (Hrsg.), Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik. Opladen, 116-132

Tokarski, W. (1993a): Later life activity from European perspectives. In Kelly, J.R. (ed.), Activity and aging. Staying involved in later life. Sage focus editions 161. Newbury Park/Ca., 60-68

Tokarski, W. (1996): Lebensstile älterer Menschen in städtischem Umfeld. Vortrag anläßlich des 20jährigen Jubiläums der Höheren Fachschule für Sozio-Kulturelle Animation Zürich im Rahmen der SozioKulturMontage am 15.01.1996

Tokarski, W., Schmitz-Scherzer, R. (1985): Freizeit. Studienskripten zur Soziologie 125. Stuttgart

Tokarski, W., Schmitz-Scherzer, R. (1992): Lebenswelten im Wandel – der Beitrag der gerontologischen Longitudinalforschung für das Verständnis der Veränderung von Lebenswelten. In Petzold, Ch., Petzold, H. (Hrsg.), Lebenswelten alter Menschen. Konzepte-Perspektiven-Praxisstrategien. Hannover, 86-93

Ward, R.A. (1979): The aging experience. An introduction to social gerontology. New York

**Anschrift des Verfassers:** Univ. Prof. Dr. Walter Tokarski, c/o Deutsche Sporthochschule Köln – Institut für Freizeitwissenschaft, Carl-Diem-Weg 6, D-50933 Köln. (Dr. Walter Tokarski ist Professor für Freizeitwissenschaft an der Dt. Sporthochschule Köln.)

Tokarski, W.: Lebensstile: ein brauchbarer Ansatz für die Analyse von Alter, Bildung und Freizeit? In: SPEKTRUM FREIZEIT, 19. Jg., Heft 1–2/1997, S. 136ff.

DIETER NEUMANN · LÜNEBURG

# „Zeit für Gefühle". Zur Biologie menschlicher Gefühls- und Verhaltensweisen. Bedeutungsaspekte für Cluburlaubsgestaltung.

*Das Cluburlaubskonzept hat Erfolg. Trotzdem modifizieren jetzt einige Veranstalter ihr Erlebnis- und Animationsprogramm. Der folgende Beitrag liefert auch auf der Basis eigener Erfahrungen mit Robinson-Cluburlauben einige Überlegungen zu Form und Funktion solcher Gestaltungselemente, wobei insbesondere mit Erkenntnissen der modernen Verhaltenstheorie operiert wird.*
*Es geht hierbei nicht um eine grundsätzliche und vergleichende Bewertung dieser Urlaubsform. Es geht vielmehr um die Stimmigkeit von Intention und Wirkung*

Die Botschaft, sich im Rahmen einer bestimmten Urlaubsgestaltung Zeit für Gefühle zu nehmen, zielt fraglos nicht auf das wahllose Ausleben der gesamten Palette von menschlichen Emotionen, zu der auch Angst, Furcht, Verzweiflung oder Haß gehören, sondern auf die Herstellung und den Genuß dessen, was wir als gute oder angenehme Gefühle empfinden, und dazu zählen wir üblicherweise Empfindungen wie Zufriedenheit, Wohlbehagen, Entspannung, Fröhlichkeit oder Liebe. Hier ist nicht nur die geschlechtliche Liebe gemeint, sondern die Emotion einer sozialen Zuneigung in ihrer aktiven wie passiven Form, die uns ein Gefühl der Geborgenheit vermittelt.

Bei bestimmten Gefühlen ist man nicht sicher, ob sie zu den positiven oder negativen gezählt werden sollen, weil hier offensichtlich der Grad ihrer Intensität von Bedeutung ist; von Bedeutung vor allem für den Gegenüber, der damit konfrontiert wird und sozial damit zurecht kommen muß. So kann das subjektive Gefühl von Stolz oder „restloser Begeisterung" für den, der dies empfindet, außerordentliches Glück bedeuten, für den anderen sozialen Kontaktpartner aber, wenn zeitlich und in der Ausprägung ohne Maß, ein störendes Ärgernis sein, also ungute Gefühle auslösen. Dies gilt natürlich in begrenzter Form auch für die oben genannten „guten Gefühle", wenn sie in gar zu übersteigerter Form ausgelebt werden. So kann ein völlig entspannter und vor Wohlbehagen „grunzender" Zeitgenosse auf andere leicht indolent und wenig unterhaltend wirken, und während die Betrachtung des Flirtspiels von Verliebten als angenehm empfunden werden kann, sei es nun in einem anregenden oder melancholisch-verträumten Sinne, so muß dies beim Blick auf extrovertiert gockelnde Männer und sich lasziv räkelnde Frauen nicht so sein. Es kommt also wie bei Arzneimitteln oder Alkohol auf die Dosierung an: Kann uns ein leicht angeheiterter und sich selbst sichtlich wohlfühlender Mensch amüsieren, so ist ein betrunkener eben für sich und andere „zu".

Der Gesichtspunkt der Dosierung führt zu einem anderen, heute geradezu modisch gewordenen Begriff für eine Befindlichkeitsumschreibung, der noch vor wenigen Jahrzehnten ganz unbekannt war und dessen Nennung heute schon wie selbstverständlich für die Begründung von „Urlaubsreife" ausreicht: „Stress"! Der Begriff wird im alltäglichen Sprachgebrauch negativ assoziiert, weil man darunter das Gefühl einer andauernd überfordernden Belastung versteht.

Die Ursachen dafür werden üblicherweise in den Auswirkungen der Arbeits- und Lebensverhältnisse heutiger Industriegesellschaften vermutet. Nun hat sich aber in der Diskussion darüber herausgestellt, daß eine Belastung, also „Stress", nicht nur dann besteht, wenn ein Mensch durch die erwähnten Zwänge überfordert wird, sondern auch dann, wenn ihm nicht genügend Herausforderung und Vielfalt geboten wird.

Es ist also eine Frage der Dosierung von „Erregung", die sich durch jede Konfrontation mit Neuem herstellt und die wir als „Anspannung" empfinden, weil sich durch sie eine erhöhte Aktivität des autonomen Nervensystems auslöst, ob wir diese Anspannung als unangenehm oder als angenehm registrieren. Man spricht dann von sog. „positivem Stress". Auf eine Urlaubssituation übertragen, bedeutet dies, daß ein an Neuem und damit an Reizen armer Urlaub, etwa der längere Aufenthalt in einer gleichförmigen Landschaft mit gleichförmigem Verlauf stressig wirken kann, während ein an Ereignissen wie an Auf- und Anregungen reicher Urlaub durchaus entspannen kann. Wobei hier natürlich die verschiedenen Temperamente, die akuten Befindlichkeiten und Lebensformen der Menschen eine Rolle spielen.

Projezieren wir diese Tatsache gleich einmal auf ein Problem des Cluburlaubs, nämlich auf das der sogenannten „Animation" – und dies bedeutet im ursprünglichen Wortsinn beleben, anregen oder ermuntern der „Seele" – so ergibt sich daraus, daß eine richtige, also gute Gefühle auslösende Animation dann gegeben ist, wenn das Anregen und Ermuntern der Gäste zu eigenem „Tun" in einer so dosierten Form geschieht, daß diese sich zwar gefordert, aber nicht überfordert sehen. Das ist natürlich immer ein Balanceakt, weil es vom Animateur ein intuitiv richtiges Erfassen von Situation und Person erfordert. Diese Fähigkeit ist kaum erlernbar – also nicht „technikfähig", wie die Sozialwissenschaft sich ausdrücken würde – sie zeigt sich in Form eines „sozialen Gefühls", eines „Taktempfindens", das zur Eigenschaft eines Persönlichkeitstypus zählt. Man kann auch knapp sagen, „der eine hat es und der andere nicht", und das Problem besteht dann nur darin, die herauszufinden, die es „haben". Über eine genauere Betrachtung von „Temperamentslehren" ließe sich der geeignete Persönlichkeitstypus als „sozialer", menschenoffener Typus, wie er sich vorzugsweise im sanguinisch/melancholischen Mischtypus und weniger im cholerisch/phlegmatischen Typus findet, genauer bestimmen. Das wäre aber hier ohne praktischen Wert, weil damit noch nichts über die Möglichkeiten seiner Identifizierbarkeit ausgesagt wäre.

Der Hinweis auf angemessene Dosierung darf nicht als Konzept der „mittleren Dosis" mißverstanden werden. Dann bestünde die Gefahr, daß sich die Animation auf

eine lockere, seichte und schließlich als reizarm und langweilig empfundene „Betreuung" begrenzt. Nur über eine starke Stimulierung können einschneidende Erlebnissituationen hergestellt werden, die dann gewöhnlich noch lange nachwirken. Aus Angst vor Widerstand und Ärger, ganz auf solche Risiken zu verzichten, hätte zur Folge, daß die Ebene starker Gefühlsausschläge, also hoher Emotionen mit gewöhnlich prägendem, auf Cluburlaub prägenden Charakter nicht mehr erreicht wird.[1]

Wir kennen dieses Phänomen aus dem Bereich der Risikosportarten, wo der Gefahrenkitzel um des „starken Gefühls" danach regelrecht gesucht wird. Physiologisch erklärbar ist dieser Vorgang durch einen Zusammenhang zwischen hoher Adrenalinausschüttung bei Spannung und Angst und der entsprechenden Gegenreaktion endorphiner Botenstoffe, sog. „Glücksstoffe", die als Ausgleich wirken. Extrem deutlich wird dieser Vorgang bei künstlich chemischer Stimulanz durch Rauschgifte: Auch hier folgt dem extrem hohen Wohlgefühl ein entsprechend tiefer Absturz zur anderen Seite hin. Nur so ist auch das gesellschaftliche Phänomen eines großen Sicherheitsverlangens auf der einen Seite und der bewußten Risiko- und Gefahrensuche auf der anderen Seite erklärbar.

Zu diesen einleitenden Hinweisen auf Eigenarten unserer Emotionssteuerung noch einige grundsätzliche Feststellungen: Von welcher Art und Funktion sind unsere „Gefühle", für die wir uns nach dem Credo des neuen Clubkatalogs im Urlaub Zeit nehmen sollten? In diesem Zusammenhang interessieren nicht die zahlreichen philosophischen und deshalb meist widersprüchlichen Spekulationen zu diesem Thema, sondern die Aussagen der naturwissenschaftlichen Forschung über den Menschen, also die Erkenntnisse der modernen evolutionsbiologischen Anthropologie.

Bereits Darwin hatte 1872 in seinem Buch „The Expression of the Emotions in Men and Animals" auf die erbliche Bedingtheit und damit die genetische Fixierung unserer „Gefühle" hingewiesen.

Spätere Forschungen der sogenannten „Ethologie", der biologischen Verhaltenstheorie, haben diese Vermutung erhärtet. Durch die Erforschung tierischer Instinktprogramme in Vergleichsstellung zu menschlichem Verhalten und durch einen kulturanthropologischen Vergleichsansatz, aus dem sich ergab, daß qualitativ unverwechselbare Emotionen wie Haß, Liebe, Neid, Trauer, Begeisterung, Empörung, Freude oder Eifersucht universell, also in allen menschlichen Kulturen auftreten, konnte die lange dominierende und in bestimmten Geisteswissenschaften bis heute vertretene Auffassung, daß jeder Mensch seine Verhaltensprogramme und die dazugehörigen Gefühle im Laufe seiner Jugendentwicklung (Erziehung und Soziali-

[1] Die Überwindung einer Scheu, eines Widerstandes, ja einer Furcht, auch wenn dabei kräftig nachgeholfen wird, führt zu einer besonders positiven Emotion, wenn man sich dann überwunden hat oder auch überwunden wurde.
Die Psychologie arbeitet hier mit dem Bild des Amplitudenausschlags, wonach das Abweichen von einer mittleren Linie des emotionalen Gleichgewichts mit einem Ausschlag zur anderen Seite hin beantwortet wird. Nach einem großen Schrecken folgt eine um so größere Erleichterung, je größer die Angst vor etwas, um so größer die Befriedigung, wenn sie bewältigt wurde.

sation) durch Lernprozesse erwirbt, widerlegt werden. Diese Position der sogenannten Milieutheorie, wie sie insbesondere durch die amerikanische Forschungsschule des Behaviorismus vertreten wurde, stellte die Prämisse, daß alles, was den Menschen forme, von außen komme und so auch entsprechend unkonditioniert, also verändert werden könne. An eine solche Vorstellung lassen sich zahlreiche Hoffnungen knüpfen, auf ewige Friedfertigkeit, aggressionsfreie Sozialbeziehungen oder angstfreie Zustände, weshalb, wie Sie sich denken können, dieser Ansatz insbesondere in der Pädagogik attraktiv war und auch dort bis heute verteidigt wird. Aber dieser Ansatz ist wissenschaftlich nicht haltbar. Man stellte sich die Schaltzentrale für Verhalten und Gefühle, das Gehirn, als eine „black box" vor, als einen „leeren" Organismus, der erst im Laufe eines individuellen Lernprozesses seine Ausprägung erfährt. Heute wissen wir so viel über den Aufbau des Gehirns, daß es möglich ist, über gezielte mechanische Reizungen bestimmter Hirnregionen – vor allem im Bereich des „Lymbischen Systems" – Gefühle wie Angst, Freude oder Aggression künstlich zu erzeugen, also ohne daß es dafür in der Umgebung (Umwelt) irgendeinen Anlaß gibt. Es ist schon beeindruckend zu sehen, wie aus einer mit Elektroden verdrahteten Katze in einem leeren Käfig je nach elektrischer Reizung ein fauchender Tiger oder eine sich zusammenkrauchende, völlig verängstigte Kreatur gemacht werden kann. Beim Menschen wäre ähnliches möglich:

So sind wir ja zum Beispiel schon in der Lage, durch Verödung bestimmter Hirnteile den Sexualtrieb völlig stillzulegen. Auch durch chemische Einwirkungen, sprich medikamentöse Therapie, lassen sich ja bekanntlich Stimmungen, also Gefühle, verändern.

Zu den menschlichen Verhaltensprogrammen, dem instinktmäßigen „Ethogramm" unserer Art gehören also entsprechende Gefühle. Oder anders ausgedrückt: Instinktprogramme melden sich bei uns als „Gefühle"; wir können sie überhaupt nur als Gefühle wahrnehmen. Sie sind von endogen-spontanem Charakter, das heißt, sie kommen von innen und werden durch bestimmte „Schlüsselreize" ausgelöst. Die falsche, aber wie schon gesagt, sehr verbreitete Gegenvorstellung ist die, daß Gefühle rein reaktiv hervorgerufen werden, weshalb es dann über die Herstellung einer entsprechenden Umgebung, eines „Milieus", möglich wäre, bestimmte „Gefühle" regelrecht „abzuschaffen", neue Gefühle zu bilden oder nur noch als positiv bewertete Gefühle wie etwa Freude, Liebe oder Friedfertigkeit zum Ausdruck kommen zu lassen. Wir müssen aber erkennen, und das ist für die Bewertung von und den Umgang mit Gefühlen wichtig, daß von uns als positiv oder negativ bewertete Gefühle in ihrer extremen Ausformung jeweils Endpunkte auf der Skala eines Verhaltensprogramms darstellen: ohne Haß keine Liebe, ohne Empörung keine Begeisterung, ohne Trauer keine Freude und ohne Aggression keine Friedfertigkeit, ohne Angst kein Mut. Die naturwissenschaftliche Erklärung dafür: Die uns angeborene Bereitschaft für bestimmte Gefühle ist eine angeborene Form der Erfahrung; die in der stammesgeschichtlichen Entwicklung des Menschen entstanden ist und genetisch fixiert wurde. Unsere Sinne oder Wahrnehmungsorgane sind wie unsere Gefühle also das Er-

gebnis einer über Tausende von Jahren verlaufenden Anpassung an die reale Welt. So sind wir also biologisch unserer Umwelt angepaßt, und das hat jetzt zur Folge, daß alle Gefühle, also auch die oft als „schlecht" benannten, eine Funktion besitzen, eine überlebensdienliche Funktion. Ohne Aggression, Eifersucht, Neid, Hinterlist oder Trauer wäre ein Leben und Überleben ebenso wenig möglich wie nur mit den „positiven" Gefühlen der Liebe, Freundschaft, Begeisterung oder der Friedfertigkeit. Es ist nun in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß aufgrund ihres endogen-spontanen Charakters Gefühle latent vorhanden sind und sich ihre Auslösereize in der Umgebung regelrecht suchen („Appetenz"). Man hat sich das so vorzustellen, daß, wenn es über eine längere Dauer keinen äußeren Anlaß für eine bestimmte Gefühlsregung gibt, die Schwelle für das Auslösen des Gefühls sinkt. Es genügt dann manchmal der „geringste Anlaß", die sprichwörtliche „Fliege an der Wand", um sich deftig zu ärgern. Wenn „sonst nichts geschieht", kann auch die kleinste Aufmerksamkeit übergroße Freude auslösen und die geringste Störung die „hellste Empörung".

Wenn man dies verstanden hat, kann man sich auch erklären, warum plötzlich in einem Urlaub, wo im Prinzip „alles in Ordnung ist", geringste Anlässe zu Streit und Ärger führen. (Auch die oft gerade nach einer „friedlichen Weihnachtszeit" urplötzlich losbrechenden Familienstreitigkeiten finden in diesem Mechanismus ihre Erklärung).

Es ist nun gewöhnlich so, daß eine solche naturwissenschaftliche Erklärung über die genetische Fixierung unseres Gefühlsensembles beim Menschen deshalb auf keine große Zustimmung stößt, weil der Gedanke, nicht frei, sondern nach doch weitgehend festgelegten Mustern zu handeln und zu reagieren, mit der Idee eines frei steuerbaren Willens nicht übereinstimmt.

Diese Instinktmuster, das gehört zu ihren Eigenarten, laufen weitgehend unbewußt und nicht bewußt kontrolliert ab. Das hat zur Folge, daß Menschen sich häufig ganz anders verhalten und anders handeln, als sie selber glauben. Aufgrund der unbewußten Motivsteuerung haben so Menschen in der Regel ein falsches Bild von sich selbst.[1]

Es fällt auf, daß andere, eindeutig stammesgeschichtlich erworbene Anpassungsmerkmale des Menschen von diesem als solche ohne weiteres akzeptiert werden. So vor allem die im physiologischen, also im körperlichen und motorischen Bereich. Niemanden wundert es, daß alle Menschen zwei Arme und zwei Beine haben, Augen, Ohren und Nasen, mit denen alle ungefähr gleiches sehen, hören und riechen. Auch sind die unbewußt gesteuerten Bewegungen und unsere Reflexe erbkoordinativ, beruhen also beim Menschen auf den gleichen Grundlagen und stimmen deshalb überein. Dies gilt interessanterweise auch für den Bereich des mimischen und gesti-

[1] Zahlreiche Verhaltensexperimente mit Menschen bestätigen diese Annahme eindrucksvoll. Erwähnt seien hier nur das Milgram-Aggressions-Experiment und das Kollektiv-Anpassungsexperiment. Menschen, die an einem solchen Experiment teilgenommen haben, zeigen sich anschließend oft überrascht bis entsetzt über ihre Verhaltensweisen.

schen Ausdrucks, mit dem wir gewöhnlich unsere inneren Gefühlslagen körperlich unterstreichen. Kulturvergleichende Untersuchungen haben ergeben, daß vom Hopi-Indianer über den Kalahari-Buschneger bis zum Eskimo die Gefühle der Angst, Freude oder Verachtung mit einem ungefähr gleichen Gesichtsausdruck signalisiert werden. Das läßt sich bis in den Bereich unserer nächsten tierischen Verwandten verfolgen, weshalb es uns auch keine Mühe macht, die jeweilige Stimmungeines Schimpansen richtig „abzulesen". Als zusätzlicher Beweis für die genetische Fixierung dieses Ausdrucksvermögens gelten Beobachtungen an „taub-blinden" Kindern, die, ohne je etwas von ihrer Umgebung gesehen oder gehört zu haben, im Prozeß ihrer biologischen Reifung die gleiche Palette von Gestik und Mienenspiel entwickeln wie Sehende und Hörende.

Während also im morphologischen Bereich dasstammesgeschichtliche Erbe eindeutig erwiesen ist und auch akzeptiert wird, tun Menschen sich schwer, dies auch für den Bereich des „sozialen Verhaltens" und der Gefühlsempfindungen zu akzeptieren. Hier, wo unser Gewissen, unsere Seele beteiligt sein soll, möchten wir, daß alles bewußt gesteuert ist.

Aus derTatsache, daß wir es aber besser wissen, ergeben sich für unseren Aspekt der Urlaubsgestaltung, genauer der Inszenierung von Cluburlaub, zunächst zwei allgemeine Hinweise: Weil Gefühlsreaktionen und emotionales Verhalten weitgehend unbewußt gesteuert werden, können Urlauber auch nicht immer genau rekonstruieren, warum und durch welche gegebenen Bedingungen ein Urlaub so besonders gut gefallen hat, warum man sich so besonders wohl-„fühlte". Denn : Man weiß nicht, was man nicht weiß. So kann natürlich wahrgenommen werden, daß Unterkunft, Verpflegung, Sportangebot und Wetter ausgezeichnet waren, auch daß die Atmosphäre „nett" war; viel seltener aber kann noch gesagt werden, warum die Atmosphäre insgesamt als so angenehm empfunden wurde. Dies gilt in etwas eingeschränkterem Maße auch für genauere Begründungen für insgesamt positiv empfundene Gestaltung von Wohnanlagen, Geländeform und Gebäudeaufteilung. So muß man in Rechnung stellen, daß bei einer Cluburlaubsgestaltung nach einer erfragten Wunschliste von Gästen nicht alles erfaßt wird, was für den Gast nicht bewußt, noch zum Gelingen seines Urlaubs beigetragen hat. Dieser kann dann höchstens bemerken, daß eigentlich alles gut war, daß aber „irgend etwas" gefehlt hat. Über dieses „irgend etwas" können dann nur selten genauere Angaben gemacht werden. Kurzum: Der Konzepteur von Urlaub muß über die Art und die Bedingungen der „Gefühlswelt" seiner Gäste besser Bescheid wissen als dieser selbst. Denn er schafft diese spezielle Umwelt, in die er die „Schlüsselreize" für die Auslösung möglichst „positiver Gefühle" in verschiedensten Formen, auf die gleich näher eingegangen wird, einbauen muß.

Der zweite Hinweis ergibt sich aus der angesprochenen Verbindung, dem Zusammenhangzwischen „negativem" und „positivem" Gefühlsausschlag. Wenn man ganz „starke Gefühle", sich einprägende „Erlebnisse" erzeugen will, so gelingt dies nicht auf der Basis einer ruhig dahinplätschernden, reizarmen Atmosphäre. Will man

dies, muß man etwas riskieren. Man muß fordern, provozieren, was im anfänglichen Stadium durchaus auch Gefühle auslösen soll, die nicht als angenehm empfunden werden. Gerade deren inszenierte Überwindung führt dann zu besonders starken Gefühlsempfindungen der positiven Art, die dann als nachhaltige Impressionen, als „echte Erlebnisse" lange im Gedächtnis bleiben.

Die Qualität solcher Anregungen, Forderungen oder Inszenierungen steht und fällt mit der Qualifikation derer, die diese Aufgabe haben und die, wie OPASCHOWSKI dies ebenso allgemein wie zutreffend ausgedrückt hat, „idealiter aus allen Poren kommunikationsfähig" sein sollen (OPASCHOWSKI 1989, S. 41). Eine Diskussion darüber, inwieweit sich die Funktion der „Animation" von der der „Motivation" oder der „Manipulation" abgrenzen läßt, erscheint mir in diesem Zusammenhang künstlich. So macht es vor dem Hintergrund der hier erläuterten These über die weitgehend unbewußte Steuerung unserer Gefühlsempfindungen keinen Sinn, dann von Manipulation zu sprechen, wenn „vor-rationale Gefühle" angesprochen werden, die sich dem klaren Erkennen des Angesprochenen entziehen. Dies gehört zu den ganz normalen Bedingungen, unter denen sich menschliches Zusammenleben vollzieht. So bemerkt der Verhaltensforscher EIBL-EIBESFELDT im Zusammenhang mit seinen Studien zur kulturvergleichenden Interaktion, daß die wenigsten Leute über Funktion und Ursprung ihrer alltäglichen sozialen Verhaltensweisen Aufschluß geben können. Warum zum Beispiel jemand beim Grüßen an den Hutrand tippt oder warum er in bestimmten Situationen des Grüßens die Augenlider senkt und welche Wirkungen dies auslöst, weiß kaum einer zu sagen. Genau aus diesem Grund ist die methodische Form der Befragung zum Zwecke des Informationserwerbs nur sehr eingeschränkt geeignet. Dies gilt nicht nur für diesen Forschungsansatz, sondern gleichermaßen, wie bereits angesprochen, auch für die Befragung von Clubgästen (vgl. EIBL-EIBESFELDT 1982, S. 247).

Ein Handlungskonzept der Animation, das mit Begriffen wie „Aktivieren", „Ermutigen", „Anregen", „Faszinieren", „Beseelen" oder „Motivieren" belegt wird (vgl. OPASCHOWSKI 1989, S. 18 ff.), zielt natürlich nicht nur auf den reinen Verstand, sondern auch auf Unbewußtes.

Im folgenden sollen nun einige Elemente angeborenen, also determinierten Verhaltens gesondert angesprochen und auf ihre mögliche Bedeutung für die Konzeption von Cluburlaub hin untersucht werden.

Dabei kann schon vorweggesagt werden, daß der offensichtliche Erfolg von Urlaub mit Clubatmosphäre als Beleg dafür genommen werden kann, daß mit dem richtigen Konzept gearbeitet wird. Wenn, wie in der B.A.T. Repräsentativumfrage von 1988 dokumentiert, viele Millionen von einem Cluburlaub träumen, obwohl zum Zeitpunkt der Umfrage erst 300 000 Bundesbürger von diesem Angebot Gebrauch machten, weshalb dann auch von einer „Urlaubsform der Zukunft" gesprochen wird, so spricht dies für den richtigen Einsatz von Programm-Bausteinen zur Herstellung eines „Erlebnisprodukts", in welchem die Spannung zwischen Freiheitsstreben, Individualisierungsanspruch, Abenteuerlust und Neugierverhalten auf der ei-

nen Seite und Sicherheits- und Bequemlichkeitsanspruch auf der anderen Seite in ein vernünftiges Gleichgewicht gebracht wurde.

Die Erörterung von determinierten Verhaltens- und Gefühlsdispositionen und deren jeweiliger Bezug zu den einzelnen Elementen des Clubkonzepts (Angebots-Varianten) dient denn vielleicht auch nur einer genaueren Vergewisserung des bereits Selbstverständlichen. Möglicherweise aber wird doch noch deutlicher, was an den einzelnen Konzeptelementen hängt und was bei einem eventuellen Wegfall von Teilen verloren zu gehen droht.

Im Bereich des menschlichen Sozialverhaltens geht die biologische Forschung vor allem beim Sexualverhalten, bei der Mutter-Kind-Bindung, hinsichtlich des Verhaltens gegenüber Fremden und bei Bindungen an Verwandte, aber auch an Glaubensvorstellungen und Ideen (Ideologien), von instinktartigen Verhaltensmustern aus, deren Modifikabilität durch Lernen und Erfahrung gar nicht oder wenig beeinflußbar erscheint. Wir sprechen deshalb von „angeborenen" Verhaltensdispositionen.

So gehört die Scheu oder gar Furcht vor fremden Mitmenschen zu den Universalien unseres sozialen Zusammenlebens. „Fremdenangst" ist nicht nur eine in der frühkindlichen Phase zu beobachtende Vermeidungsreaktion, sie stellt auch bei Erwachsenen ein entwicklungsspezifisches Phänomen dar und steht im Zusammenhang mit einem weiteren Phänomen, das als „territoriales" Verhalten bezeichnet werden kann.

Die längste Zeit seiner ihn prägenden Geschichte hat der Mensch in relativ geschlossenen Kleinverbänden gelebt, in größeren Gruppen oder Horden von großer Beständigkeit, mit einem entwickelten Gefühl der Zusammengehörigkeit. Diese Menschen waren einander Bekannte oder Vertraute und die sozialen Regelungen waren nicht frei von Aggression oder egoistischen Bestrebungen des einzelnen, aber doch von einem relativen Vertrauen geprägt. Heute in den anonymen Groß- oder Massengesellschaften sind die meisten Menschen, denen man im Alltag begegnet, Fremde, weshalb angstauslösende Signale der Mitmenschen zur Wirkung kommen und das gesamte Verhalten in Richtung Mißtrauen verschoben ist.

Ein auf den ersten Blick völlig paradoxes Umfrageergebnis, aus dem hervorgeht, daß Urlauber an fremden Orten, die sie völlig freiwillig aufgesucht haben, am meisten das eigene Bett, die Heimatzeitung und das eigene gemütliche Zuhause vermissen, findet in dieser tiefsitzenden Bindung an vertraute Gemeinschaften und Territorien einerseits und Fremdenfurcht andererseits eine plausible Erklärung. OPASCHOWSKIs Erklärung dieses Ergebnisses mit der Wirkung alltäglicher Gewohnheiten zielt in die richtige Richtung, greift aber noch zu kurz. Desmond MORRIS schätzt die Größe der urzeitlichen Stammes- oder Hordenformation auf 80 – 120, andere gehen bis zu einer Zahl von 300/400. Wie auch immer, irgendwo in dieser Größenordnung liegt die Grenze zwischen dem, was wir noch als uns vertraut empfinden können, und dem, was uns fremd erscheint. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang, daß bei fast allen Menschen die Zahl ihrer persönlichen Bekanntschaften, diese Größenordnung des alten Stammes nicht überschreitet (vgl. MORRIS 1994,

S. 85). Hier liegt also offenbar eine Grenze unserer gefühlsmäßigen Aufnahmekapazität für die Empfindung „Mitmensch". Deshalb auch die relative Vergeblichkeit postulativer Ethiken, andere Menschen zu lieben wie sich selbst oder alle Menschen als Brüder zu begreifen und zu behandeln.

Für die kapazitative Gestaltung von Clubanlagen ist dieser Gesichtspunkt sicher nicht ohne Bedeutung. Zwar müssen die Zahlen keinen genauen Orientierungswert ergeben, man lebt ja im Urlaub nicht in einer direkt funktionalen Zweckgemeinschaft, aber das gute, weil entspannende Gefühl, sich in einer „vertrauten" Gemeinschaft aufzuhalten, kann bei einer deutlichen Überschreitung dieser Größenordnung kaum mehr erzeugt werden.[1]

Beobachtungen und Experimente haben gezeigt, daß es in Großstädten zu Kontaktvermeidungen und Maskierungen des Ausdrucks kommt. So werden Blickkontakte und mimische Gefühlsregungen in U-Bahnen, Geschäften und auf der Straße vermieden. Außerdem hat man festgestellt, daßdie Gehgeschwindigkeit von Menschen mit der Größe der Städte zunimmt. In Kontrast dazu nehmen die Blickkontakte in dörflichen Gemeinden zu und die Gehgeschwindigkeit hingegen ab. Bei einem vorgetäuschten Zusammenbruch ignorierten fast alle Passanten in Großstädten ihren hilfebedürftigen Mitmenschen. Die meisten schauten gar nicht hin, während es im Dorf auch bei einem Fremden zu einem regelrechten Zusammenlauf von sich kümmernden und besorgten Einwohnern kam. In kleineren, überschaubaren Gemeinschaften ist also offenbarder Anti-Fremden-Mechanismus nicht so schnell aktiviert. Zu viele Fremde, die einen im Alltag umgeben, werden zum Stressor. Und die Reaktion darauf ist eine abweisende, neutrale Haltung, die sich unter günstigen Bedingungen ein System unpersönlicher Höflichkeiten – „Manieren" oder „Etikette" – gibt.

Strategien der Kontaktvermeidung aber sind für ein Clubleben mit positiven Gefühlsakzenten kontraproduktiv.

In diesem Zusammenhang sind kulturanthropologische Forschungen über menschliche Ausdrucksbewegungen im mimischen Grußverhalten bemerkenswert. Die Forschungen haben ergeben, daß es hier zwischen den verschiedensten Kulturen und Völkern klare Übereinstimmungen gibt, weshalb auf kulturunabhängige Invariablen im mimischen Repertoire zu schließen ist.

Angeborene Auslösemechanismen reagieren auf bestimmte Schlüsselreize. Und wie wir aus dem Bereich der Bewegungsmotorik, dem Brutpflegeverhalten („Kindchenschema") und dem Sexualverhalten wissen, reagieren alle Menschen auf spezifische Reize oder Reizkonstellationen in gleicher Weise. Geschätzte 70 % der Informationen werden beim Dauerredner Mensch nicht verbal ausgetauscht. Autistische Menschen sind gerade durch ihren Mangel an Körpersprache und Mimik nicht sozial-

[1] Bemerkenswert ist, daß bei institutionellen Gründungen von Bildungs- oder Ausbildungssystemen dann, wenn man dem erzieherischen Wert von „Gemeinschaft" oder „Gemeinschaftsgefühl" einen Stellenwert einräumen wollte, immer wieder eine Zahl zwischen 300/400 als Obergrenze benannt wird. So etwa bei den Pädagogischen Akademien für die Lehrerbildung in Deutschland.

fähig. Es ist diese auf evolutionären Konventionen beruhende nonverbale Kommunikation, die die eigentlichen Bindemechanismen in sozialen Gruppen bewirken (vgl. GRAMMER 1993; KOTRSCHAL 1995, S. 220). Mimik und Körpersprache sind die Basis für alle Gemeinschaftsaktivitäten in unserer menschlichen Kultur. „Lügen" tut man mit dem Mund. Und es bedarf eines außerordentlichen Trainings, auch über die Körpersprache etwas anderes als die richtige Gestimmtheit vorzutäuschen.

Selbst auf den höchsten Ebenen in Wirtschaft und Politik tragen ein Lächeln und eine gewinnende Körpersprache maßgeblich dazu bei, wer mit wem „kann" und wer mit wem nicht.

Auch Rangstellungen beim Menschen, der im übrigen wie höher entwickelte Tiere eine klare Bereitschaft zur Unterordnung unter anerkannte Autoritäten erkennen läßt (vgl. LORENZ 1983, S. 222), werden über dieses Medium ausgedrückt. Aggressive Neigungen, zu denen wir disponiert sind, werden nun durch ein „Zusammengehörigkeitsgefühl" gemildert bzw. in freundliche Bindebereitschaft umgeformt. Das Band der „persönlichen Bekanntschaft" wird durch bestimmte Riten bestärkt. Diese vom Brutpflegeverhalten abgeleiteten Riten sind der „Gruppenkitt".

Dazu gehört das Grußverhalten bzw. Grußzeremonien, denen bei vielfältiger kultureller Abwandlung grundsätzliche Gemeinsamkeiten anhaften. Sie sind von ganz außerordentlicher Bedeutung, weil sie Schlüsselreize darstellen, auf die wir instinktiv durch Auslösung bestimmter Gefühle in uns reagieren.

Und diese Gefühle sind positiver Art: Sie nehmen die Scheu, schaffen Vertrautheit, hemmen Aggressionen und steigern so das allgemeine Wohlbefinden. Das freundliche Grußverhalten befördert die Schaffung einer vertrauten Stammes- oder Dorfatmosphäre in nicht zu unterschätzender Weise.

Das alte Club-Prinzip des Duzens besitzt in diesem Zusammenhang eine nicht unwichtige Verstärkerfunktion, weil sie die Ebene von Etikette oder „guten Manieren" noch absichtsvoll unterschreitet und das Zugehörigkeitsgefühl zu einer Gemeinschaft auf Zeit noch unterstreicht. Im übrigen ist dieses Duzen aus der historischen Robinson-Idee des 18. Jahrhundert ableitbar, weil die philosophisch und pädagogisch interpretierte „Inselsehnsucht" auch als eine Sehnsucht nach menschlicher Nähe und Anteilnahme ausgelegt wird. Sie ist als Prinzip der „natürlichen Gleichheit" von ROUSSEAU anthropologisch bestimmt worden und wendet sich gegen den Druck eines hierarchischen Denkens.

Es ist nicht auszuschließen, daß sich durch Abschaffung oder Vernachlässigung dieses Duz-Prinzips die Atmosphäre des Clubs allmählich verändert. Könnte es doch sein, daß Gäste, die sich an diesem Prinzip stören, an einem Zugehörigkeitsgefühl nicht interessiert sind, weshalb sie auch nichts dazu beitragen werden und vielleicht in einem luxuriösen Hotel besser aufgehoben wären.

Die Animateure und alle übrigen Clubbediensteten besitzen hinsichtlich des Grußverhaltens eine wichtige Initiationsfunktion. Sie sind das anregende Vorbild. Während nach meiner Beobachtung dieser eigentlich kleine Aufwand mit großer Wir-

kung früher in den Clubs stark beachtet wurde, sind doch in jüngster Zeit, sicher auch bedingt durch die neuen Größenordnungen der Clubs, immer häufiger Animateure mit „Arbeitnehmermiene" anzutreffen, die deutlich signalisieren soll, daß man zur Zeit nicht im Dienst ist. Das ist eine für die Schaffung guter Atmosphäre und damit guter „Gefühle" ungute Entwicklung. Die Scheu des Menschen vor dem Mitmenschen gehört zu den natürlichen Universalien und sie beeinflußt unser soziales Zusammenleben entscheidend. Formen des Grußverhaltens mindern diese Scheu.

Zusätzlich verstärkt wird ein „Gruppenband" auch durch den Ritus des Schenkens. Das weiß auch der Volksmund: „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft". Von den Völkerkundlern und Verhaltensforschern wissen wir um die Bedeutung des Schenkens, vor allem des Nahrungsmittelschenkens bei den Naturvölkern. Fremden Besuchern wird oft spontan irgend etwas überreicht, und die Freude des Gebers über die Freude des Beschenkten stiftet so ein vermittelndes Band. Die bis heute in vielen Bereichen von Politik und Wirtschaft gepflegte Form des Gastgeschenkes zeigt, daß diese Funktion heute noch genauso gesehen wird. Die in den Clubs übliche Form des kleinen Geschenks in der Art des Begrüßungstrunks, des Clubchefcocktails, eines kostenlosen Kaffees oder eines außerüblichen Anbietens von lukullischen Spezialitäten erfüllt diese Funktion in ausgezeichneter Weise. In diesem Punkt sollte man auch nicht nachlassen. Gesichtspunkte der Wirtschaftlichkeit sollten dann lieber über den Preis verhandelt werden, als daß man dieses für die Binnenatmosphäre bedeutsame Element reduziert.

Es gibt aber noch eine andere Form des kleinen Geschenks: das Schenken von Aufmerksamkeit. Was ist gemeint? Nehmen sie zwei über die Poolterrasse spazierende Animateure, die registrieren, daß Gäste sich auf den Weg zur Bar machen wollen. Für eine kurze Zeit nehmen sie allen die Wege ab und spielen freundliche Bedienung.

Nehmen Sie einen Clubchef, der mit Gattin beim Frühstück erscheint, um einem Gast, der an diesem Tage 80 wird, mit Champagner und einer kleinen Ansprache zu gratulieren.

Ein zugeworfener Satz, ein kleiner Scherz, das sind die vermeintlichen Kleinigkeiten, die sich zum Ganzen einer guten Atmosphäre verdichten. Es sind diese scheinbar kleinen Dinge, auf die man achten und die man nicht unterschätzen sollte, um die Distanz zu den zahlreichen Plagiatoren dieser Urlaubsform zu wahren.

Das Abstecken von Territorien, ein sogenanntes „Revierverhalten", bei dem Raumbezirke besetzt und verteidigt werden, ist den Biologen von höheren, aber auch niederen Tierarten bekannt (vgl. EIBL-EIBESFELDT 1984, S. 98 ff.). Man geht davon aus, daß auch die Instinktausstattung des Menschen noch „territoriale Neigungen" enthält. Das heißt, unsere Gefühlswelt wird auch bestimmt von Platzvertrautheiten, Platzgewohnheiten. Der Begriff des „Heimatgefühls" umschreibt also nicht nur eine Identifizierung mit größeren Räumen wie Länder oder Regionen, sondern auch mit dem engeren individuellen Lebensraum, dem Dorf, dem Haus, der Wohnstube.

Diese Form der Vertrautheit verschafft uns ein Gefühl der Sicherheit, der Ordnung und Stabilität und trägt sozum Wohlbefinden der Individuen bei. Das zunächst skurril anmutende Umfrageergebnis von OPASCHOWSKI, das offenbarte, wie sehr man im Urlaub sein eigenes Bett vermissen kann, findet in diesem Neigungsprinzip seine tiefere Erklärung.

Die Bedeutung dieser menschlichen Eigenschaft für die Cluburlaubsgestaltung braucht an dieser Stelle nur kurz angedeutet werden, weil die architektonische Gestaltung von ROBINSON-Clubanlagen hier erstens nicht im Mittelpunkt der Erörterung stehen kann und weil zweitens die gefundenen Lösungen zumeist in hervorragenderWeise die entsprechenden Bedürfnisse berücksichtigen.

Auch hier geht es um eine spielerische, abwechslungsreiche Architektur, die im Gegensatz zu gleichförmigen Häuserzeilen oder Betonburgen Sinne und Gedanken anregt, und damit um die Nachbildung unserer ursprünglichen Wohn- und Lebensweise eines kooperativ orientierenden Stammes. Diese wies die Form kleiner Siedlungen auf, bestand aus einer Ansammlung von Hütten mit einem Zentralplatz für gemeinschaftliche Versammlungen. Ein solcher architektonischer Dorfcharakter wird bereits von den meisten Clubanlagen mit ihren verschachtelten Wohnbungalows und einem Zentrum für das Gemeinschaftserlebnis dargestellt. Auch hier gilt wieder, daß die Gesamtheit einer solehen Anlage positive Gefühle des Wohlbefindens auslöst, ohne daß Menschen/Gäste immer in der Lage wären, genaue Einzelheiten dafür anzugeben.

So weiß man für den Bereich der Innenarchitektur, daß die Farbwahl für die einzelnen Wohnbereiche unbewußt, aber keineswegs zufällig erfolgt. Untersuchungen an 1500 Häusern in Großbritanien haben ergeben, daß in hoher statistischer Übereinstimmung Rottöne für das Schlafzimmer, Blautöne für das Bad, Orange für die Küche, Beige für das Wohnzimmer und Grün für den Flurbereich gewählt werden (vgl. MORRIS 1994, S. 98).

Es ist festzuhalten, daß die auf DEFOEs Robinson-Roman im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert abgeleiteten Erziehungsprinzipien und Lebensideale in erstaunlich konsequenter Weise Eingang in das Grundkonzept von Robinson-Cluburlaub gefunden haben.

So richtete etwa die „Landkommunenbewegung" als eine Strömung der deutschen „Jugendbewegung" im Ausgang des 19. Jahrhunderts ihr Vorbild an der Robinson-Idee aus, indem sie für industriegeschädigte Intellektuelle Refugien anbot, in denen diese sich bei Töpfern, Weben, Malen und Brotbacken vom Zivilisationsstress erholen sollten.

Das Motiv der „Inselsehnsucht" wird auch als Prinzip des „einfachen Lebens" gedeutet und verbindet sieh hier mit dem pädagogischen Prinzip der „Selbsttätigkeit" oder des „eigenen Tuns", wie es von den deutschen Philanthropen, eine Erziehungsbewegung des 18. Jahrhunderts, in Anlehnung an ROUSSEAUs Interpretation des Robinson-Romans herausgearbeitet wurde.

Das Clubangebot spiegelt diese Idee wieder, wobei die Ergänzung von Malerei, Batik und ähnlichem mit Sportangeboten wie Tauchen, Bogenschießen oder Surfen den Übergang zum „Erlebnis- bzw. Ungewißheitsprinzip" verkörpern.

Zuvor aber noch eine Bemerkung zum Prinzip der „Einfachheit" und des „Ursprünglichen". Wenn ich nicht irre, wurde dieser Idee in der Clubkonzeption durch eine bewußt schlichte, jedenfalls nicht luxuriöse Gestaltung der Unterkünfte Rechnung getragen. Essen und Trinken dagegen sollte sich wie in der südlich-exotischen Natur üppig präsentieren. Auch im alten Konzept des sogenannten „Achtertisches", das gleich mehreren Prinzipien dient, kommt dieser Gedanke durch Verzicht auf eine Luxusbedienung des einzelnen, stattdessen selber auffüllen, zuteilen und abräumen, zum Ausdruck.

Ein anderes bedeutsames Motiv der „Inselsehnsucht", nämlich das Prinzip des „Abenteuers", das ein Moment des Risikohaften bewußt einschließt, spielt auch bei der inszenierten Achtertisch-Begegnung eine Rolle, denn die Überwindung der natürlichen Scheu vor gegenseitigem Sichkennenlernen ist auch ein Abenteuer.

Das eigentlich Abenteuerliche in Form von Erlebnis-Touren oder Wettkampfspielen spielt so als „Ungewißheitsprinzip" und „Neugierprinzip" in die verschiedenen Erlebniselemente hinein.

Die eigentliche Funktion des „Achtertisches" aber dient dem aus der Robinson-Idee abgeleiteten Prinzip der „Schicksalsgemeinschaft". Dieser „Inselgedanke" einer überschaubaren Schicksalsgemeinschaft für eine begrenzte Zeit, mit einer besonderen Binnenatmosphäre, der ja die Kernidee von Cluburlaub repräsentiert, wird beim Achtertischkonzept nur noch einmal auf eine Mikroebene projiziert.

In der Animations- oder Unterhaltungsidee steckt einmal das Motiv der Auflockerung und damit Verbesserung der Binnenatmosphäre, zum anderen das Motiv der Anregung zu „eigenem Tun" im Sinne des Prinzips der „Selbsttätigkeit".

Der Animateur trägt als Darsteller von Rollen im Bereich der inszenierten Abendshow durch seine schauspielerischen, tänzerischen oder musikalischen Tätigkeiten zur Unterhaltung bei.

Die Bewunderung und Begeisterung von Gästen über besondere Leistungen von Amateuren, die Animateure ja sind, stärkt das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Identifizierungmit der eigenen Clubgruppe, zu der ja die integrierten Animateure gehören.

Die Verhaltensforschung hat die Funktion von Ideen oder Glaubensformen und den dazugehörigen Symbolen wie Fahnen, Abzeichen, Uniformen oder Hymnen als „Bindemittel" charakterisiert, und das durch eine starke Identifikation mit Leistungen wie Symbolen der Eigengruppe erzeugte Gefühl wird als Übertragung der Stärke anderer auf die je eigene Person und damit als Stärkung des eigenen Selbstwertgefühls erklärt. Identifikation mit Stärke verleiht Sicherheit, und das gibt ein positives Gefühl.

Wir kennen diese Funktion aus der engen Bindung von Fans und Zuschauern an die jeweiligen Fußballclubs und aus anderen Bereichen des Leistungssports.

Bei den in einigen benachbarten Robinson-Clubs veranstalteten Vergleichskämpfen (Volleyball, Wasserball, Fußballtennis) ist gut zu beobachten, welch starkes „Wir-Gefühl" man sich bei Kampf und Sieg der eigenen Truppe verschaffen kann.

Ist eine solch starke Identifikation schon mit weitgehend anonymen, also persönlich nicht bekannten Personen möglich, so verstärkt sich diese noch, wenn es sich, wie im Fall der Animateure, um Personen handelt, die man genauer kennt, die man ansprechen kann, die im sozialen Gefüge des Clubs in keinem großen Abstand zu einem selber stehen. Daraus könnte man zum Beispiel den Schluß ziehen, daß eine denkbare Gestaltung der Show durch eingeflogene und herumreisende Profis, die man mit Abstand nur einmal auf der Bühne erlebt, für die Binnenatmosphäre des Clubs nicht so produktiv wäre, selbst dann, wenn deren Leistungen perfekter sind als die der „eigenen Leute". Beim Konsumieren bleibt hier eine Distanz, die bei den eigenen Animateuren durch das „Wir-Gefühl" entfällt.

Zur Form, Art und Gestaltung der Abendshows soll hier nur kurz angemerkt werden, daß bei aller Wertschätzung der im Programm immer stärker dominierenden Playbackshows mit, zugegeben, oft beeindruckender Ausstattung doch auf die Mischung geachtet werden sollte. So darf die Abteilung Humor in ihren verschiedenen Spielarten nicht zu kurz kommen, weil kaum ein menschlicher Gefühlsausdruck so entspannt und verbindet wie das Lachen.

Die andere Funktion des Animateurs, die des „Anregers" oder Initiators von Tätigkeiten und Unternehmungen der Gäste („Inszenierung zur Selbstinszenierung"), kennt vielerlei Formen im Bereich des Sports, des Spiels und der Erkundung, auf die bereits schon eingegangen wurde. Für den Bereich von Unterhaltung/Show wird diesem Gesichtspunkt durch die sogenannten „Gästeshows" Rechnung getragen. Hier sollte man darauf achten, daß diese nicht allmählich zu standardisiert und stereotyp geraten. Auch außerhalb dieser Shows sollte ein genuines und kreatives Einbringen gefordert und gefördert werden, weil die Identifizierung von Gästen mit Gästen das bereits beschriebene „Wir-Gefühl" in besonderer Weise zu stärken vermag. Daß hier nicht irgendeiner dilletantischen Selbstdarstellung eines „Kegelclubs" das Wort geredet wird, versteht sich von selbst.

Die hier vorgetragenen Erklärungen der naturwissenschaftlichen Anthropologie über unser stammesgeschichtlich erworbenes „Gefühlsleben" und dessen Funktion sind in Bezug zu den einzelnen Gestaltungselementen des Robinson-Clubkonzepts gebracht worden.

Überdies wurde aufgezeigt, wie stark die aus der historischen Robinson-Idee abgeleiteten philosophisch-pädagogischen Prinzipien, das Gemeinschaftsprinzip, das Gleichheitsprinzip, das Abenteuerprinzip und das Selbsttätigkeitsprinzip in das Cluburlaubskonzept Eingang gefunden haben.

Es ist nicht beabsichtigt, daraus jetzt konkretere Schlußfolgerungen für zukünftige Entwicklungen zu ziehen. Die anthropologische Analyse erklärt allerdings den Erfolg des traditionellen Konzepts recht gut. Die hier vorgetragenen Erklärungen und Hintergründe für die gefühlsstimulierende Wirkung einzelner Konzeptelemente könnte allerdings als eine Art Prüffolie fungieren, wenn sich aufgrund bestimmter Faktoren ein Grund zum Überdenken der Gesamtkonzeption ergibt.

Das können Gesichtspunkte der Wirtschaftlichkeit oder aber Veränderungen in der Publikumsstruktur sein. Es ist schon vorstellbar, daß ein in den siebziger und achtziger Jahren auf den Club geprägtes und nun allmählich in die Jahre gekommenes Publikum seine Ansprüche verändert. Während man vom „Club der jungen Jahre" träumt und ihn auch nicht missen möchte, hätte man es jetzt mit Frau, Freundin und Kindern möglicherweise etwas ruhiger, bequemer oder gar luxuriöser. Wenn man dem Rechnung tragen möchte, sollten allerdings die Gründe für den so positiven Prägungscharakter des traditionellen Konzepts nicht aus dem Blickfeld geraten.

Es kann dann besser geprüft werden, ob und in welcher Form an die Stelle eines modifizierten oder ganz entfallenden Elementes ein anderes treten kann, das im Sinne eines „Äquivalents" eine gleiche oder ähnliche Funktion übernimmt.

## Literatur:


Eibl-Eibesfeld, I.: Liebe und Haß. Zur Naturgeschichte elementarer Verhaltensweisen. München 1976

Ders.: Der vorprogrammierte Mensch. Das Ererbte als bestimmender Faktor im menschlichen Verhalten. Wien-München 1982

Ders.: Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie. München – Zürich 1984

Ders.: Krieg und Frieden. München-Züchen 1984

Grammer, K.: Signale der Liebe. Die biologischen Gesetze der Partnerschaft. Hamburg 1993

Kotrschal, K.: Im Egoismus vereint? Tiere und Menschentiere – das neue Weltbild. München 1995

Lorenz, K.: Das Wirkungsgefüge der Natur und das Schicksal des Menschen. München 1983

Ders.: Der Abbau des Menschlichen. München 1986

Morris, D.: Das Tier Mensch. Köln 1994

Opaschowski, H. W.: Methoden der Animation. Praxisbeispiele. Bad Heilbrunn/Obb. 1981

Ders.: Tourismus Forschung. Opladen 1989

Reinhard, A.: Die Karriere des Robinson Crusoe vom literarischen zum pädagogischen Helden. Frankfurt/M. 1994


**Anschrift des Verfassers:** Dr. Neumann Dieter, c/o Universität Lüneburg, Institut für Hochschulforschung, D-21332 Lüneburg. (Dr. Dieter Neumann ist Dozent für Anthropologie und Ideengeschichte der Pädagogik an der Universität Lüneburg.)

Neumann, D.: „Zeit für Gefühle". Zur Biologie menschlicher Gefühls- und Verhaltensweisen. Bedeutungsaspekte für Cluburlaubsgestaltung. In: SPEKTRUM FREIZEIT, 19. Jg., Heft 1-2/1997, S. 157ff.

MANFRED HEIEIS · TÜBINGEN

# Mallorca – und kein Ende in Sicht?

## Rückblick auf die letztjährige Touristensaison mit Ausblick: Die Baleareninsel droht zum Schnäppchen schlechthin zu werden.

Zahlen sprechen Bände – oder sie tragen mit dazu bei, unangenehme Realitäten zu verschleiern. Allein im ersten Juliwochenende, einer der ersten Spitzen des vergangenen Jahres, registrierte der Flughafen Palma de Mallorca 220 000 Gastankünfte, das gesamte Passagieraufkommen für 1996 wird auf 14 Mio. hochgerechnet nach jeweils 13 und 12 Mio. in den beiden Vorjahren. Als strategisches Nahziel nennt das Balearische Tourismusministerium schon die 18-Mio.-Marke für 1997, dem Jahr, in dem zum Sommer die neuen Terminalanlagen in Betrieb gehen sollen (den Beitrag hat Herr Heieis Anfang 1997 für uns verfaßt, Anmerkung der Redaktion). Der Ausbau wird engan der Technik des Frankfurter Rhein-Main-Flughafens orientiert. Palma de Mallorca ist der größte Touristikflughafen der Welt: 90% aller Gäste kommen auf dem Luftweg an; Starts und Landungen im Abstand von einer halben Minute sind in der Hochsaison die Regel.

Und dennoch erfreut sich Mallorca – trotz der erfolgreichen Publicity durch Fernsehproduktionen und seine prominenten Ressidenten, die das „Putzfraueninsel"-Image der siebziger und achtziger Jahre vergessen machte – selbst bei hier landenden Touristen nicht uneingeschränkter Beliebtheit. Bei etlichen unter ihnen war wahrscheinlich die Zielgebietsentscheidung weniger wichtig als die Freude darüber, auf den aktuellen Trend aufzuspringen und „in letzter Minute" vor Reiseantritt ein Schnäppchen zu machen. In der Erfüllung dieses Bedürfnisses war Mallorca letzten Sommer unschlagbar: Zwei Wochen Pauschalreise wurden ab Stuttgart schon fürca. 600,– DM abgeboten, den NUR-Flug gab es bei täglich möglicher Rückreise sogar für 149,– DM. Das heißt freilich nicht, daß nicht auch teure Reisen nach Mallorca verkauft würden – vor allem wenn der Tischnachbar im Hotel Frühbucher war, fragt man besser nicht nach seinem Reisepreis, um ihm Ärger zu ersparen –, aber genauso erkennbar ist der Druck auf die einheimischen Hotellerie- und Dienstleistungsbetriebe zum weiteren Preisnachlaß.

Seit die Deutschen sich aufgrund von Bonner Sparbeschlüssen und düsteren Konjunkturaussichten zum Sparen auch beim Reisen gezwungen sehen, befindet sich das Tourismusgeschäft vielerorts in der Krise. Mallorca, dessen Urlauberschar sich zu über 40% aus Deutschen zusammensetzt, ist buchstäblich gezwungen, „das letzte Hemd zu geben". Um die, weniger stark auch schon 1995 entstandenen Überkapazitäten an Hotelbetten und Flügen abzubauen, verkauften Reiseveranstalter 1996 beachtliche Teile ihrer Kontingente unter Selbstkostenpreis – mit der direkten Folge, daß auch die Preisforderungen der Anbieter im Zielgebiet selbst früher oder später

in den Keller rasseln müssen. „All-Inclusive-Tours", die für Mallorca überwiegend in England vertrieben werden, versprechen zusätzlich, von Ausgaben für Nebenleistungen am Urlaubsort so weit wie möglich zu entlasten. Vordergründig profitieren die Kunden von Flaute, Konkurrenz und dem sich schon länger abzeichnenden verschärften Verdrängungswettbewerb, der die Rationalisierung auch im Reiseverkehrsgewerbe begleitet. Den Eindruck eines herzlosen Ausverkaufs der Insel, wie in einem Warenhaus nach verschiedenen Abteilungen geordnet, nimmt allerdings der eine oder andere Urlauber ebenso mit nach Hause.

Ganz selbstverständlich sitzen Nationen separiert voneinander an überfüllten Stränden, umgeben von dem tagein, tagaus gewohnten Talk. Im Südosten dominieren die Deutschen, im Südwesten Engländer und um das nordwestliche Zitrusfrüchtezentrum Sóller können gerade noch die Franzosen als frühere Hauptimporteure ihre Stellung behaupten. An der auf 7 Kilometern 6200 Liegen unter 2360 Schirmen bereitstellenden Playa de Palma, der „Nackten Meile" mit „Ballermann" und „Deutscher Bier-" und „Schinkenstraße" in S' Arenal, wo die Unterhaltungsmaschinerie bis zum derb-frivolen Exzeß rund um die Uhr vorprogrammiert läuft, hält man vergeblich Ausschau nach mallorquinischen oder spanischen Aufschriften.

Doch auch wer sich im Hinterland wohlbetucht auf seiner eigenen Finca (Landhausanwesen) in Abgeschiedenheit vom „touristischen Laufvolk" wiegt, hat bei der Innenausstattung selten die gewohnten Vorlieben, Maßstäbe und sozialen Segregationswünsche außer acht gelassen. Von einem Erlebnis der Fremde ist hier wie da nicht viel übriggeblieben, nachdem jede Menge Inseltypisches mindestens einmal schon fremdengerecht gestylt wurde.

Windmühlen, die konzentriert in der Flughafenebene Plá de Sant Jordi beim Landeanflug grüßen und eines der beliebtesten Fotomotive abgeben, mutierten im Zuge der touristischen Umdeutung von Traditionalität zum herausragenden Wahrzeichen Mallorcas. Nachdem der technische Fortschritt ihnen den Wind aus den Rädern zu nehmen drohte, begann 1975 eine „Asociación de amigos de los molinos de Mallorca" sich für den Erhalt der Wasser- und Getreidemühlen als Attraktionsobjekte einzusetzen. Neuerdings werden manche zur Unterkunft ausgebaut und als Liebhaberimmobilie verkauft. Was das Immobiliengeschäft anbelangt, so erschreckte die Wochenzeitung „Tiempo" ihre spanischen Leser mit der Schlagzeile: „Die Deutschen kaufen die Insel Meter für Meter auf". Nach Angabe des Kulturgeographen Pere Salva von der Universität Palma befinden sich heute 10% der Inselfläche in ausländischer und überwiegend deutscher Hand, in einigen Orten steige der Anteil auf bis zu 25%.

Besonders seitdem die Schnäppchenjagd in den neunziger Jahren schichtübergreifend gesellschaftsfähig geworden ist, scheint nichts und niemand mehr sicher zu sein. Selbst im Urlaub bzw. gerade auf Mallorca werden aggressivste Marketingmethoden angewandt. Ärger äußert sich etwa über die Belästigung durch zu einem beträchtlichen Teil angeheuerte Jungtouristen oder Auslandsjobber, die für Diskotheken werben und deren Freigetränkgutscheine persönlich zuzustecken haben: Rund

50 Klagen im Schnitt, weiß die Hotelvereinigung Cala d'Orzu berichten, müssen die Hoteliers der Region tagtäglich über die ‚Ticketeros" genannten, auflauernden Werbeträger entgegennehmen. Nicht weniger Grund zum Unmut geben häufig Ausflugsfahrten, wenn ahnungslose Busgäste erst spät nach Abfahrt erfahren, welches unter mehreren gleichzeitig ausgeschriebenen Zielen angesteuert wird – entscheidend ist allein die Nachfragestärke. Wer sich trotz anderer Pläne spontan der Mehrheitstour anschließt und im Bus bleibt, fährt meist um die Hälfte. Mit ohnehin spottbilligen Preisen, einer Abfolge der üblichen Highlights, jedoch inklusive integrierter Verkaufsschau, trat die von deutschen Firmen nach Mallorca exportierte Kaffeefahrt ihren Siegeszug über das überteuerte Ausflugsangebot der Großveranstalter Ende der achtziger Jahre an. Inzwischen machen jährlich 6 Mio. auf diesem Vertriebsweg abgesetzte Bettgarnituren Mallorca zu einem der bedeutendsten Märkte deutscher Bettenhersteller.

Keine Frage, daß das starke externe Engagement den Charakter der Insel samt ihrem soziokulturellen Gefüge seit den fünfziger Jahren nachhaltig geprägt hat. 1950 landeten die ersten Chartermaschinen in Palma, erstmals 1962 wurde der Flughafen von über einer Million Passagieren frequentiert. Den etwa 620 000 Insulanern stehen mittlerweile über 6 Mio. Touristen jährlich gegenüber, verteilt auf rund 1 200 Hotel- und Appartementanlagen. Inwieweit da das Hinterland für den Rummel am Strand noch entschädigen kann oder sich stillere Buchten im Spaziergang erreichen lassen, bleibt dahingestellt. Zu hinterfragen ist jedoch das Selbstläufertum der modernen Tourismusorganisation, die, in der Logik industrieller Massenproduktion verfangen, an endlose Zuwachsraten unabhängig von gar nicht zu vermeidenden Qualitätseinbußen glaubt.

Zwar favorisiert die mallorquinische Tourismuspolitik in jüngster Zeit tatsächlich das Förderziel „Qualitätstourismus", aber gemeint ist damit wieder nichts anderes als die Erschließung zusätzlicher Marktsegmente im Bereich des gehobenen Angebots und der Luxuskategorien. Im Klartext bedeutet das die Aufstockung der bislang dominanten Zwei- bis Drei-Sterne-Infrastruktur um neue Nobelhotelanlagen, Yachthäfen und Golfplätze. An den Hauptverkehrsrouten der Reisebusse künden leere Plastikkanister auf Olivenbäumen vom Protest gegen den besser in nördlicheren Gefilden aufgehobenen wasserintensiven Rasensport. Ohnehin mußte 1995 mit dem Bezug von spanischem Ebro-Wasser per Tankschiffen begonnen werden, um die Wasserversorgung aufrechterhalten zu können.

Aufgebracht über die Bedrohung ihrer Lebensgrundlagen ist speziell die Bevölkerung des vom Massentourismus bisher verschonten Fischerdörfchens Colònia de Sant Pere, das zur nördlichen Gemeinde Artà gehört. Im Mai 1996 wurde mit dem Bau eines Yachthafens für 300 Liegeplätze begonnen, und obwohl Umweltverbände befürchten, daß veränderte Strömungen aufgrund der neuen Meereseingriffe wahrscheinlich zur Abtragung von Stränden in der Bucht von Alcúdia führen, genehmigte die Balearen-Regierung den Bau eines 6 000-Urlauber-Hotelkomplexes in Colónia noch bevor ein ordentliches Planfeststellungsverfahren durchgeführt worden wäre.

Baulandausweisungen und Baugenehmigungen sind insgesamt wieder leichter zu haben, nachdem die Lobby der Tourismusindustrie den früheren Tourismusminister Jaime Cladera absetzen konnte. Cladera verunsicherte 1993 mit ernsthaften Vorschlägen zur Begrenzung der touristischen Expansion.

Diese überzählt alles, solange die fortschreitende Zersiedelung der Landschaft Mallorcas hingenommen wird bzw. noch zusätzliche Impulse erhält durch die Liberalisierung des Grundstücksmarktes, wie sie die neue spanische Zentralregierung auf den Weg gebracht hat. Großer Verlierer der ständig zunehmenden Außenorientierung, angefangen vom Import touristischer Versorgungsgüter bis hin zum großen Immobiliengeschäft, ist die Landwirtschaft. Einer Studie der Universität Palma zufolge wird schon im Jahr 2000 der Beruf des Bauern auf Mallorca so gut wie ausgestorben sein – und das, obwohl sich aus der fruchtbaren Ebene Es Plá, dem traditionellen Anbaugebiet seit römischer und maurischer Zeit im Zentrum der Insel, ein Großteil des eigenen und gastgewerblichen Nahrungsmittelbedarfs decken ließe.

Über die ökosoziale Problematik hinaus ist hiermit gleichzeitig ein ästhetisches Defizit aus der Perspektive der touristischen Wahrnehmung angesprochen. Zwar kann niemand irgendwo ausschließlich heile Welt erwarten – gerade in der von Anfang an starken Fixiertheit der touristischen Expansion auf traditionale Kulturen ließ sich diese Erwartungshaltung als Projektion entlarven –, aber ein bestimmtes Bedürfnis nach größerer erlebbarer Authentizität und Exotismus bis zumindest einem gewissen Grad scheint Reisende nach wie vor aus rational bürokratisierten Alltagswelten mit herauszulocken. Einem klassischen Reiseziel wie Mallorca, das selbst so verplant wurde, daß sich Touristen nur noch gegenseitig zur Schau stellen können, erwachsen heute ungeahnte Nachteile aus kultureller Überanpassung. Denn nachdem auch die Reisewirtschaft dem aktuellen Globalisierungsdruck ausgesetzt ist, konkurrieren seit Mitte der achtziger Jahre zunehmend junge Fernreiseziele äußerst erfolgreich mit noch großem eigenen Anziehungspotential zu erschwinglichen Preisen.

Was dem prüfenden Blick des buchenden Urlaubers, der vor allem Preiswürdigkeit und Leistung bewertet, in der Regel entgeht, ist die Tatsache, daß die großen Touristenströme hinter seinem Rücken gelenkt werden, und zwar in erster Linie über den Preis. Ökonomische Gesetzmäßigkeiten der seriellen Fertigung hunderttausender gleicher oder modifizierter Reisepakete bringen nach gelungener Plazierung auf dem Absatzmarkt erst die Angebotspalette über den Counter, innerhalb derer dann noch auszuwählen ist. Insbesondere gegen das Negativ-Image des standardisierten Reisens hat der mallorquinische Tourismus unentwegt anzukämpfen; fast 70% des Bruttosozialprodukts bestreitet die Fremdenverkehrsindustrie. Wahrscheinlich hatte er auch schon spätestens vor einem Jahrzehnt seinen nachfrage-, aber genauso aufnahmebezogenen Sättigungsgrad erreicht, dessen vermeintliches Ausbleiben heute gern als Triumph über die vermiesende Kritik gefeiert wird.

Dabei liegt es auf der Hand, daß Mallorca unter permanentem Mengenzwang steht und per se niemals stagnieren darf. Das undifferenziert übertragene Paradigma

kostengünstiger Massenproduktion läßt sich nämlich nur realisieren bei möglichst voller und gleichmäßiger Ausnutzung der Produktionsanlagen.

Drohen Nachfrageeinbrüche, sucht die Tourismuspolitik Zuflucht im radikalen Preissturz und Rationalisierungsstreben – was paradoxerweise dazu führt, daß noch mehr Reisen verschleudert werden müssen, damit das Wirtschaftssystem des größten Ferienbetriebs rund ums Mittelmeer nicht ins Wanken gerät. Auch die Auflage einer Nebenserie „Qualitätstourismus" dürfte – obwohl als Überhitzungsschutz für die heiß gelaufene Urlaubsmaschinerie angedacht – summarisch dazu beitragen, die „außerordentliche Beliebtheit" Mallorcas durch Rekordbesucherzahlen zu bestätigen.

Wen wundert es da, daß Mallorca unter den wenigen expandierenden Gewinnern im europäischen Tourismus erscheint, während andere bekannte Regionen 1996 zum Abbau ihrer Kapazitäten schreiten mußten. Griechenlands Gästeschwund zwischen 1994 und Ende 1996 beläuft sich beispielsweise auf rund 20%. Die letzten Zuwachsraten für Mallorca betragen 2,7% (1994/95) und 3,5% (1995/96), wobei 1996 besonders der enorme 10%-ige Anstieg deutscher Gäste zu Buche schlägt. Produktionstechnische, kostensenkende Einseitigkeit und absatzsteigernde Vielseitigkeit hin bis zur kulturellen Selbstaufgabe erzeugen genau jene Konzentration teilweise andernorts ausbleibender Besucher, die das Konstrukt und die Legende ungebrochener Beliebtheit statistisch am Leben erhält. In Wirklichkeit ist der direkte Schluß von absoluten Gästezahlen und relativen Steigerungen auf den immanenten Reiz eines Zielgebiets äußerst problematisch, wenn grundlegende ökonomische Sachzwänge unberücksichtigt bleiben.

Doch spätestens bei Hinzunahme einer weiteren interpretationsbedürftigen Größe trotzt Mallorca dem großangelegten Verklärungsversuch: Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer von gerade 10 Tagen ist für eine überwiegend von Fluggästen besuchte „Trauminsel" eindeutig zu kurz. Das heißt, daß es neben dem Stammpublikum, das gewöhnlich mehrere Wochen auf der Insel verbringt, auch viele „Schnupper-" oder „Probe-", Kurz-, Zweit- und Dritturlauber geben muß, denen nicht aber von vornherein eine positive Meinung über ihr Urlaubsziel unterstellt werden kann. Und im nachhinein war „Weihnachtsshopping Mallorca", außer daß es sich um die kurzlebigste Kreation anno 1996 handelte, vielleicht auch nicht gerade jedermanns Sache: Kulturell Andersartiges, zur Unkenntlichkeit verwoben im Gewohnten, setzt den mentalen Endpunkt hinter die quantitativ konzentrierte Aneignung der Fremde.

Wo bessere Argumente verkaufsstrategisch versagen, wird inzwischen auch einer Art Naherholungswert Mallorcas das Wort geredet. Mit der Etablierung eines flugtechnisch herangeholten „Naherholungsgebiets" würde sich die Option auf immer öfteren, problemlosen Tapetenwechsel zwischendurch erschließen – völlig losgelöst von Natur- und Kulturverbrauch.

## Lektüre zu Mallorca:

Breloer, Heinrich; Schauhoff, Frank: Mallorca, ein Jahr. Ein Inselroman, Köln 1995.

Govern Balear, Conselleria de Turisme: El Turisme a les Illes Balears. Dades Informatives Any 1994, Palma de Mallorca 1995.

Govern Balear, Conselleria de Turisme: Información de la Evolución Turistica de las Islas Balcares, No. 50/Sept. 1996.

Lang, Götz: Ein Sommer auf Mallorca, Palma de Mallorca 1994.

Maier, Henes; Keetman Gloria: Mallorca. Auf den Spuren von George Sand und Frédéric Chopin, Düsseldorf 1994.

Motz, Roland: Mallorca. Ein Reisehandbuch in den Alltag, ersch. i. d. rororo-Reihe „Anders reisen", Reinbek b. Hamburg 1995.

Sand, George: Ein Winter auf Mallorca, Palma de Mallorca 1995.

**Anschrift des Verfassers:** Mag. Manfred Heieis, Motkestraße 45, D-72072 Tübingen

Heieis, M.: Mallorca – und kein Ende in Sicht? In: SPEKTRUM FREIZEIT, 19. Jg., Heft 1–2/1997, S. 172ff.

### Neuerscheinungen

Mandel, Birgit (1996): Wunschbilder werden wahr gemacht. Aneignung von Urlaubswelt durch Fotosouvenirs am Beispiel deutscher Italientouristen der 50er und 60er Jahre. Frankfurt/M.: Peter Lang. 312 S., DM 89,–.

Michel-Andino, Andreas (1996): Tanz der Hände. Anstiftung zum Zaubern. Hamburg: Verlag Dr. R. Krämer. 164 S., DM 38.–.

Mommaas, Hans, Poel, Hugo van der & Henry, I.P. (1996): Leisure Research in Europe: Methods and Traditions. CAB International. NLG 110,–.

Morgán, Michael (1996): Marketing for leisure and tourism. Prentice Hall. NLG 59,50.

Müller, Regina (1996): Boombranche Tourismus. Einstieg – Praxis – Chancen. Frankfurt/Main. 186 S.

Nahrstedt, Wolfgang (1996): Was ist Freizeitpädagogik? In: Müller, R.: Boombranche Tourismus. Einstieg – Praxis – Chancen. Frankfurt/Main. S. 153–154.

Nahrstedt, Wolfgang (1997): Neue Beschäftigungsfelder in der Freizeitgesellschaft. In: Gutmann, J.: Flexibilisierung der Arbeit. Stuttgart 1997 (Edition Kienbaum). S. 53–71.

Opaschowski, Horst W. (1997): Deutschland 2010. Wie wir morgen leben – Voraussagen der Wissenschaft zur Zukunft unserer Gesellschaft. Hamburg: British-American Tobacco.

Schmidt-Herwig, Angelika (Hg.) (1996): Museumspädagogik in der Praxis. Zehn Jahre museumspädagogische Arbeit am Frankfurter Museum für Vor- und Frühgeschichte. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.

SUSANNE WÖRZ / OTTMAR BRAUN · KOBLENZ-LANDAU

# Sozialpsychologische Aspekte bei jugendlichen Sprachreisenden: Urlaubszufriedenheit, Reisewirkungen, Europa und berufliche Zukunft

## 1. Überblick

Es wird über die Ergebnisse einer Kundenbefragung von jugendlichen Teilnehmern einer Sprachreise des Veranstalters Offährte Sprachreisen Bremen im Sommer 1996 berichtet. Es gab sieben verschiedene Zielgebiete, wo die Befragung durchgeführt wurde. Erfragt wurden unter anderem die Zufriedenheit mit der Sprachreise insgesamt, Erwartungen, die an eine Sprachreise gestellt werden, inwieweit sich diese Erwartungen erfüllt haben, Wirkungen der Reise, welche europäischen Länder am besten bzw. am wenigsten gefallen und schließlich die subjektive Einschätzung der Wichtigkeit von Sprachen im Beruf. Am Ende der Reise wurde 821 Teilnehmern zu diesem Zweck ein Fragebogen in drei Splitversionen vorgelegt.

## 2. Einleitung und Fragestellung

In dieser Studie über Sprachreisen für Jugendliche ging es wie bei Braun (1997) darum, qualitative Faktoren zu erfassen. Es ging also nicht darum, sprachliche Verbesserungen und damit den sprachlichen Erfolg der Reise durch einen objektiven Test zu erfassen, sondern um andere Aspekte wie z. B. der gewonnene Einblick in die Kultur des Gastlandes. Sind die Jugendlichen aufgrund ihrer Nationalität auf Ablehnung gestoßen? Wie wichtig scheint ihnen in beruflicher Hinsicht die Beherrschung von Fremdsprachen zu sein? Inwieweit gehören osteuropäische Länder wie Tschechien und Bulgarien für die Jugendlichen zu einem vereinten Europa? Gibt es bei all diesen Fragen Alters- und Geschlechtsunterschiede?

## 3. Methode

### 3.1 Stichprobenbeschreibung

Insgesamt wurden 821 Teilnehmer und Teilnehmerinnen von Sprachreisen im Sommer 1996 befragt. Die Befragungen fanden in den Orten Exmouth, Teignmouth, Bournemouth, London, Priors Field in Großbritannien, Biarritz in Frankreich und auf Malta statt.

Vier Personen machten keine Angabe zum Ort. 62,1% der Befragten waren weiblich, 34,8% männlich (3% machten keine Angabe). 16,3% waren bis13 Jahre alt, 20,6% waren 14 Jahre alt, 25,1% waren 15 Jahre alt, 20,7% waren 16 Jahre alt, 16,1% waren über 16 Jahre alt (1,2% machten keine Angabe zum Alter).

61,1% der Befragten gaben an, das Gymnasium zu besuchen, 19,6% besuchten die Realschule, 4,4% die Hauptschule, 6,5% die Gesamtschule, 4,3% machten die Angabe, einen sonstigen Schultyp zu besuchen. 2,1% besuchten keine Schule mehr und 2,1% machten hierzu keine Angabe.

Es handelte sich um Teilnehmer aus den neuen und alten Bundesländern (24,8% vs. 65,2%); 10% machten keine Angabe.

Die Hauptverdiener in den Familien der Befragten waren überwiegend einfache, mittlere oder leitende Angestellte (insgesamt 24,9%), 16,2% waren einfache, mittlere oder höhere Beamte, 11,3% waren Selbständige bzw. Geschäftsinhaber, 7,8% waren Arbeiter, 6,3% Freiberufler, 1,5% Landwirte, 1,7% waren Hausmann/-frau. 16,6% der Befragten konnten den Beruf des Hauptverdieners nicht nennen und 13,8% machten keine Angabe dazu.

## 3.2 Der Fragebogen

Die erste Seite der drei Splitversionen des Fragebogens war identisch. Auf dieser Seite wurde die Zufriedenheit mit der Sprachreise insgesamt und mit den einzelnen Aspekten durch 24 Einzelurteile in Form von Schulnoten abgefragt. Ebenso wurden Daten zur Soziodemographie erfragt und schließlich Angaben zur Gastfamilie und zur Erfahrung mit Sprachreisen bzw. Schulnoten in den Fremdsprachen erhoben.

Die erste Splitversion beschäftigte sich mit der Einstellung der Befragten zur Vereinigung der Europäischen Union und deren praktische Umsetzung. Erfragt wurden auch Affinitäten und Abneigungen gegenüber europäischen Ländern, die subjektive Einschätzung der Beliebtheit der Deutschen unter den Europäern und evtl. erfahrene Ablehnung durch Einheimische während der Sprachreise.

Die zweite Splitversion befaßte sich mit beruflichen Aspekten wie z. B. der Klarheit des Berufsziels, beruflichem Erfolg, Bedeutung von Eigenschaften und Fähigkeiten für beruflichen Erfolg und wie dieselben auf der Sprachreise verbessert werden konnten. Erfragt wurde auch die subjektive Einschätzung der Wichtigkeit einzelner Sprachen für den Beruf und die Gründe, weswegen es den Befragten wichtig erscheint, Sprachen zu lernen.

Die dritte Splitversion befaßte sich mit den Erwartungen bezüglich sprachlicher Verbesserungen, die an die Sprachreise gestellt wurden und inwieweit sich diese erfüllt haben. Außerdem inwieweit Einblick in die Kultur des Gastlandes gewonnen wurde, Sprechangst reduziert wurde, ob die Sprachreise als Erfolg oder Mißerfolg gesehen wird.

# 4. Ergebnisse

## 4.1 Zufriedenheit, Gastfamilie, Sprachreiseerfahrung und Schulnoten

### *4.1.1 Gesamturteil und Zufriedenheit mit den einzelnen Aspekten*

Zuerst sollte beurteilt werden, wie die Zufriedenheit mit der Sprachreise insgesamt und ihren einzelnen Aspekten war, ausgedrückt wurde dies durch Schulnoten.

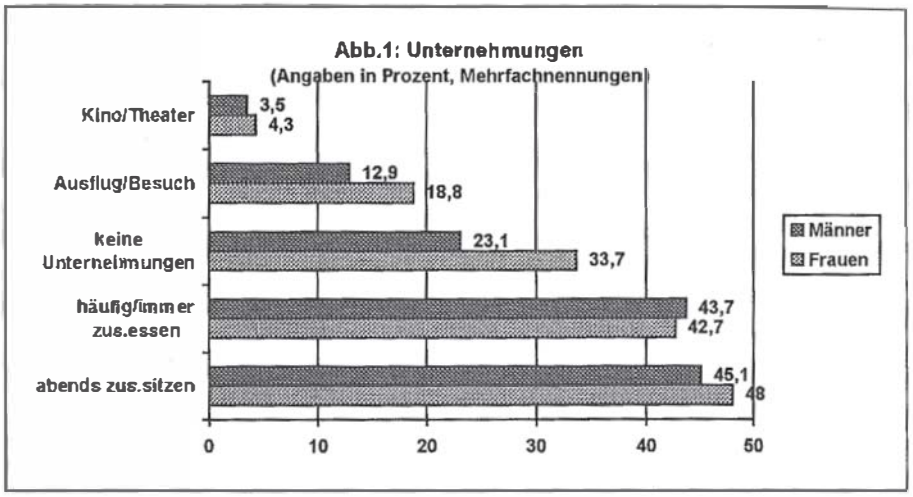
Das Gesamturteil fiel mit 2,1 gut aus, es zeigten sich hierbei keine Alterseffekte, Frauen bewerteten die Reise insgesamt etwas positiver als Männer: 2,1 vs. 2,3. Ebenso werden die Einzelaspekte durchweg von den Frauen etwas positiver bewertet als von den Männern.

Das Urlaubsland wurde im Durchschnitt mit 1,7 bewertet, wobei London mit 1,3 und Malta mit 1,5 die höchsten Wertungen bekamen. Weitere Einzelheiten können Tabelle 1 entnommen werden.

| **Tabelle 1: Urlaubszufriedenheit n=821 (Auszug, Mittelwerte von Schulnoten)** | |
|---|---|
| Urlaubsland | 1,7 |
| Zimmer | 2,2 |
| Teamer/in | 1,7 |
| Aktionen der Teamer/in | 2,1 |
| Sprachlehrer | 2,2 |
| Gruppe | 2,2 |
| Landschaft | 1,7 |
| Strand | 2,1 |
| Gastfamilie | 1,7 |

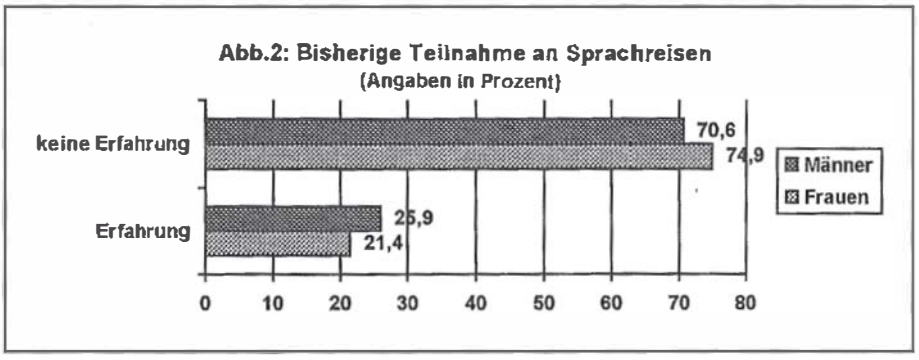
### *4.1.2 Unternehmungen mit der Gastfamilie*

*46,4% der Befragten gaben an, abends zusammengegessen zu haben, wobei sich ein Alterseffekt abzeichnet: je älter die Befragten waren, desto häufiger wurde diese Alternative angegeben. 42,9% der Jugendlichen machten die Nennung, häufig oder immer mit der Gastfamilie abends zusammen gegessen zu haben. Immerhin 29,6% der Teilnehmer gaben an, nichts mit der Gastfamilie unternommen zu haben, wobei Frauen dies häufiger angaben als Männer.*




### *4.1.3 Erfahrung mit Sprachreisen*

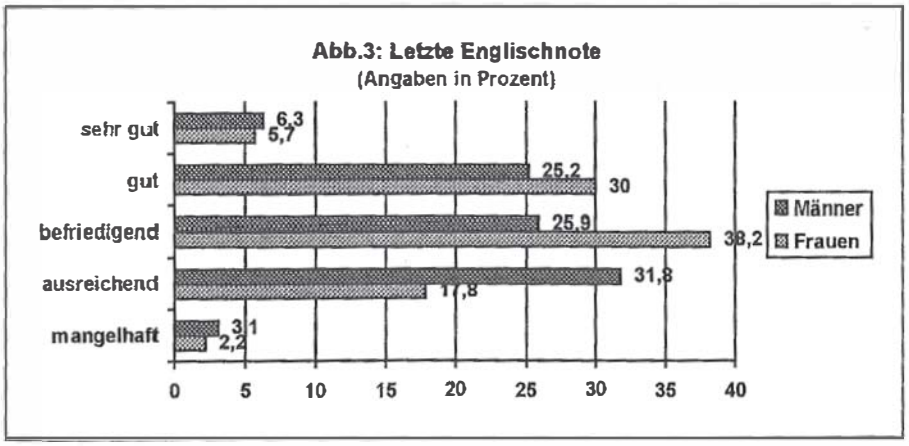
An einer Sprachreise hatte die überwiegende Mehrheit der Befragten noch nicht teilgenommen. Dies legt die Vermutung nahe, daß Sprachreisen als Möglichkeit, die sprachlichen Fähigkeiten zu verbessern, von den meisten Teilnehmern nur einmal genutzt werden. Gründe hierfür könnten neben dem finanziellen Aspekt auch andere Urlaubspläne sein, die dann zeitlich mit einer Sprachreise kollidieren würden, da beides in den Schulferien stattfinden muß.




### *4.1.4 Letzte Schulnote in Englisch*

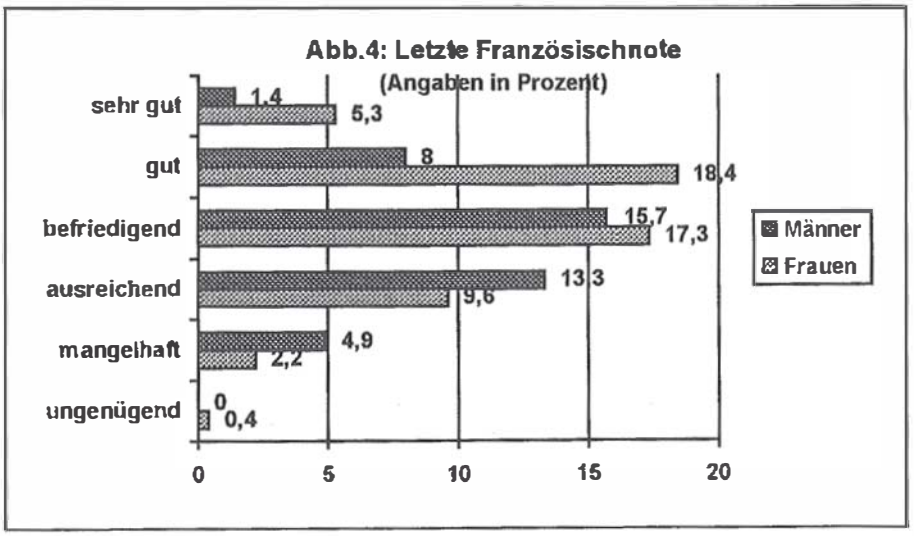
Insgesamt gaben 6% der Befragten ‚sehr gut„ als letzte Schulnote in Englisch an, gefolgt von „gut", das von 27,5% der Teilnehmer genannt wurde. 33,5% gaben „befriedigend" an, 22,9% „ausreichend" und schließlich 2,7% „mangelhaft" (7,4% machten keine Angabe). Es ist also bei den Teilnehmern nicht durchweg davon aus-

zugehen, daß die Entscheidung für eine Sprachreise aufgrund einer schlechten Schulnote zustande kommt, sondern, daß auch gute Schüler ihre Kenntnisse vervollständigen wollen. Interessant sind geschlechtsspezifische Differenzen. Die weiblichen Teilnehmer gaben häufiger die Noten gut und befriedigend an, während die männlichen Teilnehmer weitaus häufiger „ausreichend" als letzte Englischnote angaben.




### *4.1.5 Letzte Schulnote in Französisch*

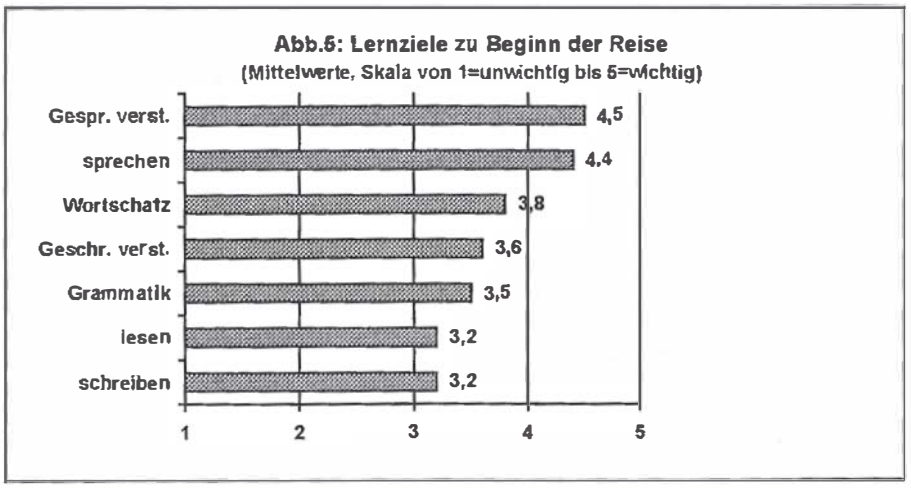
16,8% der Teilnehmer gaben als letzte Französischnote „befriedigend" an, 14,3% der Befragten nannten „gut" als letzte Note, 10,7% „ausreichend", 3,8% sehr gut, 3% „mangelhaft" und 0,2% „ungenügend". 51,2% der Befragten machten keine Angabe, was zum einen dadurch zustande kommt, daß die jüngeren Teilnehmer noch keinen Französischunterricht in der Schule haben, zum anderen dadurch, daß z. B. Realschüler auch in höheren Klassen nicht unbedingt Französisch als Fach haben, sondern alternativ dazu auch Hauswirtschaftslehre wählen können. Geschlechtsspezifisch zeigen sich ähnliche Differenzen wie im Schulfach Englisch. Auch in Französisch gaben deutlich mehr Frauen die Schulnoten gut und befriedigend an, während die männlichen Jugendlichen sehr viel häufiger die Note ausreichend angaben. Sie waren auch stärker bei der Schulnote mangelhaft vertreten. Die Schulnote sehr gut wurde wiederum öfter von den Frauen genannt.




## 4.2 Direkte Wirkungen der Sprachreise

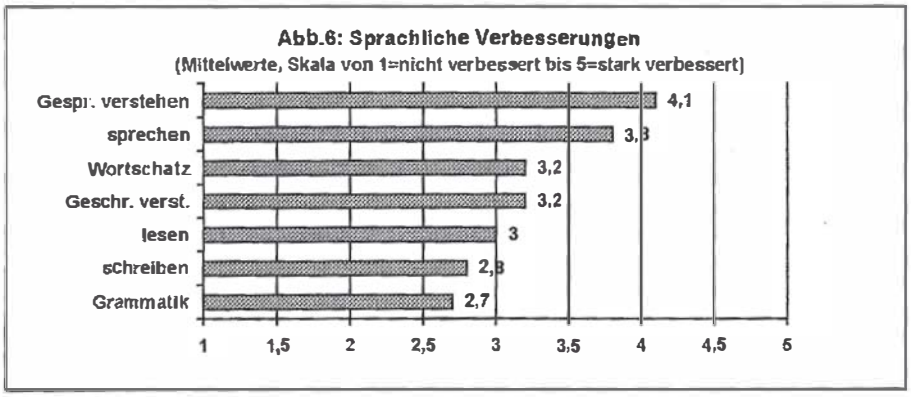
### *4.2.1 Lernziele zu Beginn der Reise*

Erfaßt wurden die Vorstellungen der Reiseteilnehmer darüber, welche Verbesserungen sie in der Fremdsprache durch die Sprachreise erreichen wollten. Es gab keine Alterseffekte, die Ziele der Reise sind also durch alle befragten Altersklassen in etwa dieselben. Am wichtigsten war den meisten Befragten, Gesprochenes besser zu verstehen, wobei dieser Aspekt von den Frauen stärker betont wurde als von den Männern. Auf einer Skala von 1=unwichtig bis 5=wichtig bewerteten die Frauen diesen Punkt mit 4,7 während ihn die Männer im Durchschnitt mit 4,2 bewerteten. Ähnlich verhielt es sich auch mit dem zweithäufigst genannten Aspekt, zu lernen, die Fremdsprache zu sprechen: die weiblichen Teilnehmer bewerteten ihn mit 4,6, die männlichen Teilnehmer mit 4,2. In den anderen Erwartungen bezüglich sprachlicher Verbesserungen gab es keine deutlichen geschlechtsspezifischen Unterschiede. Einzelheiten können Abbildung 5 entnommen werden.




### *4.2.2 Sprachliche Verbesserungen nach der Reise*

Es wurde abgefragt, inwieweit sich die unter 4.6. erwähnten Vorstellungen über sprachliche Verbesserungen erfüllt haben. Die drei erstgenannten Verbesserungswünsche, Gesprochenes zu verstehen, die Fremdsprache zu sprechen und den Wortschatz zu vergrößern haben sich erfüllt, sie stehen bei den tatsächlichen Verbesserungen ebenfalls auf den ersten drei Plätzen. Grundsätzlich gaben die männlichen Teilnehmer bei fast allen Aspekten größere Verbesserungen an, als die weiblichen Teilnehmer dies taten. Alterseffekte waren nicht zu verzeichnen.




Gefragt wurde ebenfalls, ob die Teilnehmer ihre Sprechangst reduzieren konnten. 87,5% bejahten dies, 5,1% verneinten, 7,4% machten keine Angaben hierzu. Einen Alterseffekt gab es nicht.

### *4.2.3 Einblick in die Lebensart und Kultur des Gastlandes*

Ob es während der Sprachreise möglich war einen solchen Einblick zu gewinnen, beantworteten 81,5% der Befragten mit ja, 15,2% mit nein. Interessant ist, daß die männlichen Teilnehmer stärker den Eindruck hatten, die Kultur des Landes kennengelernt zu haben als die weiblichen, (vgl. Tab. 2). Evtl. haben die Frauen andere Vorstellungen darüber, was es bedeutet, eine andere Kultur kennenzulernen als die Männer, denen der Einblick, den sie in die Lebensart des Gastlandes hatten, genügt hat, um sich ein Bild von dessen Kultur zu machen.

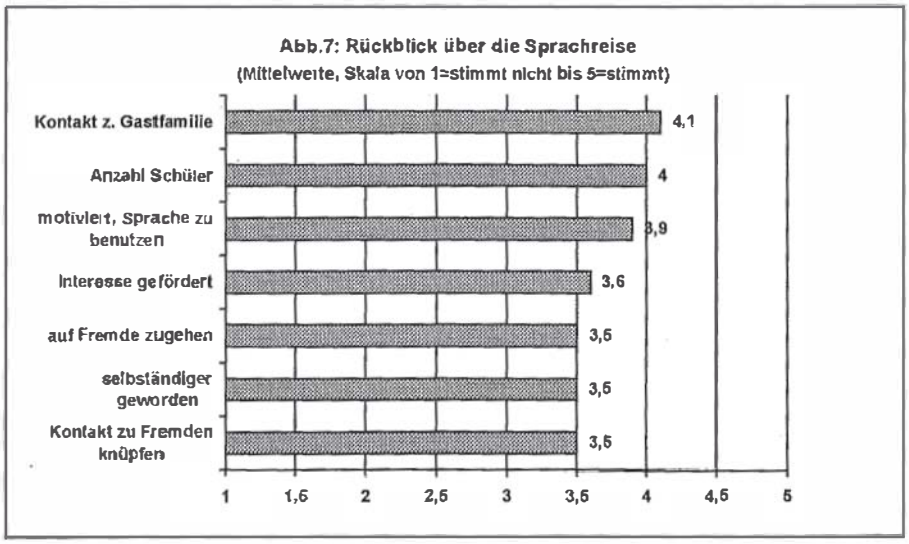
**Tabelle 2: Einblick in Lebensart und Kultur des Gastlandes n=297 (Angaben in Prozent)**

| | Total | Frauen | Männer |
|---|---|---|---|
| Einblick bekommen | 81,5 | 78,6 | 89,5 |
| Keinen Einblick bekommen | 15,2 | 18,1 | 8,6 |
| Keine Angabe | 3,4 | 3,3 | 1,9 |

### *4.2.4 Rückblick auf die Sprachreise und deren Effekte*

Die Teilnehmer wurden befragt, inwieweit sie verschiedenen Aussagen bezüglich ihrer Reise zustimmen können, wobei sie zur Beantwortung eine 5-stufige Skala zur Verfügung hatten: 1 bedeutete „stimmt nicht", 5 stand für „stimmt". Sehr zufrieden äußerten sich die Teilnehmer dabei über den Kontakt zur Gastfamilie, sowie über die Anzahl der Schüler im Kurs, die vor allem von den jüngeren Befragten sehr gut beurteilt wurde. Ebenfalls konnte das Umfeld der Reise die Teilnehmer dazu motivieren, die Sprache zu lesen, zu sprechen und anzuwenden. Das Interesse an fremden Ländern generell wurde vor allem bei den jüngeren Befragten gefördert.

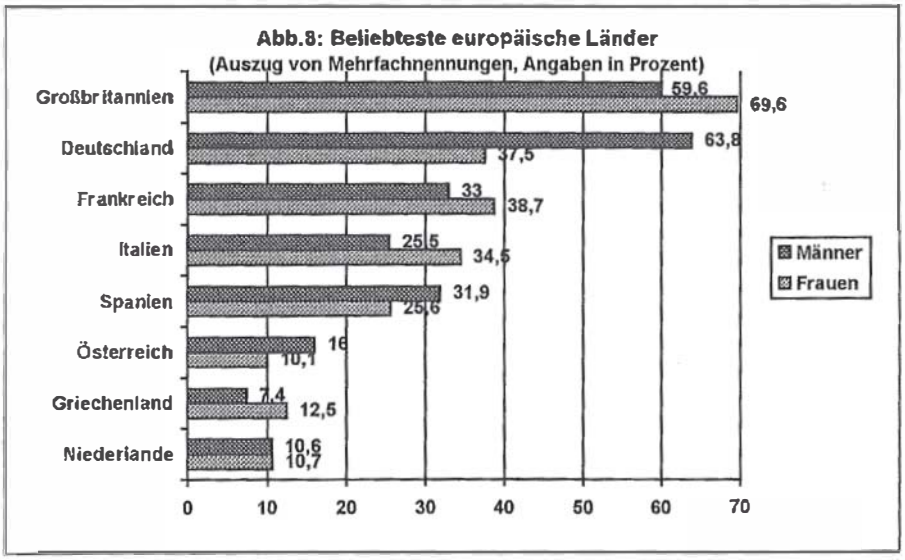
Ebenso hat vor allem die jüngere Altersgruppe gelernt, auf fremde Menschen zuzugehen, selbständiger zu werden und Kontakt zu fremden Menschen zu knüpfen (vgl. Abb. 7).




## 4.3 Europa und Sprachreisende

### *4.3.1 Vorlieben für europäische Länder*

Die Teilnehmer sollten angeben, welche drei europäischen Länder ihnen am besten gefallen. An der Spitze stand Großbritannien mit 65,2%, gefolgt von Deutschland mit 47,2%, Frankreich mit37,1 %, Italien mit 31,8% und Spanien mit 27,7%. Österreich steht dahinter mit 12,4%, Griechenland mit 11,2% und die Niederlande mit 10,9%. Bei fast allen Nennungen gab es geschlechtsspezifische Differenzen, die Abbildung 8 entnommen werden können.

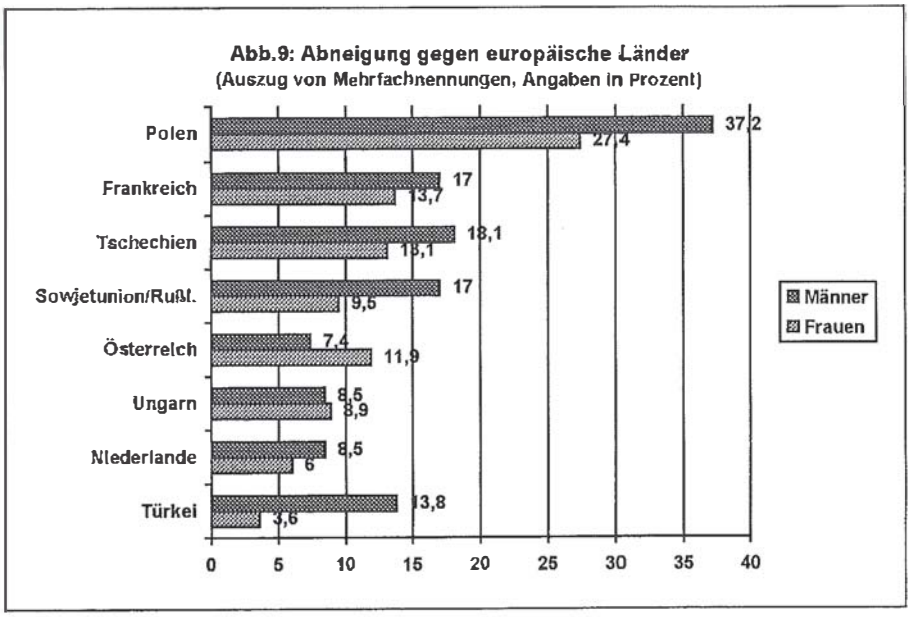


### *4.3.2 Abneigungen gegen europäische Länder*

Erfaßt wurden neben den am meisten gemochten europäischen Ländern (siehe 4.1.) ebenfalls die drei europäischen Länder, die den Befragten am wenigsten gefallen.

An der Spitze standen Polen mit 31,1%, Frankreich mit 14,6%, Tschechien mit 14,6%, die Sowjetunion bzw. Rußland mit 12,4% und Österreich mit 10,1%. Dann folgten Ungarn mit 8,6%, die Niederlande mit 7,1% und die Türkei mit 7,1%.

Die deutliche Spitzenstellung des Landes Polen läßt den Rückschluß zu, daß Vorurteile gegen diesen deutschen Nachbarn offensichtlich stark vertreten sind, vor allem bei den jüngeren Befragten, da diese Altersgruppe das Land am häufigsten nannte. Ebenso nennen Männer es häufiger als Frauen. Einzelheiten zu den geschlechtsspezifischen Differenzen können Abbildung 9 entnommen werden.

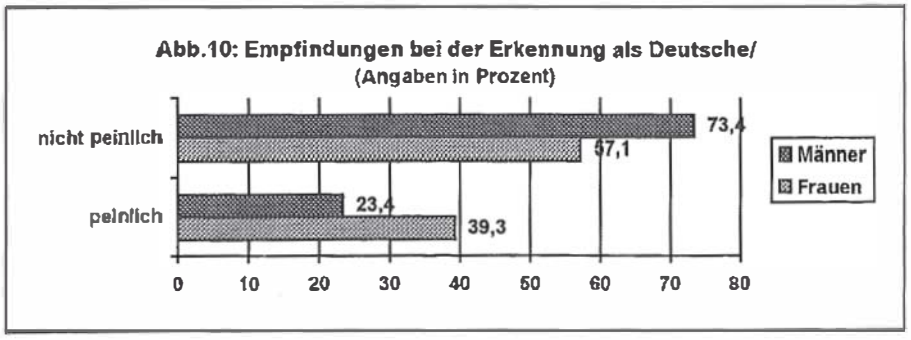



### *4.3.3 Selbstbild als Deutsche*

Die Frage, ob es manchmal peinlich wäre, auf Reisen als Deutsche/r erkannt zu werden, beantworteten 62,9% der Teilnehmer mit nein und immerhin 33,7% mit ja. 3,4% machten hierzu keine Angabe. Die jüngeren Befragten verneinten die Frage am häufigsten, während mit zunehmendem Alter die Antwort „ja" zunahm. Dieser Alterseffekt läßt sich zum Teil mit den genannten Gründen erklären, weswegen es manchmal peinlich ist, als Deutsche/r erkannt zu werden. Hier wurde am häufigsten

der Themenkreis zweiter Weltkrieg und Nationalsozialismus genannt, gefolgt von der Ansicht, daß Vorurteile gegenüber Deutschen bestehen, Deutsche ausländerfeindlich wären und sich einige Deutsche daneben benehmen. Mit diesen Begründungen dürften sich die jüngeren Befragten noch nicht so häufig auseinandergesetzt haben, was zu oben genanntem Alterseffekt führt.

Bei der Beantwortung der Frage bestehen außerdem geschlechtsspezifische Differenzen, die Abbildung 10 entnommen werden können.




### *4.3.4 Vermutete Beliebtheit der Deutschen bei den Europäern*

Bei der Frage, wie stark die einzelnen europäischen Länder die Deutschen mögen, wurden die Italiener, die Schweizer ,die Spanier und die Österreicher so eingeschätzt, daß sie die Deutschen am meisten mögen, gefolgt von den Griechen und Dänen. Ganz hinten in der Einschätzung stehen die Engländer. Bei der Beantwortung dieser Frage stand eine fünfstufige Skala von 1 = „gar nicht mögen" bis 5 = „sehr gern mögen" zur Verfügung, wobei der höchste vergebene Durchschnittswert bei 3,4 lag. Diese mäßige Einschätzung der Beliebtheit der Deutschen als Volk paßt zu den Ergebnissen, daß es Deutschen zum Teil unangenehm ist, als solche erkannt zu werden (siehe 4.12.).

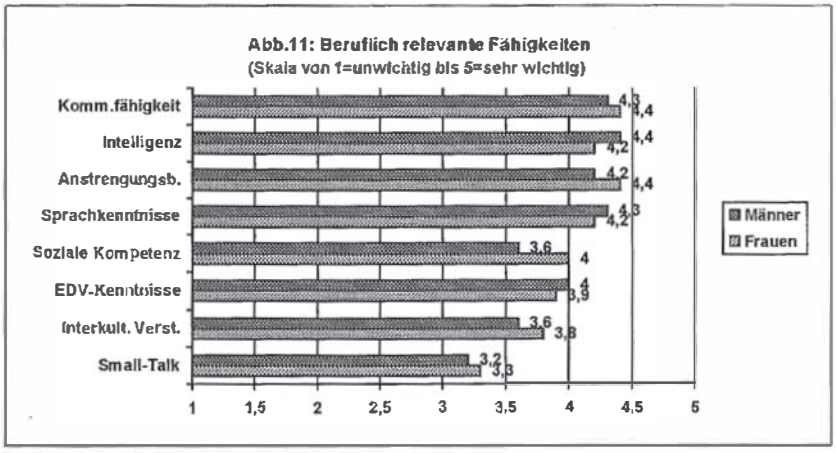
### *4.3.5 Ablehnung durch Einheimische*

62,5% der Befragten hatten nicht die Erfahrung gemacht, von den Einheimischen abgelehnt worden zu sein, weil sie aus Deutschland kommen. 30,3% gaben an, daß ihnen die Einheimischen aus diesem Grund distanziert begegnet waren bzw. sie von ihnen abgelehnt wurden. Hier fühlte die jüngere Altersgruppe wiederum weniger Ablehnung als die Älteren. Als Gründe für die Ablehnung wurde die damals aktuelle Fußball-Europameisterschaft und bestehende Vorurteile gegenüber Deutschen genannt.

## 4.4 Berufliche Zukunft und Sprachreisende

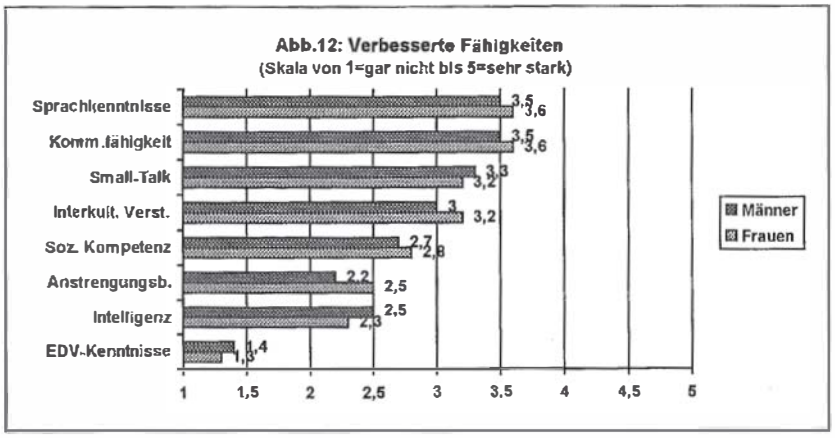
### *4.4.1 Subjektive Einschätzungen der Voraussetzungen für beruflichen Erfolg*

Die formulierte Frage lautete: „Was glaubst Du, wie wichtig die folgenden Merkmale, Eigenschaften oder Fähigkeiten sind, um beruflich erfolgreich zu sein?"
Als wichtigste Eigenschaft wurde Kommunikationsfähigkeit genannt, gefolgt von Anstrengungsbereitschaft, Intelligenz, Sprachkenntnissen, sozialer Kompetenz, die vor allem von den Frauen hoch bewertet wurde, EDV-Kenntnissen, interkulturellem Verständnis und Small-Talk. Einzelheiten können Abbildung 11 entnommen werden.



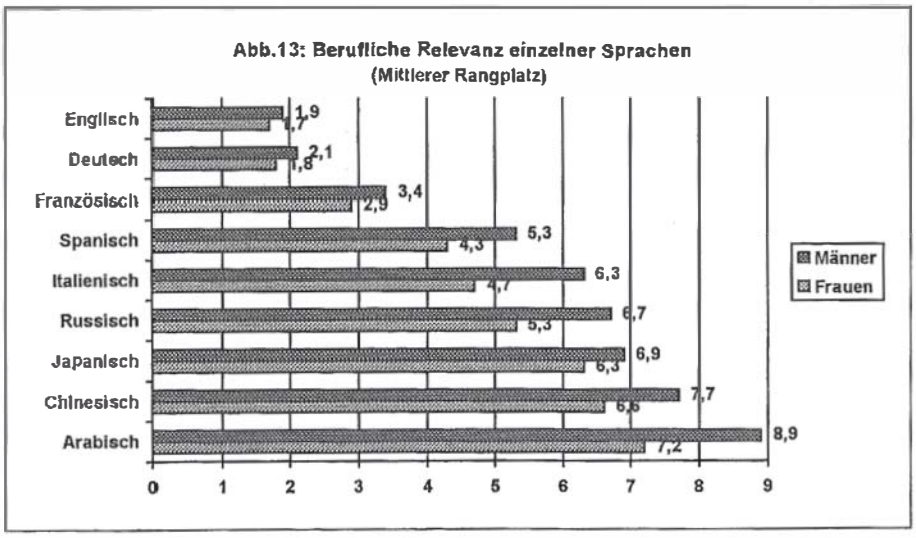

### *4.4.2 Verbesserungen der beruflich relevanten Fähigkeiten*

Die am meisten verbesserten Fähigkeiten waren Kommunikationsfähigkeit und Sprachkenntnisse gefolgt von Small-Talk, interkulturellem Verständnis, sozialer Kompetenz, Anstrengungsbereitschaft, Intelligenz und EDV-Kenntnissen. Abbildung 12 zeigt Einzelheiten dazu.



### *4.4.3 Subjektive Einschätzung der Wichtigkeit von Sprachen im Beruf*

Die Teilnehmer sollten einschätzen, wie wichtig später einzelne Sprachen für sie im Beruf sein werden und für diese Plätze vergeben. Insgesamt stand Englisch an der Spitze, gefolgt von Deutsch, Französisch, Spanisch, Italienisch, Russisch, Japanisch, Chinesisch und schließlich Arabisch. Es gab deutliche geschlechtsspezifische Differenzen, die Abbildung 13 entnommen werden können.




## 5. Diskussion

Das Ziel der vorliegenden Studie war, die Qualität einer Sprachreise für Jugendliche zu überprüfen, sowie grundsätzliche Erkenntnisse über das Sprachreisen zu gewinnen. Erfragt wurden in diesem Zusammenhang nicht nur sprachliche Aspekte, wie z. B. gewünschte Verbesserungen und tatsächliche sprachliche Verbesserungen nach der Reise, sondern ebenfalls nicht-sprachliche Erfahrungen (qualitative Aspekte) während der Reise, wie z. B. evtl. Ablehnung durch Einheimische, Einblick in die Kultur des Urlaubslandes, Unternehmungen mit der Gastfamilie. Erfaßt wurden außerdem Einstellungen gegenüber einzelnen europäischen Ländern und Vorstellungen über berufsrelevante Faktoren.

Die Zufriedenheit mit der Sprachreise insgesamt fiel gut aus. Ebenso deckten sich die sprachlichen Erwartungen mit den tatsächlichen Verbesserungen.

Die Teilnehmer hatten offenbar ein gutes Verhältnis zu ihren Gastfamilien. Es war fast bei allen Familien üblich, daß die Jugendlichen abends mit ihren Gastfamilien zusammensaßen und sich unterhielten, was dazu beitrug, Hemmungen bzgl. der Fremdsprache abzubauen.

Im Zusammenhang mit den erfaßten Vorlieben bzw. Abneigungen gegen europäische Länder wäre es interessant, genauer zu erforschen, wie die angegebenen Wertungen zustande kommen; daß Großbritannien als das beliebteste Land genannt wird, könnte man evtl. mit Dissonanzreduktion nach Entscheidungen erklären, (Festinger, 1957). Aber weshalb wird Polen am meisten abgelehnt? Wie kommen Abneigungen zustande? Welche Vorurteile und Erfahrungen gehen in die Wertschätzungen mit ein, und wie kommen die deutlichen geschlechtsspezifischen Differenzen zustande?

Weitere Forschungsbemühungen wären ebenfalls interessant, um Erklärungen dafür zu finden, warum es den weiblichen Teilnehmern deutlich häufiger als den männlichen auf Reisen manchmal peinlich ist, als Deutsche/r erkannt zu werden.

Insgesamt ist von Bedeutung, daß die Teilnehmer einer Sprachreise völlig unterschiedliche Noten in der Fremdsprache haben, es entscheiden sich sowohl sehr viele gute Schüler aus sprachlichem Interesse für eine solche Sprachreise als auch schlechtere Schüler, denen es darum geht, ihre Schulnoten zu verbessern. Es erscheint wichtig, diese Heterogenität der Teilnehmer bei der Konzeption einer Sprachreise zu berücksichtigen.

Mit dem Hintergrund eines zusammenwachsenden Europas, halten die befragten Jugendlichen Sprachkenntnisse für sehr bedeutsame Fertigkeiten, um beruflichen Erfolg zu erlangen. Betrachtet man dieses Ergebnis als repräsentativ für die Altersklasse der Jugendlichen, werden Sprachreisen auch in Zukunft relevant sein und bleiben, um sich auf dem Gebiet der Fremdsprachen fit zu machen und direkte Erfahrungen mit der Fremdsprache zu sammeln.

## 6. Literatur

Braun, O.L. (1997): Ost-West-Unterschiede und Urlaubszufriedenheit bei Sprachreisen. Gruppendynamik, im Druck.

Festinger, L. (1957): A theory of cognitive dissonance. Evanston, Ill.: Row, Peterson.

**Anschrift der Verfasser:** Susanne Wörz und Dr. Ottmar Braun, c/o Universität Koblenz-Landau, Fachbereich 8: Psychologie, Arbeits-, Betriebs- u. Organisationspsychologie, Im Fort 7, D-76829 Landau

Wörz, S./Braun, O.: Sozialpsychologische Aspekte bei jugendlichen Sprachreisen: Urlaubszufriedenheit, Reisewirkungen, Europa und berufliche Zukunft. In: SPEKTRUM FREIZEIT, 19. Jg., Heft 1/1997, S. 178ff.

**MITTEILUNGEN DER KOMMISSION FREIZEITPÄDAGOGIK DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT (DGfE)**

WOLFGANG NAHRSTEDT · BIELEFELD

# „Von der Muße her bekommt die Arbeit ihren Sinn":[1] Franz Pöggeler 70 Jahre (1926-1996)

## 1. Freizeitpädagogik: „Resultat von drei Jahrzehnten"

Wer an einem 23. Dezember geboren wurde wie Franz Pöggeler, kommt schon a priori um die Auseinandersetzung, noch dazu eine religiöse, mit dem Thema Freizeit nicht herum. Wenn diese Geburt dann noch im Jahr 1926 erfolgte, in the golden twenties, am Vorabend des Jahres, in dem Fritz Klatt den Begriff Freizeitpädagogik zuerst publizierte (1927), dann führt zumindest für einen Erwachsenenbildner an einer Theoretisierung dieses Begriffs eigentlich kein Weg mehr vorbei.

1965 publizierte Franz Pöggeler seinen ersten Beitrag zum Thema „Freizeitpädagogik. Ein Entwurf". 1995 erschien einer seiner bisher letzten Beiträge: „Warum überhaupt Freizeitpädagogik? Antworten als Resultat von drei Jahrzehnten" (Freizeitpädagogik 1/95: 33–40). Dieser Aufsatz erschien im ersten Heft unserer gemeinsamen Zeitschrift für das Jahr 1995, das zuletzt den Namen „Freizeitpädagogik" trug, das aber zugleich als erstes unter dem neuen Chefredakteur Reinhold Popp, Innsbruck, herausgegeben wurde. Vom nächsten Heft an (2-3/1995) erhielt die Zeitschrift den Namen „Spektrum Freizeit". Das letzte Heft Freizeitpädagogik war dem Schwerpunktthema gewidmet: „Bilanz der Freizeitpädagogik". Der Generations- und Titelwechsel signalisierte zugleich eine Trendwende.

30 Jahre hat Franz Pöggeler über Freizeitpädagogik publiziert, Freizeitpädagogik theoretisch mit entwickelt und politisch mit vertreten. Was wurde erreicht? Was zeichnet sich nun für die Zukunft ab? Ist die Freizeitpädagogik am Ende? Oder ist ein Neubeginn gefordert? Ein Rückblick mag die Antwort erleichtern.

## 2. Erste Phase: Vorbereitung (1949–1954)

Pöggelers Entwurf zur Freizeitpädagogik von 1965 hatte eine Vorgeschichte. Sie begann offensichtlich in Hamburg und ist nicht zuletzt mit dem Namen Wilhelm Flitner verbunden, unserem gemeinsamen Lehrer. Flitner hatte die Bedeutung der Freizeit für die Erwachsenenbildung bereits in den zwanziger Jahren erkannt. Doch Franz

[1] Aus: F. Pöggeler: Freizeitpädagogik. Freiburg i. Br. 1995. S. 19.

Pöggeler ist eine Studentengeneration älter als ich. So haben wir uns in Hamburg nicht mehr getroffen. Wenn ich bei seiner eigenen Darstellung auf dem Empfang aus Anlaßseines 70. Geburtstages am 11. Januar 1997 im Jugendgästehaus Bonn-Venusberg richtig mitgehört habe, erhielt Franz Pöggeler seinen ersten Lehrauftrag 1949. Er verließ Hamburg 1954 in dem Jahr, in dem ich mein Studium dort begann.

Franz Pöggeler begann – soweit die Universitätsbibliothek Bielefeld erkennen läßt – um 1955 zu publizieren. Erwachsenenbildung war und blieb sein Hauptthema. Eine „Einführung in die Andragogik" (1957), „Methoden der Erwachsenenbildung" (1964), ein „Handbuch der Erwachsenenbildung" (1974ff), „Neue Theorien der Erwachsenenbildung" (1981) usw. entstanden.

Von der Erwachsenenbildung her hat Franz Pöggeler seinen Zugang zur Erziehungswissenschaft unter Einschluß von Schulpädagogik (1954 u.ö.), Jugendbildung (1965), Jugendtourismus (1969 u.ö.), religiöse Erziehung (1968 u.ö.), politische Pädagogik (1954 u.ö.) bis zur „Macht und Ohnmacht der (allgemeinen) Pädagogik" (1993) sehr breit entfaltet. Freizeitpädagogik war so nur eines seiner Themen. Aber es wurde seit den 70er Jahren auch für ihn zunehmend zentraler. Bis heute gehört ihm seine Aufmerksamkeit.

## 3. Zweite Phase: Durchbruch (1965–1970)

Sein Entwurf von 1965 kam zur rechten Zeit. Er setzte – kurz und präzis – ein Signal. Er faßte – wie er es selbst eingangs skizzierte – drei Entwicklungslinien zusammen. Er schuf damit eine Grundlage für die danach einsetzende geradezu „stürmische" Entwicklung:

- Eine Linie leitete sich von der Freizeitbewegung der Arbeiterschaft her. Sie hatte in den Begriffen „Schöpferische Pause" (1921) und „Freizeitpädagogik" (1927/29) durch Fritz Klatt bereits einen Ausdruck gefunden. Sie führte über Johannes Zielinskis „Freizeit und Erziehung" (1954) und über die Dokumentation von Julius Gebhard und mir über „Studentische Jugendarbeit. Ein Beitrag zur Freizeiterziehung" (1963) zu einem pädagogisch-pragmatischen Ansatz der Freizeitpädagogik.
- Eine zweite Linie entwickelte sich aus den Spieltheorien von Friedrich Schiller und Johann Huizinga. Sie betont die Herkunft der Freizeitpädagogik aus der bürgerlichen Aufklärungsbewegung. Auf sie bezog auch ich mich in der Dokumentation von 1963, dann in meiner Examensarbeit zur Entstehung der Freizeit (1964) und in der gleichnamigen Dissertation (1968). Gisela Wegener-Spöhring hat diese Linie dann seit den 80er Jahren auf einer spieltheoretischen Basis für die Freizeitpädagogik weitergeführt.
- Eine dritte Linie ist bereits antiken Ursprungs. Sie wurde für Franz Pöggeler die entscheidende. Im Entwurf von 1965 heißt es: „Von der Muße her bekommt die Arbeit ihren Sinn" (S. 19). Dieser Satz kennzeichnet offensichtlich das Motto,

wenn nicht sogar das zentrale Motiv von Franz Pöggeler. Dieser Satz stammt aus der Politaia des Aristoteles. Der Begriff Muße signalisiert eine philosophisch theologische Tradition des Abendlandes. Noch im Begriff der Schule („skolä") (S. 3) ist er zu finden. Aber auch die US-Tradition der „Theory of Leisure" (S. 3) auf der Grundlage der amerikanischen Menschenrechtserklärung mit dem (in Deutschland weitgehend unbekannten) Recht eines „pursuit of happiness" hat an diese Tradition bis heute angeknüpft. Franz Pöggeler hat in seinem Entwurf darauf hingewiesen.

Der Entwurf von 1965 stellt so eine Art Drehscheibe dar für den Durchbruch zur Freizeitpädagogik in den 60er Jahren. Zwischen 1963 und 1968 wird die Freizeitpädagogik auf den Punkt gebracht. 1963 hatte Erich Weber mit der ersten Habilitationsschrift zur Freizeitpädagogik unter dem Titel „Das Freizeitproblem. Anthropologische-pädagogische Grundlagen" einen theoretischen Grundlagenversuch auf der Basis der Mußetheorie versucht. Von 1963 bis 1965 wird am Beispiel der Jugendarbeit auf unterschiedlichen Wegen Freizeitpädagogik als neue Aufgabe weitergeführt von Gebhard/Nahrstedt (1963), von C.W. Müller (1965), von Giesecke, Kentler, C.W. Müller, Mollenhauer (1965) und von Rüdiger (1965).

Von 1967 bis 1969 setzten dann H. Giesecke, W. Nahrstedt, H.W. Opaschowski u. a. mit einer eigenen ausführlichen historisch begründeten und systematisch entwickelten Theorie der Freizeitpädagogik ein. Der Entwurf von 1965 steht dazwischen, faßt die Versuche vorher zusammen und bereitet die folgenden vor.

## 4. Dritte Phase: Institutionalisierung (1971-1990)

Die 70er Jahre brachten die Institutionalisierung der Freizeitpädagogik. Die theoretisch-literarische Diskussion wurde umfangreicher. Empirische und experimentelle Forschungen über Modelle und Projekte der Freizeitpädagogik kamen hinzu. Seminarreihen, Studienrichtungen und sogar Studiengänge zur Freizeitpädagogik entwickelten sich an einigen Hochschulen und Universitäten, so in Aachen, Augsburg, Bielefeld, Fulda, Göttingen, Hamburg, Kiel.

Ebenso entstanden Fachorganisationen zur Vernetzung der einzelnen Initiativen und Ansätze. So übernahm Franz Pöggeler den Vorsitz einer Kommission Freizeitpädagogik der DGF und publizierte als ein Ergebnis „Modelle der Freizeitpädagogik" (1978). Im Rahmen der DGfE gehört Franz Pöggeler zu den Gründern der DGfE-Kommission Freizeitpädagogik 1978. Er gehörte bis 1990 über 12 Jahre dem Vorstand an. Er gehört ebenfalls zu den Mitbegründern der Fachzeitschrift „Freizeitpädagogik" und bis heute zu ihren Herausgebern.

In dieser Phase war Franz Pöggeler zugleich Vorsitzender des DJH (1969–1987). Jugendtourismus wurde zu einem gemeinsamen Thema von DGfE-Kommission Freizeitpädagogik und DJH. Franz Pöggeler öffnete die Jugendherberge der Kommission für Treffen und Tagungen (1979 Köln-Deutz; 1983 Bonn-Bad Godesberg; später Hamburg). Das DJH öffnete er für die Aufgaben der Freizeitpädagogik als einer Grundlage für neue zukunftsweisende Angebote.

## 5. Vierte Phase: Globalisierung (1990–)

1990 schied Franz Pöggeler aus dem Vorstand der DGfE-Kommission Freizeitpädagogik aus. Eine neue Epoche begann. Mit dem Öffnen der Grenzen (1989), dem Anschluß der DDR (1990) und der Entstehung der Europäischen Gemeinschaft (1993) setzte eine neue Dynamik verbunden mit einem Generationsschub ein. Doch Franz Pöggeler hat diesen Prozeß nicht zuletzt durch seine reiche globale Erfahrung über das Internationale Jugendherbergswerk kritisch auch für die Freizeitpädagogik weiter begleitet. Auf den Tagungen und Symposien der DGfE-Kommission Freizeitpädagogik war er auch in den 90er Jahren noch immer als Redner vertreten. In der Zeitschrift Freizeitpädagogik hat er weiter publiziert. So resümiert er 1995 das „Resultat von drei Jahrzehnten" (Freizeitpädagogik 1/1995:40):

„Es genügt nicht, zuschauend die Entwicklung der Freizeit zu begleiten; es geht auch um Eingriffe in die Entwicklung, um Impulse wie auch um Kurskorrekturen zur rechten Zeit. Insofern muß Freizeitpädagogik eine politische Wissenschaft sein. Ein Politikum ist übrigens auch die Frage, inwiefern es der Freizeitpädagogik seit dem Bildungsreform-Boom der seehziger Jahre überhaupt gelungen ist, das Freizeitbewußtsein unserer Gesellschaft zu beeinflussen". „Deshalb kehrten manche Interessenten in Politik, Wirtschaft und Kultur der Freizeitpädagogik enttäuscht den Rükken. Eine neue Ortsbestimmung der Freizeitpädagogik steht auf der Tagesordnung der Zukunft."

Worin besteht die „neue Ortsbestimmung der Freizeitpädagogik (... für die) Zukunft"? Globalisierung erscheint als ein Begriff dafür. Märkte, Arbeitsplätze und Arbeitszeiten werden global neu verteilt und aufgeteilt. Die Arbeitnehmer werden weltweit selbstbewußter. Arbeitszeit und Lebenszeit, Produktion und Konsum, Wohlstand und Armut, Leben und Politik werden neu ausgehandelt. Franz Pöggeler hat immer die Gleichwertigkeit des Rechts auf Arbeit und des Rechts auf Freizeit betont. In einer globalen Neubestimmung liegt die Perspektive.

## 6. Weitblick

Die DGfE-Kommission Freizeitpädagogik dankt Franz Pöggeler für die Weiterentwicklung der Freizeitpädagogik. Sie ist gekennzeichnet durch kritischen Weitblick und globale Verknüpfung. Sie beruht auf umfassender Informiertheit, gepaart mit einem erstaunlichen Gedächtnis. Wir danken für die konstruktive Unterstützung, die verläßliche Loyalität, die konsequente Grundposition. Der Kommissionsvorstand bestand zeitweise – politisch gesehen – nicht nur aus einer „großen", sondern aus einer „totalen" Koalition von links über grün, liberal bis rechts. Immer aber ist im Interesse des Ziels, die Bedeutung der Freizeitpädagogik für (post-) moderne Gesellschaften zu verdeutlichen, ein Kompromiß, meist sogar ein Konsens gelungen. Dafür ist nicht zuletzt der Integrationskraft von Franz Pöggeler als einer globalen Persönlichkeit zu danken.

## Literaturverzeichnis

Gebhard, J./Nahrstedt, W. 1963: Studentische Jugendarbeit. Ein Beitrag zur Freizeiterziehung. Hamburg.

Giesecke, H. (Hg.) 1968: Freizeit- und Konsumerziehung. Göttingen.

Giesecke, H./Keil, A./Perle, U. 1967: Pädagogik des Jugendreisens. München.

Klatt, F. 1921: Schöpferische Pause. Jena. 28.–31. Tsd. Wien 1952.

Klatt, F. 1927: Pädagogisierung der Freizeit. In: Das junge Deutschland 21(1927)9: 420–427.

Klatt, F. 1929: Freizeitgestaltung. Stuttgart.

Müller, C.W. 1965: Jugendpflege als Freizeiterziehung. Weinheim.

Nahrstedt, W. 1968: Die Entstehung der Freizeit. Dissertation Uni Hamburg. (Druck: Göttingen 1972. 2. Aufl. Bielefeld 1988).

Nahrstedt, W. 1970: Freizeit und Aufklärung. In: Vjschr. für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte: 46–92.

Nahrstedt, W. 1974: Freizeitpädagogik in der nachindustriellen Gesellschaft. 2 Bde. Neuwied.

Opaschowski, H.W. 1970: Jugendauslandsreisen. Neuwied.

Opaschowski, H.W. (Hg.) 1970: Freizeitpädagogik. Bad Heilbrunn.

Opaschowski, H.W. 1976: Pädagogik der Freizeit. Bad Heilbrunn.

Pöggeler, F. 1957: Einführung in die Andragogik. Grundlagen der Erwachsenenbildung. Ratingen b. Düsseldorf.

Pöggeler, F. 1964: Methoden der Erwachsenenbildung. Freiburg i. Br.

Pöggeler, F. 1965: Freizeitpädagogik. Ein Entwurf. Freiburg i. Br.

Pöggeler, F. 1974 ff.: Handbuch der Erwachsenenbildung. Stuttgart.

Pöggeler, F. (Hg.) 1978: Modelle der Freizeitpädagogik. Düsseldorf.

Pöggeler, F. 1981: Neue Theorien der Erwachsenenbildung. Stuttgart.

Pöggeler, F. 1993: Macht und Ohnmacht der Pädagogik: 1945 bis 1993. München.

Pöggeler, F. 1995: Warum überhaupt Freizeitpädagogik? Antworten als Resultat von drei Jahrzehnten. In: Freizeitpädagogik 1/95: 33–40.

Rüdiger, H. 1965: Pädagogik der Jugendbildungs- und Freizeitstätten. Hamburg.

Weber, E. 1963: Das Freizeitproblem. Anthropologisch-pädagogische Grundlagen. München.

Wegener-Spöhring, G. 1991: Massentourismus und Pädagogik. Hohengehren.

Wegener-Spöhring, G. 1995: Aggressivität im kindlichen Spiel. Weinheim.

Zielinski, J. 1954: Freizeit und Erziehung. München.

**Anschrift des Verfassers:** Univ. Prof. Dr. Wolfgang Nahrstedt, c/o Universität Bielefeld, Fakultät für Pädagogik, AG 10, Postfach 10 01 31, 33501 Bielefeld.